

RISTO ISOMÄKI  
**ASCHEREGEN**

**THRILLER**



**BASTEI  
LÜBBE**

Risto Isomaki

# **Ascheregen**

Roman

# IMPRESSUM

Lübbe Digital

Vollständige E-Book-Ausgabe

des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG erschienenen Werkes

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2007 by Risto Isomäki

Titel der finnischen Originalausgabe: Litium 6

Published by agreement with Tammi Publishers, Helsinki

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2011 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln

Datenkonvertierung E-Book:

Urban SatzKonzept, Düsseldorf

ISBN 978-3-8387-0252-0

Sie finden uns im Internet unter

[www.luebbe.de](http://www.luebbe.de)

Bitte beachten Sie auch: [www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

**Risto Isomäki** ist Schriftsteller, Wissenschaftsredakteur und Umweltaktivist. Er hat bereits an mehreren internationalen Umweltprojekten mitgearbeitet.

Mit seinem Bestseller DIE SCHMELZE - und dem damit verbundenen Text »34 Ways to Stop Global Warming« - hat er die EADS (European Aeronautic Defence and Space Company) auf sich aufmerksam gemacht und agiert inzwischen als deren Berater.

ASCHEREGEN ist sein fünfter Roman, mit dem er viele Leser in Finnland aufgerüttelt hat:

Die Gefahren der Atomkraft werden hierin so überzeugend geschildert, dass einem angst und bange wird.

## PROLOG

GLÜCKLICHER DRACHE,

1. MÄRZ 1954

Kann es im Paradies schneien?

Bei Anbruch des Tages, der die ganze Welt unwiderruflich verändern sollte, lag die Koralleninsel Rongelap still in der Dunkelheit der Nacht im Schoß des Stillen Ozeans. Die sanfte, langsame Dünung des Ozeans brach sich an dem ringförmigen Riff des die Insel schützenden Atolls zu Gischt. Auf den weißen Ufersand wälzte sich nur niedriger, ungefährlicher Schaum, der den feinen Korallensand leise hin und her bewegte. Die Palmen rauschten im milden Wind. Das langsame, beruhigende Tosen der Brandung drang ins Bewusstsein der Menschen, die in ihren Hütten schliefen. Bis zum Morgen war es noch eine Weile hin, und noch gab es keinen Grund zu erwachen.

Wenn es auf der Erde einen Ort gab, der ans Paradies erinnerte, dann war er hier. Die feuchte Luft der dunklen Nacht war wie warme, weiche Seide.

Auf dem offenen Meer, dreihundert Kilometer weiter westlich, schaukelte ein einsamer Fischtrawler in dem leichten Seegang. Es war *Daigo Fukuryu Maru*, der Glückliche Drache. Oder, genauer, der Glückliche Drache Nummer fünf, denn vier Schwesterschiffe der *Daigo Fukuryu* waren schon vor diesem in der Werft vom Stapel gelaufen. Der fünfte Glückliche Drache war ein paar Tage zuvor mit dreiundzwanzig Mann Besatzung an Bord aus dem Hafen Yaizu ausgelaufen, um seinen Laderaum mit dem von den japanischen Verbrauchern so heiß begehrten saftigen Thunfisch zu füllen.

Es war 6.45 Uhr in der Frühe, und bald würde die Sonne aufgehen. Die Besatzung erwachte allmählich. Der Glückliche Drache hatte am Abend seine Grundleine ausgelegt. Bald würde sich zeigen, was alles an den Haken hing und wie viel Glück sie diesmal gehabt hatten.

Da begann der Westhimmel, sich ohne jegliche Vorwarnung zu erhellen.

»Die Sonne geht ... auf der falschen Seite auf«, sagte einer der Fischer und hielt den Atem an.

Der Horizont begann zu gleißen, und gleich darauf war es auf dem Meer fast ebenso hell wie am Tag. Die ganze Mannschaft der *Daigo Fukuryu Maru* versammelte sich an Deck. Stumm betrachteten sie den Westhimmel mit Gefühlen, in denen sich Angst und Verwunderung mischten.

Sieben Minuten später erfüllte ein ohrenbetäubender Donner die Welt; als wären tausend Blitze auf einmal vom Himmel niedergegangen oder als hätte es um sie herum in allen Richtungen einen kolossalen, unsichtbaren Erdrutsch gegeben. Irgendwo sehr weit entfernt erhob sich ein glühender orange-gelb-roter Feuerball. Sehr viel später sollten sie hören, dass er fast zehn Kilometer im Durchmesser maß.

»Dort liegt das Bikini-Atoll«, sagte einer der Fischer. »Die Amerikaner haben wieder Versuche gemacht. Das ist ein Pikadon!«

Seine Kameraden erschrecken. Ein Pikadon! Eine Bombe von der Art, wie sie zwei japanische Städte vernichtet und Hunderttausende von Menschen getötet hatte.

»Sie haben nichts dergleichen angekündigt«, zweifelte ein anderer Fischer.

»Das tun sie nicht immer.«

Hinter ihnen tauchte der Kapitän auf. Mit gerunzelter Stirn betrachtete er den in Flammen stehenden westlichen Himmel. »Kann ... das da gefährlich sein?«, fragte einer der Männer den Kapitän.

Der schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte er entschieden. »Wir sind weit entfernt von der verbotenen Zone. Mindestens dreißig, vierzig Kilometer vom äußeren Rand. Bis zum Bikini sind es zweihundert Kilometer. Wir gehen jetzt wieder an die Arbeit.«

Trotz der Worte des Kapitäns wirkte der Fischer weiterhin besorgt.

»Sie haben ihre Versuche schon viele Male gemacht«, erinnerte sie der Kapitän. »Das Gefahrengelände hat nie so weit gereicht. Nicht im Entferntesten. Wenn wir ganz nah am Bikini dran wären, müssten wir uns vielleicht Sorgen machen. Aber in zweihundert Kilometer Entfernung? Glaubt mir, wir haben kein Problem, selbst wenn der Wind von dort hierher weht.«

Der Fischer beruhigte sich etwas, denn er wusste, der Kapitän sprach die Wahrheit.

»Sie haben aber heute größere Atombomben als früher«, sagte er trotzdem.  
»Angeblich tausendmal größere. Sie heißen Wasserstoffbomben. Die Bombe, die vor zwei Jahren gezündet wurde, war so eine.«

»Wasserstoffbomben sind zwar größer, aber sie verursachen nicht so einen gefährlichen radioaktiven Niederschlag«, versicherte der Kapitän. »Sie brennen irgendwie sauberer als die anderen Atombomben.«

Einige Stunden später begann es, Asche vom Himmel zu regnen. Zuerst schwebten einige große, graue Flocken in der Luft, dann wurde der Ascheregen dichter, so als hätte es irgendwo in der Nähe einen gewaltigen Vulkanausbruch gegeben. Die Besatzung der *Daigo Fukuryu Maru* fand, die federleichten Flocken wirkten wie riesengroße Schneeflocken, abgesehen davon, dass Schneeflocken meistens weiß waren. Das waren diese hier nicht.

Fast drei Stunden lang regnete es Asche auf den Glücklichen Drachen, sodass zuletzt das ganze Deck von einer Ascheschicht bedeckt war, und wenn die Besatzungsmitglieder darüberliefen, blieben in der Asche die Spuren ihrer Schuhsohlen zurück. Dann hörte der Ascheregen auf, bald schwebten am Himmel nur noch hier und da vereinzelt Flocken, dann auch das nicht mehr. Der Kapitän befahl seiner Mannschaft, das Deck zu fegen, aber viele Männer sammelten erst einmal große Haufen der Asche als Souvenir und Mitbringsel ein. Sie taten die Asche in große Säcke und kleine Gläser.

Plötzlich bemerkte der Kapitän etwas Seltsames.

»Ichiro«, sprach er einen der Männer an. »Deine Haut ist ganz rot. Als wäre sie verbrannt.«

Ichiro wandte sich seinem Kapitän zu, und da bemerkte dieser, dass Ichiro auch an der Wange etwas Auffälliges hatte.

»Ichiro ... vielleicht solltest du dich hinlegen und dich ausruhen«, sagte der Kapitän.

Und in diesem Moment bemerkte der Kapitän, dass auch er selbst sich nicht recht wohlfühlte. In den Mundwinkeln fühlte er einen kleinen, scharfen Schmerz. Er war dort schon einige Zeit zu spüren gewesen, aber erst jetzt so stechend geworden,

dass der Kapitän sich seiner bewusst wurde. Der Schmerz wurde immer heftiger, sodass der Kapitän zunehmend darunter litt. Außerdem wühlte tief innen in seinem Körper ein vages Gefühl von Übelkeit. Wie ein großer, fester Klumpen, der immer schwerer wurde. Hatte er etwas Verdorbenes gegessen? Er hatte sonst niemals Magenprobleme.

Da hörte er hinter sich ein ekelhaftes, gurgelndes Geräusch. Einer seiner Männer musste sich plötzlich übergeben. Er drehte sich um und sah, wie der Mann sich nahezu gewaltsam über die Reling ins Meer erbrach. Es dauerte nur einen Augenblick. Auch einem anderen Mann wurde übel und dann noch einem dritten. Und auch die Übelkeit, die dem Kapitän zusetzte, ging nicht vorüber, sie wurde immer schlimmer. Es schwindelte ihn, und seine Gelenke und Muskeln schmerzten. Überall gleichzeitig.

Der Kapitän erkannte, dass hier etwas nicht stimmte. Er wusste nicht, was sich die Amerikaner diesmal ausgedacht hatten, aber in dem unermesslich großen Feuerball, den sie über dem Bikini-Atoll ausgelöst hatten, war offenbar wieder etwas ganz Neues gewesen. Etwas, das den Niederschlag noch Hunderte von Kilometern entfernt gefährlich machte.

»Wir müssen hier weg«, sagte der Kapitän zum Steuermann des Glücklichen Drachen. »Wir fahren nach Hause. Sofort.«

»Aber ...«

»Wir fahren. Jetzt. Das ist nicht normal.«

Der Trawler drehte nach Osten ab, die Maschine arbeitete mit voller Kraft. Aber wenig später war schon die gesamte Mannschaft des Glücklichen Drachen krank und litt an Übelkeit.

Der Wind ließ nicht nach. Einige Stunden später erreichte der Korallenschnee auch die hundert bzw. dreihundert Kilometer entfernten Atolle Utrik und Rongelap. Palmenblätter und Sandstrände wurden von einem Mantel aus grauen Flocken bedeckt, und die Korallenasche fiel auch auf die Hausdächer und die Haare der Menschen. Kinder und Erwachsene fingen die vom Himmel herabschwebenden Flocken mit den Händen und betrachteten sie, entzückt lächelnd. Das war für sie etwas ganz Neues, denn im Paradies schneit es nicht.

Am nächsten Tag waren alle Bewohner von Utrik und Rongelap schwer krank.

Aber es sollten fast sechzig Jahre vergehen, ehe die Welt verstand, um wie vieles gefährlicher der Heimatplanet der Menschen an jenem schicksalsschweren Tag plötzlich geworden war.

Eins

RAPID-L

»Man könnte sich vorstellen, dass Radium in den Händen von Verbrechern sehr gefährlich werden könnte [ ...]. Wir können uns fragen, ob die Menschheit davon profitiert, dass sie die Geheimnisse der Natur kennenlernt. Ich gehöre zu denjenigen, die wie Nobel glauben, dass die Menschheit von den neuen Entdeckungen mehr Nutzen als Schaden haben wird.«

Pierre Curie,

einer der beiden Entdecker des Radiums,

in Stockholm bei der Zeremonie zur Verleihung

des Nobelpreises

Als Hauptkommissar Kenzaburo Niori das Gebäude sah, spürte er sofort, dass hier etwas absolut nicht stimmte.

»Fordere Verstärkung an«, sagte er zu Akiko Nobura. »Hier ist etwas Schlimmes passiert. Etwas sehr Schlimmes.«

Wie kannst du das wissen, dachte Nobura, stellte jedoch die klare Anweisung ihres Vorgesetzten nicht infrage. Jüngere Untergebene taten so etwas nicht. Zumal wenn es sich um eine Frau handelte, die erst vor ein paar Jahren ihre Ausbildung abgeschlossen hatte.

»Und ruf einen Schlosser«, fügte Niori hinzu. »Zur Sicherheit.«

Hauptkommissar Niori betrachtete das vor ihm aufragende zwanzigstöckige Bürogebäude, die Hauptverwaltung des Yoshikawa-Konzerns. Die Glaswände des Gebäudes schimmerten im Halbdunkel der Nacht matt hellgrün. Nur in der Empfangshalle unten brannte ein gelbes Licht. Aber auch dort war niemand zu sehen, obwohl Mitsuru Kemba am Telefon gesagt hatte, dass sich im Erdgeschoss Wachleute aufhalten würden, die ihnen bestimmt entgegenkommen würden.

Wieder drückte Niori die Klinke der Glastür herunter, aber die Tür öffnete sich nicht. Er drückte auch auf den Summer, zum wer weiß wievielten Mal. Die Wachleute hätten es hören müssen, aber niemand erschien. Das ganze Gebäude war still.

Wie eine versiegelte Grabkammer, schoss es Hauptkommissar Niori durch den Kopf. Ihm gefiel der Gedanke nicht.

Das Zentrum von Osaka leuchtete wie ein Lichtermeer hinter ihnen. Die Lichtreklamen an den Wänden der höchsten Wolkenkratzer veränderten ständig ihre Form. In ihrer Nähe befanden sich niedrigere Bürogebäude. Hier und da sah man darin hellere Vierecke, aber nur wenige Fenster waren erleuchtet. Es war kurz nach vier Uhr morgens.

Akiko Nobura legte auf.

»Zwei weitere Streifen sind in einer halben Stunde hier. Der Schlosser müsste

schon vorher da sein.«

»Auch Kemba sollte erscheinen«, knurrte Niori. »Mir schwant Übles.«

»Was beunruhigt Sie?«, wunderte sich Nobura. »Es wirkt doch alles ganz normal.«

»Kemba hat gesagt, in dem Gebäude seien acht Wachleute. Warum hört keiner von ihnen den Summer?«

Vor einer halben Stunde hatte der Geschäftsführer des Yoshikawa-Konzerns den Hauptkommissar geweckt. Auch Nioris Frau Hatsuro und ihre sechs Monate alte Tochter waren vom Klingeln des Telefons wach geworden. Auch wenn Mitsuru Kemba ein geschätzter Bekannter der Familie war, fiel es Niori schwerer als sonst, freundlich und höflich zu sein.

Aber Kemba hatte ihn geradezu angefleht, zur Hauptverwaltung des Konzerns zu kommen. Kemba war mitten in der Nacht eine kleine Sache eingefallen, die er eigentlich schon längst hätte erledigen müssen. Er war aufgestanden und hatte einen der Nachtwächter angerufen. Aber der hatte sich nicht gemeldet. Kemba hatte auch die Handynummern von zwei anderen Wachleuten gewählt, aber ohne Erfolg. Da hatte er die Polizei alarmiert, die versprochen hatte, eine Streife vorbeizuschicken. Als Kemba erneut bei der Polizei anrief, erfuhr er, dass die Streife an Ort und Stelle gewesen war und festgestellt hatte, dass alles in Ordnung war.

Hauptkommissar Niori machte sich nicht gern mehrere Stunden früher auf den Weg, aber er schuldete Mitsuru Kemba einen Gefallen. Und so hatte er sich mit Kemba für eine halbe Stunde später bei der Hauptverwaltung des Yoshikawa-Konzerns verabredet. Er hatte auch die ganz in der Nähe wohnende Akiko Nobura geweckt und sie angewiesen, ihn zu begleiten.

Niori hatte angenommen, er würde sich ganz umsonst bemühen und nur aus Höflichkeit gegenüber Mitsuru Kemba gehandelt. Aber seine Meinung hatte sich geändert, als sie bei dem Gebäude angelangt waren.

Das wird ein sehr langer Tag, dachte Niori.

Kurz darauf sahen sie die Lichter eines sich nähernden Autos. Es hielt vor dem Gebäude, und ihm entstieg ein etwa sechzigjähriger Mann mit grauem Haar. Niori erkannte in ihm sofort Mitsuru Kemba, einen entfernten Verwandten seiner Frau.

»Danke, dass Sie so schnell kommen konnten«, keuchte Kemba und drückte mit beiden Händen Nioris Arm.

Akiko Nobura begrüßte Kemba mit einer Verbeugung.

»Die Nachtwächter reagieren nicht auf das Klingeln«, berichtete Niori.

Kembas Miene verdüsterte sich.

»Ich hab doch gesagt, dass hier etwas nicht stimmt. Einen Moment, ich öffne die Tür.«

Kemba zog seine Codekarte hervor und schob sie ins Lesegerät. Der Schließmechanismus der Tür reagierte nicht.

»Seltsam«, murmelte Kemba. »Ich verstehe nicht, wie das sein kann.«

»Acht Wachleute sind ziemlich viele«, sagte Kenzaburo Niori laut. »Befindet sich in dem Gebäude etwas Wertvolles?«

»Da drin ist der Prototyp eines sehr wertvollen Geräts«, bestätigte Kemba.  
»Beziehungsweise die erste funktionierende, ans Stromnetz angeschlossene Einheit.«

»Um was für ein Gerät handelt es sich?«, erkundigte sich Niori.

Kemba zögerte.

»Das Projekt ist noch geheim«, sagte er ausweichend.

»Für uns kann es wichtig sein, das zu wissen«, beharrte Niori, obwohl er wusste, dass er unhöflich war.

»Mag sein, dass Sie recht haben«, räumte Kemba ein, immer noch mehr als nur ein wenig widerstrebend. »Na schön, im Kellergeschoss befindet sich ein Reaktor der Serie Rapid-L.«

»Ein Reaktor?«, wunderte sich Niori. »Was für ein Reaktor?«

»Na, ein Kernreaktor natürlich.«

»Ein Kernreaktor?«, fragte Niori verblüfft. »So nahe beim Stadtzentrum von Osaka?«

Kemba legte die Stirn in ärgerliche Falten.

»Ich weiß, was Sie denken. An diese Reaktion bin ich gewöhnt. Die Leute haben hysterische Angst vor Kernkraft, aber eigentlich ohne jeden guten Grund. Welche andere Energieform hat denn bisher so wenig Menschen umgebracht wie die Kernkraft? Außerdem ist der Rapid-L ein sehr besonderer Reaktor.«

Im Halbdunkel erschienen die Lichter von zwei sich rasch nähernden Wagen.

»Da kommt wohl der Schlosser«, kommentierte Akiko Nobura. »Das kann noch keine der Streifen sein.«

»Der Rapid-L ist ein sehr weit entwickelter Kernreaktor völlig neuen Typs«, fuhr Kemba fort mit einer von Sorge und Unsicherheit geprägten Stimme, in der gleichwohl auch Stolz lag. »Superkompakt, supersicher. Der Reaktor selbst ist nur sechs Meter hoch und zwei Meter breit, er wiegt nur 7,6 Tonnen.«

»Aha«, sagte Niori. »So, so.«

Der Schlosser hielt neben den Autos von Niori und Kemba und kam die Stufen zu der Ebene des Eingangsbereichs herauf, auf der die drei standen. Er trug einen großen Werkzeugkasten. Der Schlosser musterte sie und begrüßte dann zuerst Kemba und gleich danach Niori. Dann nickte er Nobura zu.

»Werde ich hier gebraucht?«

»Sie sind an der richtigen Adresse«, sagte Niori. »Würden Sie diese Tür da aufbekommen?«

Der Schlosser sah Niori erstaunt und gleichzeitig mehr als ein wenig besorgt an.

»Und Sie sind auch wirklich dazu berechtigt?«

Niori zeigte dem Schlosser seine Polizeikarte, und dieser sah gleich ein bisschen beruhigter aus.

»Herr Kemba hier ist der Forschungsleiter des ganzen Yoshikawa-Konzerns«, erklärte Niori.

»Dann kann ich Ihnen diese Tür wohl öffnen«, brummte der Schlosser. »Ich meine, Sie wissen ja wohl selbst, was Sie wollen.«

Der Schlosser entnahm seinem Werkzeugkasten eine kleine akkubetriebene Eisensäge und drückte deren Blatt gegen den Riegel des Schlosses. Die Säge begann zu surren, erst leise und dann allmählich mit immer heftigerem und penetranterem Geräusch.

»Der Rapid-L produziert Strom nicht mit einer Dampf- oder mit einer Gasturbine so wie die altmodischen Reaktortypen«, fuhr Kemba fort. »Er wandelt Temperaturunterschiede mit Hilfe von neuartigen thermoelektrischen Zellen direkt in Strom um.«

»Das klingt fortschrittlich«, stimmte Niori zu.

Niori versuchte nicht, Kembas Vortrag zu unterbrechen. Er verstand, dass Kemba wirklich besorgt war und dass er seine Besorgnis durch Reden abbaute. Indem er dozierte, versuchte Kemba, das Gesicht zu wahren, sich selbst zu beruhigen und sich zu versichern, dass alles weiterhin in Ordnung war.

»Das dauert hier nur ein paar Minuten, auch wenn das Schloss aus ziemlich hartem Metall ist«, bemerkte der Schlosser.

Er setzte ein neues Blatt in seine Säge ein und setzte die Arbeit fort.

»Früher hat es sich nicht recht gelohnt, thermoelektrische Zellen zu verwenden, weil man damit ein Nutzverhältnis von nur einigen wenigen Prozent erzielte«, fuhr Mitsuru Kemba fort. »Unsere neuen Zellen sind um das Zwei- bis Dreifache effizienter. Ein Rapid-L erzeugt zweihundert Watt Elektrizität. Er eignet sich hervorragend als Energiequelle für ein einzelnes Wohnhaus oder ein Bürogebäude.«

Niori sah Kemba verdutzt an.

»Aber Sie sprechen jetzt von Kernreaktoren. Wollen Sie damit sagen, dass man kleine Kernreaktoren im Keller von Wohnhäusern installieren könnte?«

Kemba nickte.

»Ganz recht. Die Wohnungseigentümergeinschaften würden viel Geld sparen,

wenn sie ihren eigenen Strom erzeugen könnten.«

»Das wär's dann«, sagte der Schlosser und öffnete die Tür einen Spaltbreit.

Erstaunt betrachtete er die Tür und wandte sich dann an Niori.

»Ich bin kein Fachmann in solchen Fragen, aber ich war immer der Meinung, dass Alarmanlagen spätestens jetzt angehen müssten.«

Das ist zweifellos etwas eigenartig, dachte Niori.

»Die Rechnung können Sie an diese Adresse schicken«, sagte Akiko Nobura.

Sie reichte dem Schlosser ihre Visitenkarte. Dann betraten sie und Niori die Empfangshalle des Gebäudes.

»Solche Reaktoren eignen sich auch gut für Entwicklungsländer, in denen es schwierig ist, abgelegene Gegenden an das nationale Stromnetz anzuschließen«, sagte Kemba.

Die Empfangshalle war hell erleuchtet. Sie war sauber, aber leer.

»Glauben Sie mir, eines Tages werden wir solche Reaktoren in Serien von zehntausend Stück herstellen«, fügte er hinzu. Sie sind so betriebssicher und ungefährlich gebaut, dass sie nicht einmal Überwachungspersonen oder sonstiges Personal brauchen.«

In der Mitte der Aula befand sich die einsam und verlassen wirkende Empfangstheke. Kemba warf einen Blick dahinter. Auf einem u-förmigen Tisch standen Mikrofone, Überwachungsmonitore und ein paar Computer. Ein paar der Monitore waren an, und Niori sah auf einem davon sich selbst, aus der Vogelperspektive betrachtet. Auf einem anderen sah er, wie der Schlosser gerade mit seinem Auto zurücksetzte, um zu wenden. Doch der größte Teil der Monitore war dunkel. Sie waren abgeschaltet. War das normal?

Hinter dem Tisch standen zwei Stühle mit Rollen. Niori fühlte sich unwohl. Wo waren die Wachleute?

»In der Zukunft kann eine Aufsichtsperson über das Internet aus der Ferne das Funktionieren Tausender Reaktoren überwachen«, dozierte Kemba.

Sie gingen weiter. Noch immer kam ihnen niemand entgegen.

»Sie haben gesagt, dass Sie keine Verbindung zu den Wachleuten bekommen haben«, bemerkte Akiko Nobura. »Und wenn nun mit dem Reaktor etwas passiert ist?«

Mitsuru Kemba schüttelte den Kopf.

»Das ist unmöglich. Der Computer des Reaktors steht ständig mit anderen Computern in Verbindung. Als ich von zu Hause wegfuhr, war alles in Ordnung. Die Temperatur war, wie sie sein sollte, bei 530 Grad. Der Reaktor speist die ganze Zeit Strom in das Netz des Gebäudes ein. Er funktioniert vollkommen normal. Außerdem hat der Reaktor für den Fall, dass etwas kaputtgehen sollte, ein quasi übereffizientes Notkühlsystem. Es ist viel wirkungsvoller, als es eigentlich nötig wäre. Deshalb ist er ja so sicher. Sobald die Temperatur 780 Grad übersteigt, schmelzen die LR-Module und ...«

Plötzlich erstarrte Nioris ganzer Körper. Er deutete mit der Hand nach hinten, in Kembas Richtung. Der Sinn der Geste war klar, und Kemba verstummte sofort, mitten im Satz. Kemba wusste nicht, was Niori gesehen hatte, aber er sah, wie die Hand des Hauptkommissars unter dem Mantel verschwand. Als sie wieder hervorkam, war darin eine große, hässliche Pistole. Niori hielt die Pistole mit beiden Händen und schlich vorwärts. Nobura zog ihre eigene Pistole hervor und folgte ihm.

Kenzaburo Niori wusste, dass alljährlich fast eine Million Menschen als Opfer von Gewalt ihr Leben verloren. Deshalb, weil ein anderer Mensch sie erschoss, mit einer Stichwaffe erstach, sie schlug, gegen den Kopf trat, würgte oder etwas anderes tat, was sich störend auf die Organfunktionen eines Menschen auswirkte. Eine Million Menschen. Jahr für Jahr. Etwa jeder sechzigste Mensch, der in diesem Jahr starb, würde infolge von Gewalt sein Leben verlieren. Niori fand, dass das eine erschütternd große Zahl war, wenn das Problem in Japan auch viel kleiner war als in den meisten anderen Ländern der Welt. Andererseits wusste Niori, dass der Mensch von Zeit zu Zeit einfach beschloss, all die kulturellen und sozialen Normen zu vergessen, die Aggressionen und Gewalt unterdrückten und begrenzten. Und immer wenn das passierte, wurden Menschen zur Todesursache anderer Menschen. In solchen Zeiten breiteten sich kriegerische Gedanken und Ideologien aus wie Epidemien durch Tröpfcheninfektion, von denen eine schlimmer war als die andere, und die meisten Menschen, die dabei ums Leben kamen, starben deshalb, weil ein Vertreter der eigenen Art etwas Schreckliches tat. Die Hälfte, zwei Drittel. Manchmal noch mehr. Also nicht mehr nur einer von sechzig.

Niori wusste dies alles, und doch hatte es keine der Statistiken, die er so aufmerksam studiert hatte, vermocht, ihn auf solche Situationen vorzubereiten.

Am Boden lag ein Wachmann in der Uniform des Yoshikawa-Konzerns. Unter dem Mann hatte sich eine große Lache halb geronnenen Blutes ausgebreitet. Seine Stirn wies zwei runde, rote Löcher im Abstand von nur zwei Zentimetern auf. Die Haut um die Löcher herum war aufgewölbt, so als wären es winzige Krater.

Wir werden wohl keinen Krankenwagen brauchen, dachte Niori. Er hörte, wie Mitsuru Kemba tief durchatmete. Niori wandte sich an Nobura. »Wir müssen nachsehen, was da vor sich geht.«

»Sollten wir nicht auf die Verstärkung warten?«, fragte Nobura.

Niori schüttelte den Kopf. »Es kann sich um einen Terroranschlag handeln. Wir können es uns nicht leisten abzuwarten.«

»Der Rapid-L ist absolut sicher«, protestierte Kemba. »Dem kann man nichts anhaben.«

Niori hörte, dass Kembas Stimme vor Erschütterung zitterte. Es war klar, dass er nicht in den Keller gehen wollte.

»Keine von Menschen geplante Anlage lässt sich so planen, dass sie einem Terroranschlag standhält«, sagte Niori ruhig. »Und ein Kernreaktor bildet da keine Ausnahme.«

Kemba schluckte.

»Ich verstehe, was Sie meinen. Aber ... wenn es da jetzt ... radioaktive Strahlung gibt?«

Niori begann, die Stufen hinabzusteigen. Einen Augenblick lang kämpften in Kemba Pflichtgefühl und Vorsicht, dann beschloss er, Niori zu folgen. Immerhin sind die Lichter noch nicht ausgegangen, dachte Niori und war ein wenig erleichtert.

Am unteren Ende der Treppe, halb auf den Stufen und halb auf dem Boden, lag der zweite Wächter. Niori sah sofort, dass an der Leiche etwas seltsam war.

Sie lag in einer großen Blutlache. Dahinter, etwas weiter entfernt, gab es auf dem Boden Blutspritzer in einem großen, mehrere Meter breiten Bogen. Außer den Spritzern zeichnete sich eine deutliche, viel weiter reichende Blutspur ab. Sie wirkte wie eine Art Schleifspur. So als wäre etwas über den Boden geschleift worden.

Am anderen Ende der Spur war etwas.

Jetzt verstand Niori, warum die Leiche vom oberen Ende der Treppe her so eigentümlich gewirkt hatte. Er sah auch, dass der tote Wächter in der einen Hand eine sehr effizient aussehende automatische Pistole hielt. Der Tod hatte seinen festen Griff um die Waffe nicht gelöst.

Als er in Amerika studiert hatte, hatte Niori einmal gesehen, wie ein Luchs einen Weißwedelhirsch getötet hatte. Der Hirsch war stattlich gewesen, sein Gewicht betrug bestimmt zehnmals mehr als das des Luchses. Aber der Luchs war dem Weißwedelhirsch an die Kehle gesprungen und hatte ihm die Luftröhre durchgebissen. Der Weißwedelhirsch war ein großartiges und schönes, sanftmütiges Tier. Es war ihm offenkundig schwergefallen zu glauben, dass das, was da passierte, real war. Dass jemand so unverschämt und anmaßend sein und sich eine so weitgehende, grausame Tat vorstellen konnte, dass also ein so viel kleineres Tier es wagen konnte, ihn anzugreifen. Eine entscheidende Sekunde lang tat der Hirsch nichts, weil er zu überrascht war, als dass er hätte handeln können. Da hatte der Luchs seine Gurgel schon fest gepackt, und der Hirsch wusste nicht mehr, was er tun sollte. Wegen des Schmerzes ertrug er es nicht mehr, den Luchs abzuschütteln, oder vielleicht wagte er es nicht, weil er fürchtete, sein Hals könnte aufreißen. Und dann, noch ehe der Hirsch überhaupt entscheiden konnte, was er tun sollte, ging ihm schon die Luft aus. Die Hinterbeine knickten ein, und einen Augenblick später fiel er auf die Seite, in seinen sanften Augen einen traurigen und anklagenden Ausdruck. Der Luchs ließ die Gurgel seines Opfers nicht los, sondern hielt fest, bis der Hirsch sich nicht mehr rührte. Dann erst, viel später, gab er den Hals frei, wandte sich um und schaute Niori an.

Niori würde den Blick dieses Luchses niemals vergessen.

»Wie ... Wie kann jemand ... so etwas tun?«, flüsterte Kemba hinter ihm.

Der Wachmann hatte eine Waffe in der Hand gehabt. Aber er hatte sie nicht benutzt, als jemand kam und ihm den Kopf abschlug, wahrscheinlich mit einem Samuraischwert, das schärfer geschliffen war als ein Rasiermesser.

Das hier ist geradezu mittelalterlich, dachte Niori.

Warum hatte der Wächter seine Waffe nicht benutzt, überlegte er. Wieder sah er vor sich, wie der Luchs den großen Weißwedelhirsch bei der Gurgel gepackt hatte.

»Wir müssen weiter«, sagte Niori.

Die nächste Leiche lag etwas entfernt am Ende des Ganges. Die Hand des Wachmanns, die die Pistole hielt, war abgeschlagen. Dann war das Herz des Mannes mit einem Schwert durchbohrt worden. Überall war Blut, sehr viel Blut. Das hier ist ein richtiger Albtraum, dachte Niori. Er hatte Schlimmes geahnt, als sie vor dem Gebäude gestanden hatten. Aber so etwas hatte er sich nicht vorstellen können.

»Wo ist der Reaktorraum?«, fragte Niori flüsternd.

»Am Ende des Korridors«, antwortete Kemba matt. »Auf der rechten Seite.«

Der vierte Wächter lag tot neben der Tür des Reaktorraums. Auch er war mit dem Schwert getötet worden. So etwas kann doch gar nicht passieren, dachte Niori.

Die Tür zum Reaktorraum stand offen. Niori spähte hinein.

Die Reaktorhalle war kleiner, als er erwartet hatte. Sie sah aus wie ein ganz gewöhnlicher, etwa zwanzig Meter breiter Kellerraum, der etwas höher war als normal.

In dem Raum befand sich ein sechs bis sieben Meter hoher und etwa zwei Meter breiter Zylinder mit verschiedenen Vorsprüngen, von dem isolierte Leitungen und Röhren unterschiedlicher Dicke abgingen. Das Licht im Raum brannte weiterhin, und von dem Reaktor ging ein gleichmäßiges, fast beruhigendes Summen aus.

Auf dem Betonboden lagen drei tote Wachleute, jeder in einer großen Blutlache. In dem Raum roch es verbrannt. Aber im Übrigen ... gab es hier keine Terroristen, und Niori sah nichts, was nach einer Bombe aussah. Er ging die Treppe hinunter, weiterhin auf der Hut.

Der Kernreaktor befand sich jetzt direkt vor ihm. Er war tatsächlich erstaunlich klein, nur etwas mehr als drei Mann hoch. Es war kaum zu glauben, dass er auch jetzt jede Sekunde zweihundert Kilowatt Strom in das interne Netz des Gebäudes einspeiste.

Niori umrundete den Reaktor und suchte Hinweise auf mögliche Bomben. Aber er fand nichts dergleichen. Stattdessen bemerkte er zwei am Boden stehende, mit Rädern ausgestattete Schweißgeräte samt Flaschen und Düsen. Neben ihnen lagen am Boden auch dunkle Schutzbrillen. Die Schweißgeräte waren eindeutig erst vor kurzer Zeit benutzt worden, von ihnen ging ein Geruch nach verbranntem Metall aus.

Niori fiel ein digitales Thermometer neben dem Reaktor auf. Es zeigte 528 Grad Celsius an, also fast genau den Wert, von dem Kemba gesprochen hatte. Der aktuelle Wert war noch weit entfernt von dem Bereich des Thermometers, wo die roten Gradzahlen begannen. Offenbar funktionierte der Reaktor also ganz normal, so wie es nach Kembas Worten auch zu erwarten war.

Rasch untersuchte Niori die im Reaktorraum liegenden Leichen der Wachleute. Auch sie waren mit einem Samuraischwert oder einer anderen, mit einer ähnlich langen Klinge ausgestatteten Waffe getötet worden.

»Was hat das alles für einen Sinn?«, fragte Niori halblaut. »Warum tut jemand so etwas?«

Hauptkommissar Niori arbeitete seit dreiundzwanzig Jahre bei der Polizei von Osaka, aber er erinnerte sich nicht, jemals etwas auch nur im Entferntesten Ähnliches gesehen zu haben. Dies ist Japan, nicht Amerika, bei uns passiert so etwas nicht, meldete sich eine zweifelnde Stimme in seinem Innern, in Japan werden pro Jahr 0,9 Verbrechen mit Todesfolge pro hunderttausend Einwohner begangen.

Dann fiel ihm ein, dass Kemba von acht Wächtern gesprochen hatte. Sie hatten sieben Tote gefunden. Wo war der achte?

Plötzlich hatte Niori eine Idee.

Das ist ein Schauspiel, dachte er. Eine Inszenierung. Eine Theatervorstellung. Jemand will uns etwas sagen, und er sagt es uns in einer Weise, die wir nicht überhören können. Aber worum geht es bei alledem? Und ist dies alles inszeniert worden, damit wir etwas bemerken? Oder damit wir etwas anderes bemerken?

Handelte es sich um Terrorismus? Um einen Anti-Atomschlag? Ging es darum, zu

sagen: Seht her, wie leicht es tatsächlich gewesen wäre, diesen Reaktor in die Luft zu sprengen? Darum, klarzumachen: Wir hätten es tun können, wenn wir es gewollt hätten?

»Die LR-Module«, hörte er Mitsuru Kemba hinter sich stöhnen.

Niori wandte sich zu Kemba um. Er wirkte sehr blass und wies mit der Hand auf die Flanke des Reaktors.

»Die LR-Module«, wiederholte Kemba. »Sie haben die LR-Module gestohlen.«

Die Nacht war für die Jahreszeit außergewöhnlich warm. Die sanfte Wärme lag noch in der Luft, obwohl es schon zwei Uhr war. Die Frau saß auf dem Betonboden ihres kleinen Balkons und trank das vierte Glas Whisky. Der Boden war hart, aber das war ihr egal. Sie hatte keine Lust, sich von drinnen Kissen als Polster zu holen.

Sie sagte sich immer, dass alles noch schlimmer sein könnte. Viel schlimmer. Das war ein nützlicher Gedanke, und er tröstete sie oft.

Aber dann, wenn sie wirklich schlechte Tage hatte - und davon hatte es in letzter Zeit wieder unbestreitbar viele gegeben -, konnte sie ihre Depression nicht dadurch abmildern, dass sie dachte, dass alles eigentlich noch trostloser sein könnte. Dann rollte sie sich auf ihrem Bett zusammen, schlang die Arme fest um den Körper und weinte. Nur ein kleines bisschen und meist nicht sehr lange. Immer so leise, dass die Nachbarn es nicht hörten. Manchmal verschaffte ihr das Erleichterung, manchmal nicht. Heute half auch das Weinen nicht.

Sie stand auf, ging hinein und holte die Whiskyflasche. In Gedanken durchlebte sie erneut die wenigen Sekunden, in denen sich ihr ganzes Leben verändert hatte. Sie war das alles in Gedanken Tausende Male durchgegangen, ohne sich von der endlosen Wiederholung derselben Gedanken und Fragen lösen zu können. Sie wusste sehr wohl, dass es nichts half, sich im Kreis zu drehen, und dass sie das nur verrückt machte. Dass es sich nicht lohnte, Zeit und Kraft darauf zu verschwenden, sich wegen längst vergangener Dinge zu grämen. Was geschehen war, war geschehen, und man konnte es nicht mehr ändern. Es war sinnlos, sich selbst mit Überlegungen zu quälen, wie alles sein könnte. Schnee von gestern, verschüttete Milch, Wasser, das den Bach hinuntergeflossen war, Staub im Wind.

Normalerweise kontrollierte sie ihre Gedanken, sobald die Fragen wieder ihr boshafte Haupt erhoben. Sie stürzte sich sofort auf sie und zwang sie, aus ihrem Kopf zu verschwinden, oder schob sie zumindest beiseite, in die Randbereiche ihres Bewusstseins, irgendwohin, wo sie sie nicht mehr stören konnten. Trotzdem wusste sie, dass sie die ganze Zeit irgendwo in den großen, schwarzen Weiten, die ihr Bewusstsein umgaben, kreisten und lauerten.

Manchmal aber stürmten die Fragen so überraschend und heftig auf sie ein, dass sie sie nicht rechtzeitig abwehren konnte.

Wenn sonst nichts half, betrank sie sich. Sie bemühte sich, das nicht allzu oft zu tun, und bisher war ihr das sehr gut gelungen. Manchmal spürte sie die Verlockung, ihre Zuflucht bei Drogen zu suchen, die stärker waren als Alkohol, gab ihr aber nicht nach. Denn sie hatte zumindest einen Grund, warum sie leben und in guter Verfassung bleiben musste: den Menschen, bei dem sie den Rest ihres Lebens für ihr Handeln in der Verantwortung stand und der sie vielleicht irgendwann wieder brauchen würde.

In die Nachtluft schlich sich eine feuchte Kühle, und der Beton fühlte sich allmählich hart an. Sie beschloss hineinzugehen.

Sie trank noch zwei Glas, damit ihre Gedanken zur Ruhe kamen, wieder verschwanden, in ihre fest verschlossenen Fächer zurückkehrten, in denen sie ab und zu doch bereit waren zu bleiben.

Aber im Moment bedrückte sie noch eine andere Sache, die über das Übliche hinausging. Sie wollte nicht daran denken, sondern sie vergessen, denn sie war mit allzu unangenehmen, frischen Erinnerungen verbunden.

Aber ...

Es war ein großes Aber.

Wenn die Sache nun wichtig war? Wenn etwas ganz Schreckliches passierte, weil sie niemandem davon erzählte? Würde sie das auch noch ertragen? Zusätzlich zu ihrem alten Ballast?

Sie schlürfte Whisky und dachte über die Worte nach, die sie vor ein paar Tagen gehört hatte.

Sie fand, dass sie unheimlich kalt geklungen hatten. Geradezu eisig. Rätselhaft und beängstigend. Sie hatten ihr sofort kalte Schauer über den Rücken gejagt. Und das, was gleich darauf passiert war? In all dem hatte etwas seltsam Unheilverkündendes, Gefährliches gelegen.

Wenn sie sich das alles nicht nur eingebildet hatte.

Doch später, als sie Informationen darüber im Internet gesucht hatte, hatte sie sich wieder Sorgen gemacht. Große Sorgen. Sie hatte lange überlegt, ob sie ihre Befürchtungen mit Michael teilen sollte. Schließlich war sie jedoch von diesem Gedanken wieder abgekommen. Sie hätte zu viel erklären, zu viele Lügen erfinden

müssen. Stattdessen hatte sie einen ihrer Kunden, der in Staatsdiensten stand, gefragt, wem sie von der Sache erzählen könnte, falls sie sich dazu durchringen würde. Sie hatte gelogen, dass es sich um einen ihrer Freunde handelte, und gesagt, sie wisse genau genommen nicht einmal, worum es ging.

Der Mann hatte gezögert. Schließlich aber hatte er eine Visitenkarte aus seiner Brieftasche gezogen und sie ihr gegeben. Er hatte sie angeblich vor zwei Wochen auf einer Cocktailparty des Außenministeriums bekommen.

»Vielleicht kann er deinem Freund helfen«, hatte er gesagt. »Aber erzähl niemandem, von wem du die Karte bekommen hast.«

»Natürlich nicht«, hatte sie geantwortet.

Jetzt lag die Visitenkarte auf ihrem Tisch. Sie trank schluckweise ihren Whisky und spielte mit der Karte.

»Lauri Nurmi«, las sie halblaut.

Ein eigenartiger Name. Welche Sprache mochte das sein? Unter dem Namen standen auch Adresse, Telefonnummer und E-Mail-Adresse. Außerdem gab es da die Abkürzung NTU. N. T. U.? Sie hatte keine Ahnung, was das bedeutete, und hatte auch nicht danach gefragt. Sie hatte im Internet recherchiert und in den Telefonbüchern nachgesehen, aber dort hatte sich kein N. T. U. oder NTU mit der Adresse gefunden, die auf der Karte stand.

Sie legte die Karte zurück auf den Tisch.

Sollte sie die dort genannte Adresse aufsuchen? Oder anrufen? Oder eine E-Mail schicken?

Nein, wenn sie alles in einer E-Mail oder am Telefon erzählte, würde man sie leicht aufspüren können. Vielleicht wäre es besser, einfach hinzugehen, die Dinge auf sich zukommen zu lassen und erst dann zu entscheiden, wie viel sie erzählen sollte oder ob sie überhaupt etwas erzählen sollte.

»Du hast Angst, du könntest Unannehmlichkeiten bekommen, wenn du hingehst«, sagte sie zu sich selbst. »Es wäre viel vernünftiger, nicht hinzugehen.« Aber konnte sie sich so verhalten? Wieder bedrängten die Gedanken sie mit aller Macht.

Das ist ein verdammtes Kuddelmuddel, dachte Julia Noruz. Sie hätte sich gern eine Zigarette angezündet. Ich werde das nie kapieren.

»Vor allem nicht, wenn ich jetzt keine Zigarette kriege«, sagte sie laut.

Julia schob sich die runden Brillengläser auf die Stirn und reckte die Glieder. Ihre Augen waren müde, und der Kopfschmerz lauerte irgendwo in der Schläfe.

Auf dem Tisch waren haufenweise Forschungsberichte über die Folgen des Kernreaktorunglücks von Tschernobyl ausgebreitet. Ein Teil war auf Englisch und ein Teil auf Deutsch abgefasst. Aber die meisten waren in Russisch, Ukrainisch oder Weißrussisch verfasst und in kyrillischen Buchstaben gedruckt. Julia beherrschte diese Sprachen, aber das half ihr in diesem Fall nicht viel weiter. Abgesehen von einigen Ausnahmen fand sie in der Methodik der Untersuchungen keine größeren Fehler, wenn sie jedes Papier für sich prüfte. Aber der von diesen Untersuchungen gebildete Gesamtkomplex ergab überhaupt keinen Sinn.

Julia seufzte, denn ihr ganzer Organismus schrie nach Nikotin.

Die Untersuchungen zu den Auswirkungen von Tschernobyl, von denen es unzählige gab, waren von Jahr zu Jahr immer widersprüchlicher geworden. Aus dem wissenschaftlichen Puzzlespiel, das innerhalb eines funktionierenden theoretischen Bezugsrahmens zusammengesetzt worden war, hätte sich letztlich ein einheitliches Feld mit genau ineinanderpassenden Teilen ergeben müssen. Eine ebene, glatte Fläche. So eine wie bei jedem anderen zweidimensionalen Puzzlespiel. Es sollte kein dreidimensionales, schartiges Ungetüm sein, aus dem nach allen Richtungen scharfe Ecken und Kanten abstanden, die mit keinem anderen Teil zusammenpassten und zwischen denen breite Spalten und große Höhlen klafften.

Ich geb's auf, dachte Julia. Irgendjemand lügt hier. Irgendjemand muss hier lügen. Warum passen die Forschungsergebnisse nicht zusammen? Und warum kann ich an nichts anderes als an Zigaretten denken? Es kann doch nicht so schwierig sein, das Rauchen aufzugeben, Mark Twain hat das tausendmal getan.

Verzweifelt versuchte Julia, sich auf das Problem zu konzentrieren.

»Ich kann hier keinerlei Muster erkennen, das Ganze hat überhaupt keine vernünftige Form«, murmelte sie vor sich hin.

Wo ist eigentlich mein Handy, überlegte sie plötzlich, ich muss es suchen.

»Okay, meine Liebe, beruhige dich«, fuhr sie fort. »Es wird sich finden, es wird sich finden ... Ich muss mich jetzt einfach beruhigen und alles noch einmal durchgehen. In alldem hier gibt es sicherlich etwas, was ich einfach nicht durchschaue. Fast immer ist in allem eine gewisse Ordnung, ein Muster, das sich unter der Oberfläche verbirgt. Auch dann, wenn lange alles chaotisch wirkt.«

Julia stand auf und tippte sich mit dem Finger an die Stirn.

»Also, was haben wir?«, murmelte sie. »Zunächst einmal haben wir einige Dutzend Untersuchungen, laut denen die Kindersterblichkeit und die Anzahl der angeborenen Missbildungen in den drei Jahren nach Tschernobyl in England, Deutschland, der Türkei, in Indien und in vielen anderen Ländern gestiegen sind. Okay, das ist die eine Kategorie. Dann haben wir siebenhundert russische, weißrussische und ukrainische Untersuchungen, die von ganz neuen Krankheiten sprechen, von gesteigener Sterblichkeit und mit Missbildungen geborenen Kindern. Das ist die zweite Kategorie.«

Julia ließ sich wieder auf ihren Stuhl fallen. Außer Untersuchungen der beiden ersten Kategorien hatte sie vor sich eine bunte Sammlung von Studien, die im Westen gemacht worden waren und in denen weiter entwickelte und kompliziertere Forschungsmethoden angewendet worden waren. Darin waren die Kindersterblichkeit und die Zahl der angeborenen Missbildungen in den verschiedenen Gebieten der einzelnen Länder erfasst. Diese Statistiken hatte man dann mit der Menge an Radioaktivität verglichen, die in den einzelnen Gebieten gemessen worden war. Alle Untersuchungen, die auf diese Art und Weise erstellt worden waren, hatten Ergebnisse gebracht, die in dieselbe Richtung wiesen. Die gestiegene Kindersterblichkeit und die angeborenen Missbildungen korrelierten einfach nicht mit der Menge des radioaktiven Niederschlags in dem jeweiligen Gebiet. In vielen Fällen gab es sogar zwischen der Kontaminierung und der Kindersterblichkeit, zumindest statistisch gesehen, eine starke negative Korrelation, so überraschend und unmöglich das auch erscheinen mochte. Je mehr Becquerel in der Milch oder den Waldpilzen eines Gebiets gemessen worden waren, desto gesünder wirkten laut Statistik die Kinder.

»Wie passen diese Teilchen zusammen?«, setzte Julia ihr Selbstgespräch fort.

»Passen sie überhaupt? Vielleicht können sie gar nicht zusammenpassen. Ich muss

mir wahrscheinlich allmählich eingestehen, dass man dieses Puzzle nicht zusammensetzen kann, weil sich in dem großen Haufen Teilchen aus mehreren unterschiedlichen Puzzles befinden. Aber wenn sie nicht zusammenpassen, dann muss irgendjemand lügen. Wer könnte das sein?«

Im Prinzip glaubte Julia nicht an Verschwörungstheorien. Was aber könnte sonst die Widersprüche in dem Material erklären, das sie hier vor sich hatte?

»Wahrscheinlich muss ich mich jetzt entscheiden, an welche Verschwörungstheorie ich glauben will«, sagte Julia wieder laut. »Alternative eins: Tausende von russischen, ukrainischen und weißrussischen Wissenschaftlern und Ärzten haben sich zu einer großen Verschwörung gegen die Kernkraft zusammengeschlossen. Alternative zwei: Tausende von westlichen Wissenschaftlern und Ärzten haben eine gewaltige Verschwörung zugunsten der Kernkraft angezettelt.«

Na prima, dachte Julia, dann ist ja alles klar. Von hier an ist alles ein Kinderspiel. Das einzige Problem stellt nur der unbedeutende Umstand dar, dass beide möglichen logischen Alternativen keinen Sinn ergeben.

»Du hast also wieder angefangen, Selbstgespräche zu führen«, ertönte Lauri Nurmis Stimme hinter ihr.

Julia schreckte aus ihren Überlegungen auf.

»Das kann doch nicht sein«, sagte sie zweifelnd. »Wirklich?«

»Wie steht es mit dem Rauchen und dem Abgewöhnen?«

»Ausgezeichnet«, sagte Julia, dankbar für die Unterbrechung.

»Das ist gut, so bleiben wir von überall herumliegender Asche verschont«, kommentierte Lauri.

»Möchtest du dich vielleicht nützlich machen, anstatt da rumzustehen und mich zu kritisieren?«

»Zu Diensten, Madame! Was soll ich tun?«

»Bring den Aktenvernichter, ich geb's auf. Ich will diese Papiere noch vor Mittag schreddern, damit ich es mir nicht in einem schwachen Moment anders überlege.«

»So«, sagte Lauri und rieb sich die Bartstoppeln. »Das klingt vernünftig. Offenbar hast du die Nägel schon bis aufs Blut abgeknabbert. Und wie lange rauchst du schon nicht mehr?«

»Schon sehr lange«, versicherte Julia.

»Wie lange?«

»Na, ziemlich lange.«

»Genau gesagt seit wann?«, beharrte Lauri. »Und hör auf, mir auszuweichen.«

Julia sah auf die Uhr.

»Na, genau gesagt seit ... sechzehn Minuten und dreiundzwanzig Sekunden.«

»Das beeindruckt mich nicht sonderlich«, sagte Lauri, wie Julia fand, ziemlich herzlos.

Du könntest mich wirklich etwas mehr anspornen, dachte Julia, gerade jetzt hab ich Unterstützung nötig, da muss man mir nicht noch eins obendrauf geben.

Andererseits sagte Julia ihr Instinkt, dass Lauris Kommentar, auch wenn er leicht und scherzhaft gemeint war, doch eine Spur unnötiger Härte enthalten hatte. Hm, Lauri war also anscheinend nicht besonders gut gelaunt. Meistens hatte das immer ein und denselben Grund.

»Ihr habt wieder gestritten«, sagte Julia.

Das war eine Feststellung, keine Frage.

»Ich verstehe nicht, warum du deine Nase immer in Dinge steckst, die dich nichts angehen!«

»Ja, genau! Wer hat denn hier gerade eben an meinem Rauchen herumgörgelt?«

»Du selbst hast uns gebeten, dass wir dich anspornen«, versetzte Lauri, und seine Stimme war saurer als Essig.

»Also ein Streit, der schlimmer war als sonst«, stellte Julia fest. »Hat es denn unter diesen Umständen einen Sinn, dass ihr zusammenbleibt?«

»Das ist doch wohl noch immer unsere Entscheidung.«

Julia stand auf. Sie ging zur Kaffeemaschine, füllte einen Becher mit schwarzem Kaffee und reichte ihn Lauri Nurmi.

»Danke«, sagte er. »Wenn es bei Alice und mir den großen Knall gibt, dann werde ich wohl bald anfangen, dich zu belagern.«

Julia schüttelte den Kopf.

»Na prima! Das wollen wir mal sehen.«

»Was soll denn das heißen, ich bin schließlich ein viriler Mann!«

Julia seufzte.

»Lauri, ich bin älter als du, ich hab mindestens zwanzig Kilo Übergewicht, und noch nie hat jemand behauptet, ich sei besonders schön. Alice dagegen ... Womit könnte ich im Vergleich zu ihr schon punkten? Und du fliegst immer auf Frauen wie Alice.«

»So einfach ist das nicht«, protestierte Lauri.

»Bei dir schon. Sorry.«

»Du hast Köpfchen, das spielt auch eine Rolle.«

Julia drehte sich um, verschränkte die Arme über der Brust und sah Lauri amüsiert an.

»Schön zu hören, dass auch der Grips bei Frauen eine Rolle spielt!« Dann wurde sie ernst und fuhr fort: »Aber ich verstehe nicht, warum du nicht als Mensch über dich hinauswachsen und Alice um Verzeihung bitten kannst. Denn auch wenn sie unnötig gut aussieht, macht das doch noch keinen schlechten Menschen aus ihr.«

Julia ärgerte sich, dass sie das zur Sprache gebracht hatte, denn nun musste sie weitersprechen.

»Alice ist, das muss ich bedauerlicherweise zugeben, eine verdammt tolle Frau, und du bist, offen gesagt, ein verdammt Idiot, wenn du sie aus reiner Blödheit

vergrault. Entschuldige, dass ich das so sage.«

Warum muss ausgerechnet ich Alice immer Lauri gegenüber in Schutz nehmen, dachte Julia mit einer Spur Bitterkeit. Denn auch wenn Alice immer freundlich und fair ihr gegenüber gewesen war, so ... Na ja, in dem unerschütterlichen und selbstverständlichen Selbstvertrauen, das ihre Herkunft aus einer wohlhabenden Familie und ihr blendendes Aussehen mit sich brachten und das Alice immer wie ein gut sitzendes Kleidungsstück einhüllte und sie überallhin begleitete, lag unbestreitbar auch etwas Aufreizendes. Zumindest dann, wenn man selbst nicht aus ebenso guten Verhältnissen stammte und über kein ebenso gutes Selbstbewusstsein verfügte. Wenn man selbst nicht ebenso trainiert und sportlich war wie Alice, die Ultratriathlon betrieb. Wenn man Probleme mit Übergewicht hatte, wenn man nie eine Beziehung zu einem Mann hatte, die länger als einen Monat dauerte, und nicht imstande war, mit dem endlosen Einrußen der eigenen Lunge Schluss zu machen.

»Du kannst nicht wissen, wie sie zu Hause ist«, sagte Lauri und wandte sich zum Gehen um. »Und schönen Dank für den Kaffee.«

»Keine Ursache«, erwiderte Julia. »Aber mir scheint, ihr solltet es noch einmal versuchen. Denn von außen betrachtet würde ich sagen, dass es für euch beide schwierig wird, einen anderen Partner zu finden, der so gut passt.«

»Du hast gut reden.«

»Stimmt«, sagte Julia. Sie zog ihre Tischschublade auf, steckte die Zigaretten in die Tasche ihres Mantels, der über dem Stuhl hing, und legte den Mantel über den Arm.

»Wo willst du hin?«, rief Lauri. »Auf den Balkon?«

»Ich bin Muslimin, ich bete mehrmals täglich mit dem Gesicht nach Mekka«, erklärte Julia belustigt.

»Ja, genau«, sagte Lauri mit einem schiefen Grinsen. »Glaubst du wirklich, irgendjemand würde das glauben? Bei dir?«

»Na, du bist doch auch kein frommer Christ«, protestierte Julia.

»Aber ich bin auch nicht von irgendwelchem Zeug abhängig.«

Lauri ging mit dem Kaffeebecher in der Hand in sein Zimmer und fing an, seine

E-Mails durchzusehen. Es waren unangenehm viele. Er hatte gerade die ersten drei Nachrichten gelesen, als das Telefon klingelte. Der Anrufer war sein Chef, Oberst Kenneth Andrews.

»Ich hätte nicht gedacht, dass ich dich an deinem Schreibtisch erwischen würde«, sagte Andrews und mimte den Überraschten. »Was machst du denn hier?«

»Versuch nicht, komisch zu sein, Kenneth«, reagierte Lauri. »Das passt nicht zu deinem Stil.«

»Du hast Besuch«, sagte Andrews.

»Ich bin mit niemandem verabredet.«

»Trotzdem ist hier eine Frau, die dich sprechen will. Sie wartet schon seit einer halben Stunde. Sie behauptet, es handele sich um etwas Wichtiges.«

Lauri sah auf die Uhr.

»Okay, ein paar Minuten könnte ich opfern. Man kann ja nie wissen, was für eine Frau einem über den Weg läuft!«

»Ich bring sie zu dir.«

Einen Augenblick darauf stand Andrews bei Lauri in der Tür. Er war etwas älter als Lauri, ein hochgewachsener, blonder Mann. Er hatte verblüffend blaue Augen, und Lauri hatte schon häufiger gedacht, dass man ihn in Hitler-Deutschland bestimmt zu einer Art Ehren-Arier erklärt hätte.

In Andrews' Gesellschaft befand sich eine Frau, die dezent, aber teuer gekleidet war und die Andrews aufforderte einzutreten. Sie hatte dichtes, kastanienbraunes Haar, eine auffallend große Nase und eine ins Olivgrüne spielende Hautfarbe, was ihr einen Hauch dunkler Exotik verlieh.

Lauri fand, die Frau war auf ihre Art schön, aber in ihrem Gesichtsausdruck lagen ein harter Zug und eine Spur von Verbitterung, was Lauri nicht gefiel.

Die Frau streckte die Hand aus.

»Katharine Henshaw«, sagte sie.

»Lauri Nurmi«, antwortete Lauri und deutete auf den Stuhl, der auf der anderen Seite des Schreibtischs stand. »Nehmen Sie doch Platz, bitte.«

Die Frau setzte sich Lauri gegenüber.

»Was kann ich für Sie tun?«, erkundigte sich Lauri.

Die Frau musterte Lauri.

Lauri zeigte keine Eile und sagte nichts, sondern ließ die Frau in Ruhe ihre Schlüsse ziehen.

Allmählich entspannte sie sich. Na ja, gleich wird sie erzählen, weshalb sie gekommen ist, dachte Lauri.

»Was bedeutet Lithium 6?«, fragte Katharine Henshaw.

Kenzaburo Niori betrachtete den verlassen wirkenden Lkw, bei dem eine der vorderen Türen und beide Türen des Laderaums sperrangelweit offen standen. Neben dem Lkw standen zwei Polizeiautos.

»Der muss es sein«, meinte Akiko Nobura.

Niori und Nobura hielten neben den Polizeiautos und stiegen aus. Im Hafengebiet lagerten Zehntausende von Transportcontainern. Ein kleiner Ozean von Stahlkästen, blaue, rote, graue, schwarze. Hier und da sah man auf Schienen laufende, schwere Gargotec-Kräne. Weiter entfernt standen höhere Kräne und Deckaufbauten von großen Frachtschiffen, die im Hafen von Osaka vor Anker lagen.

Sie begrüßten die Vertreter der Amtsgewalt, die ihnen entgegenkamen. Mitsuru Kemba stieg aus dem Polizeiauto und folgte ihnen. Seine Schritte wirkten seltsam lustlos und müde und sein Haar viel grauer als vor einer Woche. Niori fand, dass er in wenigen Tagen um zehn, fünfzehn Jahre gealtert war.

»In dem Lkw ist also eine Leiche«, stellte Niori fest.

Der ihm am nächsten stehende Polizist nickte zur Antwort.

»Konnten Sie den Mann schon identifizieren?«

»Ja. Er ist Herr Saburo Morita.«

»Das haben wir uns schon gedacht«, stellte Niori fest.

Saburo Morita war der verschwundene achte Wachmann aus dem Yoshikawa-Gebäude.

»Zumindest er war also kein Verräter«, bemerkte Akiko Nobura. »Ein schwacher Trost.«

Niori betrachtete nachdenklich die offen stehenden hinteren Türen des Lkw.

»Waren die Türen schon auf, als Sie hierherkamen?«, fragte er. »Oder haben Sie

sie geöffnet?«

»Die Türen standen schon offen«, antwortete der andere Konstabler. »Wir haben nichts angefasst.«

In Kenzaburo Niori stieg wieder das unangenehme Gefühl hoch, dass nicht alles so war, wie es den Anschein hatte. Jemand spielt mit uns, dachte er. Jemand spielt mit uns ein Spiel, dessen Regeln wir nicht kennen, von denen wir keine Ahnung haben.

»Dies ist der zweite Akt der Vorstellung«, sagte er laut. »Sie wollen, dass wir das sehen.«

»Ich verstehe, was du meinst«, sagte Nobura.

»Mir gefällt das nicht«, bemerkte Niori. »Ich tappe nicht gern im Dunkeln.«

Kemba runzelte die Stirn.

»Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen.«

»Ich meine, wir wissen nicht, worum es hier eigentlich geht«, versetzte Niori. »Wir verstehen natürlich, wonach es aussieht. Aber geht es darum oder um etwas ganz anderes? Das sind Inszenierungen ... Szenen aus einem Schauspiel. Die mit dem Samuraischwert getöteten Wachleute im Keller und diese Leiche hier, im Lkw, die Türen weit offen. Es war Absicht, dass wir das alles so vorfinden. Aus irgendeinem Grund sollten wir wissen, dass die LR-Module über den Hafen fortgeschafft worden sind. Sonst hätten sie die Leiche des Wächters auf andere Weise beiseitegeschafft. Oder ihn am Tatort liegen lassen.«

Kemba betrachtete die Containerstapel um sie herum.

»Wie können wir wissen, ob die Module nicht immer noch hier sind, in einem dieser Container?«, fragte er.

Niori sah Kemba säuerlich an. Er hatte in den vergangenen Tagen gelernt, dass das eigentliche Kühlsystem eines Kernreaktors der Rapid-L-Serie mit flüssigem Natrium funktionierte. Wenn es da jedoch eine Störung gab und die Temperatur des Reaktors auf über 780 Grad stieg, würden die Module des Notkühlsystems schmelzen.

In den Modulen befand sich ein leichteres Isotop von Lithium, dem leichtesten

Metall, das bei Zimmertemperatur fest war, das Lithium 6. Das in der Natur vorkommende Lithium war eine Mischung aus Lithium 6 und Lithium 7. Der Rapid-L verwendete nahezu reines Lithium 6.

Wenn das Lithium 6 zuerst schmelzen und sich dann noch mehr erwärmen würde, dann würde es sich ausdehnen und in den Reaktor eindringen. Es würde die normalerweise im Reaktor vorhandenen nicht brennbaren Gase in einem immer kleiner werdenden Raum zusammendrängen, ihren Platz einnehmen und ein Schmelzen des Reaktors verhindern.

Der im Keller des Yoshikawa-Hauptgebäudes aufgestellte Rapid-L hatte abgeschaltet und vom Netz genommen werden müssen, aus dem einfachen Grund, dass die das Lithium freisetzenden Module des Notkühlsystems losgeschweißt und fortgebracht worden waren.

Eine solche Operation musste viele Männer erfordert haben, aber Genaueres wussten sie nicht, denn auch die Videobänder der Überwachungskameras waren verschwunden. Niori hatte seinen Detektiven befohlen, die Gebäude der Nachbarkarrees zu durchkämmen und anhand von deren Kameraaufnahmen nach den Fahrzeugen zu suchen, die die Räuber benutzt hatten. Sehr wahrscheinlich hatten sie mit dem Lkw hier eines dieser Fahrzeuge gefunden, bestimmt genau das, mit dem die Module mit dem Lithium aus der Yoshikawa-Zentrale abtransportiert worden waren.

»Was meinten Sie eigentlich damit, dass Sie wüssten, wonach das aussieht?«, fragte Kemba Niori.

Niori antwortete nicht sofort. Er schaute in Richtung Meer. Die freie Wasserfläche war zwar nicht zu sehen, sie war von hohen Bürokomplexen, Kränen und Deckaufbauten verdeckt. Niori hätte gern das offene Meer und dessen Weite vor sich gehabt, er fühlte sich ein wenig eingeengt.

»Der mittlere Bruder meiner Großmutter arbeitete in den 1950er-Jahren auf dem Fischtrawler *Glücklicher Drache*«, sagte er dann. »Er wurde schwer krank, nachdem die Amerikaner auf dem Bikini-Atoll einen Atomversuch gemacht hatten. Der *Glückliche Drache* war in den Fallout geraten.«

»Die Amerikaner haben nicht immer sehr verantwortungsbewusst gehandelt«, sagte Kemba und schüttelte den Kopf. »Wie hat Ihr Großonkel die Sache überstanden? Oder ist er gestorben?«

»Er ist am Leben geblieben.«

»War das Schiff aus Versehen ins Testgebiet geraten?«

»Nein. Es handelte sich einfach um eine Bombe ganz neuen Typs. Deren Fallout stellte noch in sehr großer Entfernung vom Testgebiet eine tödliche Gefahr dar.«

»Aha«, sagte Kemba. »Ziemlich unverantwortlich. Aber ich verstehe nicht, was das mit diesen Diebstählen zu tun hat.«

Das ist auch besser so, dachte Niori.

Er wandte sich Akiko Nobura zu und ließ Kembas Frage unbeantwortet. Akiko Nobura sah ihn erstaunt an, denn ihr Chef verhielt sich nicht oft so schroff und ungehobelt.

»Was meinst du, gibt es irgendeine Chance herauszubekommen, auf welches Schiff die Module verladen wurden?«, fragte Niori.

Akiko Nobura zuckte die Achseln, überrascht von der unerwarteten Vertraulichkeit ihres Chefs.

»Wir können es versuchen«, sagte sie. »Wir interviewen mögliche Augenzeugen und gehen die Überwachungsvideos aus dem Hafen durch. Dann schauen wir nach, ob sich etwas auf den Satellitenbildern befindet. Aber ich weiß nicht, was wir darüber hinaus noch tun könnten. Die Strahlungsspuren sind verwischt worden, ziemlich effizient.«

»Mag sein, dass du recht hast«, gab Niori zu. »Nur eine Sache müssen wir noch tun, zusätzlich zu den Dingen, die du schon erwähnt hast.«

»Und was wäre das?«, fragte Akiko Nobura.

»Wir müssen die Amerikaner informieren«, sagte Niori.

Katharine Henshaw sah Lauri Nurmi an und wartete. Das Gewicht ihrer Frage war in der Atmosphäre des Zimmers deutlich zu spüren.

»Was bedeutet Lithium 6?«

Kein typischer Gesprächsbeginn, dachte Lauri.

Lauri hatte sich immer leidenschaftlich für Geschichte interessiert, und sein ureigenstes Gebiet war die Geschichte der Kerntechnologie. Ihn hatte immer die Anekdote über den amerikanischen Kernphysiker Ted Taylor fasziniert, der sich einmal eine Zigarette mit einer Atombombe angezündet hatte.

Taylor hatte einen kleinen Hohlspiegel bei sich gehabt oder - laut anderen Versionen der Geschichte - einen Reflektor in Form einer Antennenschüssel.

Taylor hatte seinen Spiegel aufgestellt, seine Zigarette in dessen Brennpunkt gehalten und abgewartet. Als der große Feuerball der Atomexplosion zwanzig Kilometer hinter Taylor und seinen Kollegen aufgeflammt war, hatte der Spiegel die Strahlen auf das Ende der Zigarette konzentriert, und sie hatte angefangen zu glühen. Taylor hatte einen Lungenzug getan und die Zigarette dann ausgedrückt. Er hatte sie aufbewahrt, weil es wahrscheinlich die einzige Zigarette auf der Welt war, die von einer Atombombe angezündet worden war und nicht ganz verbrannt war. Das Jahr, in dem sich die Geschichte ereignet hatte, war 1952 gewesen, der Ort das von der Armee der Vereinigten Staaten für Atomexplosionen genutzte Testgebiet in Nevada.

Lauri wusste nicht recht, ob diese Geschichte wahr war, doch viele hatten es ihm versichert. Taylor selbst hatte später erzählt, er habe die halb verbrannte Zigarette lange aufbewahrt, sie dann aber irgendwann aus Versehen aufgeraucht.

Lauri sah Henshaw irritiert an und überlegte, was er ihr antworten sollte.

»Lithium 6?«, sagte er laut.

Kenneth Andrews sah ihn verwundert an, denn Lauri klang zerstreut und abwesend.

Wie kindisch und naiv wir doch alle damals waren, dachte Lauri, jung und naiv -

wir Menschen, meine ich, ganz generell.

Lauri war selbst zwanzig Jahre, nachdem Ted Taylor seine Zigarette an einer Atombombe angezündet hatte, geboren worden. Taylor war einer der begabtesten und einfallreichsten Kernwaffenentwickler aller Zeiten gewesen. Fünf Jahre später leitete er schon das streng geheime Orion-Projekt der Regierung der Vereinigten Staaten und des General-Atomic-Konzerns.

Lauri sah, dass Katherine Henshaw ungeduldig wurde.

»Lithium 6 ist das zweithäufigste Isotop des Elements Lithium«, begann er.

So ist es, dachte er. Vermutlich ist jedem klar, dass man damals bei den Auswertungen des Orion-Projekts in gewissem Maße übertrieben hatte. Der Zeitgeist war einfach so gewesen - die ersten Kernkraftwerke, die interkontinentalen Düsenflugzeuge, die Satelliten und Mondflüge, die U-Boote, die die tiefsten Abgründe der Ozeane erforschten -, natürlich war das alles geeignet gewesen, die Illusion von der Allmacht der vom Menschen entwickelten Technologie zu erzeugen.

Für uns ist nichts mehr unmöglich, zumindest auf lange Sicht, hatten alle gedacht. Warum hätte es das auch sein sollen? Wenn die Wirtschaft jährlich um vier Prozent wächst, kostet das, was jetzt hunderttausend Milliarden kostet, in einigen Jahrhunderten nur noch hundert Millionen. Bald haben wir Stützpunkte und dann Städte auf dem Mond und auf dem Mars, und dann fliegen wir zu den Sternen. Strom ist schon morgen so billig, dass es sich nicht mehr lohnt, Zähler zu installieren. Bald werden auch Schiffe und Flugzeuge von Atomkraft angetrieben, vielleicht sogar Autos.

Die Verwendung kleiner Atombomben macht das Ausheben von Kanälen, Baugruben und Bergwerksschächten so billig, dass bald fast alles möglich sein wird. Unterirdische Steinkohleflöze kann man mit Atombomben zu Erdgas verdampfen, und mit Hilfe kleiner Kernexplosionen kann man auf der Erde günstig verschiedene seltene und deshalb teure Elemente herstellen.

»Meistens tritt Lithium in Form von Lithium 7 auf«, fuhr Lauri fort. »Der Rest ist in der Regel Lithium 6.«

Aber gleichzeitig sah er Ted Taylor und seine Zigarette vor sich. War das extreme

blauäugige Naivität, fragte sich Lauri im Stillen. Natürlich. Kindische Fantasterei? Zweifellos. Heute könnte wohl niemand mehr anderer Meinung über das Ploughshare-Programm sein, das nach friedlichen Anwendungen für Atombomben suchte. Aber die große Frage lautet ja: Sind wir wirklich schon erwacht, oder leben wir immer noch in demselben Traum? Und was, wenn wir noch schlafen und uns nur einbilden, wir seien erwacht?

Und wenn wir nun noch gar nicht erwacht sind und immer noch schlafen, wann wollen wir dann eigentlich aufwachen? Und was ist nötig, damit wir aus unserem Dornröschenschlaf erwachen?

»Ja. Und?«, fragte die Besucherin, als die Pause langsam unangenehm wurde.

»Wir brauchen schon Träume, aber ...«

Katherine Henshaw hob fragend die Brauen, sah dann aber, dass die Gedanken des Mannes, der ihr gegenüber saß, abgeschweift waren.

»Ja«, sagte sie. »So viel verstehe ich auch.«

»Ja, also das Lithium ...«

»Ich habe an der Universität Physik studiert, zwei Semester«, fuhr Henshaw fort. »Ich weiß auch, dass in den Schnellen Brütern als Kühlflüssigkeit entweder Lithium 6 oder flüssiges Natrium verwendet wird.«

»Na, dann wissen Sie ja ebenso viel wie wir«, warf Kenneth Andrews sanft ein.

Er stand immer noch an der Tür.

Katherine Henshaw schüttelte den Kopf. Sie wirkte unzufrieden.

»Gibt es denn nichts anderes? Unangenehmeres?«

»Ich weiß nicht, ob ich verstehe, worauf Sie hinauswollen«, sagte Andrews.

»Was kann man sonst noch mit Lithium 6 machen?«, fragte Henshaw. »Oder genauer: Kann man damit etwas Schlimmes tun? Etwas wirklich Schlimmes?«

Lauri und Andrews wechselten einen raschen Blick. Was sollten sie sagen? Wer war eigentlich die Frau, die sie da verhörte?

Katherine Henshaw sah Andrews an und wurde noch ungeduldiger.

»Es muss doch noch etwas anderes geben.«

Edward Teller, erwiderte Lauri in Gedanken. Der ungarische Kernphysiker, der gemeinsam mit dem ukrainisch-polnischen Mathematiker Stanislaw Ulam das zentrale Prinzip der Wasserstoffbombe, einer thermonuklearen Bombe, erfunden hatte. Im Grunde war es wohl Ulam gewesen, der die zentrale und entscheidende Idee entwickelt hatte, als er über die Geheimnisse der Supernovaexplosionen der Sterne nachdachte. Ulam hatte erkannt, dass man mit Hilfe eines kleinen, mit Fission, das heißt mit Kernspaltung, funktionierenden Zünders eine um ein Vielfaches größere, auf der Fusion bzw. dem Verschmelzen von Atomen beruhende Explosion auslösen konnte.

»Warum soll man eine Kuh kaufen, wo doch das Milchpulver so billig ist«, hatte Edward Teller seinerzeit auf die Frage geantwortet, die Katherine Henshaw gerade gestellt hatte.

Aber Lauri erzählte Henshaw nicht, was Teller dazu gesagt hatte.

»Nun, auch das in Kernwaffen verwendete Tritium wird aus Lithium 6 hergestellt«, sagte er dann. »In allen Fissionsbomben, die Hunderte von Kilotonnen wiegen, wird Tritium verwendet. Es wird entweder in gewöhnlichen kommerziellen Kernreaktoren oder in Schnellen Brütern, die für diesen Zweck gebaut werden müssen, aus Lithium 6 hergestellt. Wir haben zurzeit keinen passenden Schnellen Brüter, sodass wir diese Dienstleistung bei zivilen Kernkraftwerken kaufen.«

»Ist das alles?«, fragte Henshaw.

»Würden Sie nun vielleicht erst einmal Ihrerseits erzählen, worum es hier eigentlich geht?«, fragte Lauri zurück.

Katherine Henshaw zögerte.

»Ich weiß, dass ich wahrscheinlich einen schweren Fehler mache, indem ich hierhergekommen bin«, sagte sie. »Aber ich glaube, es kann wichtig sein.«

Dann sah sie Lauri direkt in die Augen.

»Sie werden mir doch keine Schwierigkeiten machen, weil ich beschlossen habe

hierherzukommen, nicht wahr?«

Lauri lachte kurz auf.

»Wenn Sie nicht gerade einen Mord gestehen.«

»Was ist das hier eigentlich für eine Stelle?«, fragte Henshaw. »Was bedeutet N.T.U.?«

Lauri deutete mit der Hand auf Andrews.

»N. T. U. bedeutet: Nuclear Terrorism Unit«, erklärte Andrews. »Es handelt sich dabei um eine spezielle Antiterrorereinheit der Regierung der USA.«

»So etwas hab ich mir schon gedacht«, sagte Henshaw.

Sie fixierte Lauri.

»Was machen Sie, wenn Sie von Verbrechen erfahren, die geringer sind als Mord? Sind die für Sie von Interesse? Müssen Sie darüber nach oben berichten?«

Katherine Henshaw sprach jetzt nur zu Lauri, so als wäre Kenneth Andrews gar nicht anwesend.

»Alle Verbrechen, die geringer sind als ein Mord, können wir vernachlässigen, wenn du - nun, es würde unser Gespräch erleichtern, wenn wir uns duzen könnten -, wenn du etwas Wichtiges zu berichten hättest«, sagte Lauri. »Uns interessiert nicht, ob du eine Diebin bist oder Heroin konsumierst. Offen gestanden, wenn es um eine wirklich bedeutsame Sache geht, können wir sogar bei Mord ein Auge zudrücken. Aber erzähl das nicht den Journalisten.«

»Das Duzen ist mir recht. Und du wirst also nichts anderes ausplaudern, als das, was hier aus eurer Sicht von Bedeutung ist?«, präzisierte Henshaw ihre Frage.

»Natürlich nicht«, versicherte Lauri.

»Versprichst du mir das?«

Lauri lächelte so überzeugend, wie er nur konnte.

»Das verspreche ich.«

»Ich glaube dir«, sagte Henshaw. »Obwohl ich weiß, dass ich das vielleicht nicht sollte.«

»Was möchtest du also erzählen?«

»Ich war vor einigen Tagen auf einer Party, die ein Geschäftsmann namens Timothy Washburn für seine Freunde gab«, begann Henshaw.

Lauri sah, dass eine dunkle Wolke über das Gesicht der Frau zog, aber sie verschwand auch gleich wieder. Was verschwieg die Frau, und würde das möglicherweise ihre Glaubwürdigkeit beeinträchtigen?

»Dort war eine Gruppe von Washburns Bekannten«, fuhr Henshaw fort. »Vier Männer, von denen zwei miteinander Arabisch sprachen. Sie sahen auch wie Araber aus. Die beiden anderen waren eindeutig aus Südasien.«

»Kannst du das noch ein wenig präzisieren? Beziehungsweise kannst du sagen, aus welcher Gegend Südasiens sie stammten?«

»Sie waren ziemlich hellhäutig, und ich glaube, dass ihre Sprache Punjabi war, aber da bin ich mir nicht hundertprozentig sicher. Ich würde wetten, dass es Pakistaner waren. Die Leute aus dem pakistanischen Punjab sind ziemlich hell, zumindest nach meiner Erfahrung.«

»Ja. Und dann?«

»Sie gingen in die obere Etage, und ich war ... Nun, ich war einige Zeit ebenfalls dort oben, im Nachbarzimmer. Als ich dort für eine Weile allein war, öffnete ich das Fenster und rauchte eine Zigarette, und da hörte ich, wie einer der Araber in sein Handy sprach, auf Englisch. Ich hörte nur drei Sätze, aber ich konnte die Worte gut verstehen. Er sagte: ›Ihr habt das Lithium 6.««

»Ihr habt das Lithium 6«, mischte Kenneth Andrews sich in das Gespräch ein. »Du hast ganz sicher gehört, dass er genau das gesagt hat?«

»Absolut«, versicherte Katharine Henshaw. »Ihr habt das Lithium 6.«

»Es klang also wie eine Feststellung oder wie eine feststellende Frage?«, fragte Andrews nach.

»Eindeutig. Darauf antwortete er nur: Ausgezeichnet. Als Nächstes fragte er noch: Alle sechs Tonnen? Sein Freund sagte etwas auf Arabisch, das ich nicht verstand. Vielleicht meinte er, dass es unvorsichtig sei, darüber am offenen Fenster zu sprechen, denn er schloss das Fenster, und ich hörte nichts mehr.«

»Was geschah dann?«, fragte Lauri.

»Ich bekam plötzlich Angst, denn ich ahnte Schlimmes. Ich versteckte mich deshalb im Kleiderschrank, unmittelbar bevor die Tür aufging und die Araber hereinschauten. Als sie sahen, dass das Zimmer leer war, entfernten sie sich wieder. Aber ich blieb mindestens eine halbe Stunde in dem Schrank, bevor ich mich hervorwagte und wieder ins Erdgeschoss zurückkehrte. Ich fürchtete, ich könnte bei ihrem Anblick in auffälliger Weise zusammenzucken, aber sie waren zum Glück schon gegangen.«

»Würdest du sie wiedererkennen, wenn du Fotos von ihnen sehen würdest?«, fragte Andrews.

»Ich denke, ja«, sagte Katharine Henshaw.

Henshaw sah abwechselnd Lauri und Andrews an.

»Ihr wirkt nicht überzeugt«, bemerkte sie. »Aber ihr werdet die Sache doch trotzdem prüfen? Und herausfinden, worum es in dem Gespräch ging?«

»Ehrlich gesagt, bin ich da nicht ganz sicher«, sagte Lauri. »Wir bekommen viele Hinweise. Wir können nicht allen nachgehen.«

Katharine Henshaw sah Lauri ernst an.

»Wie auch immer. Eines muss ich aber noch sagen: Es waren keine angenehmen Menschen.«

Kenneth Andrews Miene verriet klar seine Zweifel. Katharine sah ihn ärgerlich an und wandte dann den Blick wieder Lauri zu.

»Ich habe schon vieles gesehen. Aber bei diesen Typen lief es mir kalt den Rücken runter. Und ihr könnt mir glauben, mich bringt so schnell nichts aus der Ruhe.«

Lauri nickte.

»Nun, ich schlage vor, wir verbleiben so, dass wir darüber nachdenken.«

Katharine Henshaw musterte Lauri aufmerksam vom Scheitel bis zur Sohle.

»Dann kann ich wohl nichts mehr tun«, sagte sie, stand auf und verließ den Raum, ohne sich noch einmal umzusehen.

Lauri wartete ab, bis sie außer Sicht war. Dann sah er Andrews an.

»Was meinst du?«

»Ich bin der Meinung, wir sollten uns nicht darum kümmern«, sagte Andrews.

»Sollten wir die Sache nicht wenigstens ein bisschen unter die Lupe nehmen?«

Andrews sah ihn langsam an.

»Mein lieber Larry, wenn wir all dem nachgehen und uns immer einmischen würden, wenn irgendeine Tussi ihrer Fantasie freien Lauf lässt oder jemand irgendwo auf der Welt ›zip‹ sagt, dann kämen wir zu nichts anderem mehr. Wir haben doch wohl Wichtigeres zu tun.«

»Aber diese Frau hat nun zufällig gesagt, dass die Araber von Lithium 6 gesprochen haben.«

»Trotzdem. Viele Menschen interessieren sich für Kernkraft oder Fusionsenergie. Viele sind sogar an Kernwaffen interessiert. Aber sie fangen trotzdem nicht an, selbst welche zu bauen.«

»Hoffentlich hast du recht. Ich selbst würde jedenfalls allen Hinweisen nachgehen, die sich auf Lithium 6 beziehen. Das ist ein teuflisches Isotop, musst du wissen.«

»Als ob ich das nicht wüsste!« Andrews lachte laut auf. »Vielleicht bin ich gerade deshalb der Chef dieses Ladens hier und nicht du. In dieser Sache braucht man Fingerspitzengefühl, die Fähigkeit, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden.«

Später sollte Lauri sich an diese Worte erinnern.

Alice Kleiner Falke Donovan hatte Ayenwathan an einen Baum gebunden und saß auf einem großen Felsbrocken im Schneidersitz, so wie die Verwandten ihrer Haudenosaunee-Mutter zu sitzen pflegten. Alice Donovan war eine kleine Frau mit langem, dichtem rabenschwarzem Haar und einem etwas eckigen, knabenhaften Körper. Die Form ihres Gesichts verriet ihr indianisches Blut, dem jedoch deutlich auch andere Erbanlagen beigemischt waren, die ihre Züge weicher erscheinen ließen. Alice hatte sich schon als Teenager daran gewöhnt, dass die Männer sie schön fanden und nach ihr »gierten«, wie Lauri es ausdrückte.

Alice trug einen verschlissenen Anorak und hellblaue Jeans mit ausgefransten Hosenbeinen, die an einem Knie durchgescheuert waren. Sie war barfuß, denn sie trug keine Schuhe, wenn es nicht sein musste. Ihre Eltern hatten ihr, als sie noch ein kleines Mädchen war, beigebrachte Schuhe und saubere Kleider zu tragen, aber sie hatte die Schuhe immer ausgezogen, sobald sie sich weit genug vom Haus in den Wald entfernt hatte.

Alice genoss die imposante Landschaft, die sich vor ihr ausbreitete und ließ sich von dem sanften Wind das Gesicht streicheln und die Haare zausen. Sie hatte schon als kleines Mädchen den hohen Himmel, das weite Land, den Wind und den Regen auf ihrer Haut und die Erde zwischen den Zehen geliebt. Sie war zwei Stunden lang ununterbrochen geritten, um genau an diese Stelle zu kommen, auf die letzte hohe Anhöhe der Bergkette hinter Sierra Vera, die schon ein wenig abseits von den anderen Hügeln aufragte, als äußerste einsame Vorhut der Berge am Rand der uferlosen Ebene. Bis zum letzten, entferntesten Blau des Horizonts waren es bestimmt zweihundert Kilometer.

Schön, mal wieder für einige Zeit aufs Land zu kommen und durchzulüften, dachte Alice. Eigentlich war es ihr sehr recht, dass Lauri beschlossen hatte, einen Ort wie Sierra Vera zu kaufen, obwohl dieser Kauf den größten Teil seines Vermögens an den Boden New Mexicos gebunden hatte. Dasselbe war mit einem kleinen Teil von Alices' eigenen Mitteln geschehen, die weit bemerkenswerter waren als Lauris irdische Güter.

Alice wollte eigentlich nicht zurück aufs Land ziehen, zumindest jetzt noch nicht. Vielleicht irgendwann, aber nicht jetzt. Sie hatte einen großen Teil ihrer Jugend bei ihrem texanischen Vater verbringen müssen, fern von den geliebten Wäldern ihrer Mutter, und das hatte sie immun gemacht gegen die Romantik der ländlichen

Gegend. Obwohl sie den Heimatbundesstaat ihres Vaters nicht mehr wenig poetisch Tex-Arsch nannte - so wie sie es einst in der ordinären Manier ihrer rebellischen Jugendjahre getan hatte - und obwohl sie zumindest im Prinzip mit ihrem Vater einen dauerhaften Frieden geschlossen hatte, so hatte sie doch niemals ernsthaft erwogen, irgendwann auf die Farm ihres steinreichen Vaters zurückzukehren, die die Größe eines europäischen Kleinstaats hatte.

Alice war ihren Eltern dankbar dafür, dass sie ihr das Studium an einer guten Universität finanziert hatten, obwohl ihre Beziehung zeitweilig stark abgekühlt und schmerzhaft gewesen war. Sie sehnte sich aufrichtig nach ihrer Mutter und war stolz darauf, dass sie zur Hälfte eine *Onondaga haudensaunee* war. Alice hatte sich ganz absichtlich und bewusst in ihrem Englisch den weichen texanischen Akzent bewahrt, eine Art Ehrenbezeugung ihrem Vater gegenüber.

Dennoch konnte sie sich, trotz der Gesellschaft ihrer Mutter und deren Unterstützung, immer noch nicht mehrere Tage lang mit ihrem erzkonservativen Vater an demselben Ort aufhalten. Und obwohl sie jetzt viel älter und erfahrener war als damals, als sie von zu Hause fortgegangen war, verstand sie immer noch nicht recht, welcher Klebstoff ihre Eltern zusammengehalten hatte und immer noch zusammenhielt. Ihr Vater war sicherlich der einzige steinreiche Texaner, der jemals offiziell eine Indianerin geheiratet hatte. Freilich hatte Charlie Donovan seinen Vater noch nicht beerbt gehabt, als er die Onondaga-Aktivistin heiratete, die er in Virginia kennengelernt und in die er sich zum Erstaunen aller bis über beide Ohren verliebt hatte.

Alice war relativ zufrieden mit ihrem Leben, so wie es jetzt war. Sie machte eine Arbeit, deren Bedeutung man nur schwer bagatellisieren konnte. Sie war das souveräne und respektierte Mitglied einer Eliteeinheit mit Spitzenausbildung. Die einzigen kleinen Minuspunkte waren die zeitweilige Gefährlichkeit ihrer Arbeit sowie die Tatsache, dass sie und Lauri in letzter Zeit mehr gestritten hatten als jemals zuvor. Aber vielleicht war auch das letzten Endes keine große Sache. Sie hatten doch schon alles Mögliche gemeinsam erlebt. Es fiel Alice schwer, sich vorzustellen, dass sie sich wegen einer etwas heikleren Phase trennen könnten. Früher oder später würden sie sich über die Widersprüche und unterschiedlichen Ziele und Hoffnungen, die sie jetzt entzweiten, wieder einig werden. Sie würden wieder einen beide zufriedenstellenden Kompromiss finden. Eine neue Balance. Dann würde alles wieder gut sein.

Alice berührte instinktiv die schmale, quer über ihre Stirn verlaufende Narbe. Sie fiel heute viel weniger auf als noch vor acht Jahren, und obwohl sie immer noch eine Spur heller war als die umgebende Haut, war sie durch die starke

Sonnenbräunung fast unsichtbar. Alice war in Wasiristan bei den Kämpfen in der Nähe des Dorfes Dandar Kili verwundet worden. Der ganze Berghang vor ihnen hatte plötzlich angefangen, Feuer zu speien, denn dort waren erst Hunderte, dann Tausende von Mündungsfeuern aufgeflammt. Die Kugel aus einer Kalaschnikow hatte Alice eine tiefe Furche in die Stirn gegraben, sodass ihr das Blut in die Augen geflossen war und sie gänzlich blind gemacht hatte. Sie wäre aus Dandar Kili nicht lebend davongekommen, wenn Lauri sie nicht in Deckung gezogen und später auf seinen Schultern zum Hubschrauber getragen hätte.

Als die Vereinigten Staaten und Großbritannien angefangen hatten, Afghanistan zu bombardieren, waren Zehntausende von hitzköpfigen paschtunischen jungen Männern über die pakistanische Grenze ihren Stammesbrüdern zu Hilfe geeilt. Die US-amerikanischen Luftstreitkräfte hatten, ohne weiter nachzudenken, einige Tausend von ihnen zusammen mit afghanischen Taliban-Kämpfern niedergemacht. Die Kämpfer von Al-Qaida hatten den Ereignissen vom nahe gelegenen Spingebirge aus zugesehen und sich sicherlich zufrieden die Hände gerieben.

Irgendwann hatte man ausgerechnet, dass sich auf dem Gebiet des nordwestlichen Pakistans mindestens acht Millionen Sturmgewehre befanden, von deren Besitzern ein großer Teil wegen des gemeinsamen Krieges gegen die Sowjetunion zu den USA ein positives, ja herzliches Verhältnis hatten. Als aber Alices Einheit und ein paar pakistanische Armee-Einheiten im Jahr 2002 ausgerückt waren, um nachzusehen, warum alle Häuser von Dandar Kili plötzlich niedergebrannt worden waren, hatten diese acht Millionen Sturmgewehre die Seite gewechselt. Der ganze Berg spie Feuer und Blei über sie aus.

Alice warf noch einen Blick auf die Landschaft, die ihr so lieb war. Dann ging sie zu Ayenwatha. Sie band das Pferd los und streichelte ihm das braune, samtige Rückenfell.

»Es ist wohl Zeit, nach Hause zu gehen«, flüsterte sie dem Tier ins Ohr.

Das Pferd wandte Alice den Kopf zu.

»Das meinst du auch? Na, dann wollen wir mal.«

Als Alice und Ayenwatha sich den Gebäuden der Sierra Vera näherten, sah Alice, dass auch Lauri zu Pferd unterwegs war. Sie gab ihrem Tier Wasser und Hafer und machte sich dann auf den Weg in Lauris Richtung.

Lauri saß auf dem großen, schwarzen Hengst Orinoco. In der Hand hielt er einen

langen Bogen. Er konzentrierte sich und sprach zugleich beruhigend auf Orinoco ein. In seiner Hand, die den Bogen hielt, befanden sich sechs Pfeile mit Stahlspitzen. Etwas weiter weg standen im Abstand von zehn Metern hintereinander sechs an Pfählen befestigte Zielscheiben. Die erste Scheibe war vierzig und die letzte hundert Meter entfernt. Schwarze Bilder von Menschen auf weißem Grund, in natürlicher Größe.

Alice wartete darauf, dass Lauri sich in Bewegung setzte.

Angespornt durch Lauris Vorbild hatte auch Alice ein paarmal versucht, vom Rücken des galoppierenden Pferdes aus mit dem Bogen auf diese Ziele zu schießen, aber bisher hatte sie das Ziel immer um mindestens zwei Meter verfehlt. Das war ziemlich demütigend gewesen, denn Alice hatte früher reiten als lesen gelernt. Während ihres Studiums hatte sie außerdem zweimal die Meisterschaften der US-amerikanischen Universitäten im Bogenschießen gewonnen, zusätzlich zu den Ultratriathlonmeisterschaften. Dennoch waren ihre Pfeile unkontrolliert in alle Richtungen geflogen, als sie sie vom galoppierenden Pferd aus abschoss.

Schießen vom Pferd aus klang nicht sonderlich anspruchsvoll, aber tatsächlich war es sehr schwierig. Diese Kunst war für lange Zeit in Vergessenheit geraten, bevor Lajos Kassai sie in Form einer Sportart wiederbelebt hatte. Lauri hatte an drei Kursen teilgenommen, die Kassai in Ungarn veranstaltet hatte. Dazwischen hatte er in Sierra Vera fleißig geübt. Als Alices' Eltern das Landgut zum zweiten Mal besuchten, hatte Lauris Kunst, die Pfeile vom galoppierenden Pferd aus abzuschließen, auf Alices' Mutter, den Kleinen Baum Donovan, einen gewaltigen Eindruck gemacht. Charlie Donovan dagegen hatte nur verächtlich geschnaubt und etwas von der Überlegenheit von Maschinengewehren im Vergleich zu steinzeitlichen Spielzeugen gemurmelt.

In der ganzen langen Zeit der siebeneinhalb Jahre, die Alice und Lauri zusammen waren, hatte Charlie Donovan Sierra Vera nur zwei Mal besucht. Beim zweiten Mal war der Grund gewesen, dass Alices' entzündeter Blinddarm durchgebrochen war. Da hatte ihr Vater sie mit seiner kleinen senkrecht landenden und startenden Düsenmaschine abgeholt und ins Krankenhaus gebracht.

Alice wusste, dass Lauri einen echten Hunnenbogen in der Hand hielt, den der geschickteste Handwerksmeister seines Fachs in Ungarn angefertigt hatte. Der Bogen war genau nach tausendsiebenhundert Jahre alten Vorbildern gebaut worden und bestand aus ähnlichen Materialien, wie die Hunnen sie seinerzeit verwendet hatten. Er sah aus wie ein ganz unauffälliger, einfacher Bogen, in Wirklichkeit aber war er ein kompliziertes und kunstvoll zusammengefügtes Instrument. Seinerzeit

war dieser Bogen die tödlichste aller Kriegswaffen gewesen.

Die Hunnenbögen waren größer und stärker gewesen als je ein anderer Bogen irgendwo auf der Welt. Sie bestanden aus einem Kompositmaterial aus Knochen, Sehnen und Holz, das zugleich fest und elastisch war. An beiden Enden hatten sie außerdem je einen kleinen, drei Zentimeter langen Vorsprung. Diese Vorsprünge waren die wichtigste Besonderheit der Hunnenbögen. Sie gaben dem Bogen noch etwas zusätzliche Länge und Kraft, ohne die Anstrengung zu vergrößern, die das Spannen des Bogens erforderte. Dank der knöchernen Enden hielten die Bögen auch eine höhere Belastung aus. Lauri meinte, dass das Holz allein die Belastung nicht ausgehalten hätte, denn die stärksten Kräfte konzentrierten sich genau auf die beiden Enden des Bogens.

Lauri betonte zwar immer, dass die Hunnen niemals etwas wirklich Nützliches zustande gebracht hatten, dennoch empfand er offenbar eine Art Bewunderung wider Willen für die alten Hunnen, denn er sammelte in seinem Geschirrschrank echte Hunnenschmuckstücke und -anhänger, die aus alten Gräbern zutage gefördert worden waren.

Lauri hatte Alice darauf hingewiesen, dass die ungarische Puszta und deren in Rumänien gelegene Teile im 5. Jahrhundert keine große Schar von Nomaden ernährt haben konnten. Dennoch hatten die Hunnen, die sich in jenen Gegenden angesiedelt hatten, einige germanische und iranische Völker von den eurasischen Steppen vertrieben und zugleich einen Prozess in Gang gesetzt, der zum Zerfall des ganzen mächtigen römischen Imperiums geführt hatte, das noch kurz zuvor in niederschmetternder Weise unverwundbar gewirkt hatte.

Alice sah, wie die gewaltigen Muskeln des großen Hengstes sich unter dem schwarzen Fell spannten. Lauri und Orinoco stoben davon. Alice beobachtete es entzückt, denn obwohl sie dieses Schauspiel schon mehrmals beobachtet hatte, war es für sie immer gleich beeindruckend.

Lauri hatte gesagt, dass das A und O dabei sei, dass man seinen Kopf leerte, man musste einfach das bewusste Denken abschalten können. Wenn der Bogenschütze in der Kampfbahn auf die Scheibe zielte, konnte er bewusst handeln, da gab es Zeit, den Pfeil zu nehmen und zu zielen, den richtigen Moment abzuwarten und dann zu schießen. Wenn man aber dasselbe auf dem Rücken eines galoppierenden Pferdes tun musste, funktionierte das nicht, denn das Pferd schwankte ständig. Man musste den Pfeil genau im richtigen Augenblick freigeben, nämlich dann, wenn alle Hufe sich gleichzeitig in der Luft befanden und die Bewegung des Pferdes beherrschbar war. Wenn man versuchte zu zielen, schoss man immer vorbei. Pferd und Mensch

mussten zu ein und demselben Wesen verschmelzen, sie mussten sozusagen zu einem Zentauren werden, was die Nomaden in der Mongolei immer noch anstrebten, indem sie ihre dreijährigen Kinder auf dem Pferderücken festbanden. Dort musste das Kind bleiben, bis es gelernt hatte, sich den Bewegungen des Pferdes anzupassen. Alles, was mit Reiten, Zielen und dem Abschießen des Bogens zu tun hatte, musste völlig automatisiert und reflexartig werden ebenso wie das Fahrradfahren, die normalen Bewegungen beim Gehen und das Bewahren des Gleichgewichts beim Stehen oder Sitzen.

Alice nahm ihre Stoppuhr zur Hand.

Orinoco galoppierte auf die erste Zielscheibe zu, und Lauri schoss seinen ersten Pfeil ab. Der schwarze Leib des Pferdes nahm ihr für einen Moment die Sicht, und Alice wusste nicht, ob Lauri getroffen hatte, aber auf der Sehne seines Bogens lag schon der nächste Pfeil, und dann war auch der in der Luft, und Lauri legte den dritten Pfeil mit einer so schnellen und geschmeidigen Bewegung an, dass Alice noch immer nicht begriff, wie das möglich war, und dann war der dritte Pfeil in der Luft, und Alice sah, dass der erste zwischen neun und zehn getroffen hatte, ganz in der Mitte der Scheibe, und dann schoss Lauri schon den fünften, den sechsten Pfeil ab. Orinoco wandte sich um und kam zurück.

Alice sah, dass alle sechs Pfeile genau ihr Ziel getroffen hatten, in sechs verschiedenen Scheiben. Alle Pfeile steckten irgendwo zwischen acht und der vollen Zehn.

Ich verstehe nicht, wie er das macht, dachte Alice ärgerlich. Das heißt, irgendwie verstehe ich es schon, aber trotzdem kann ich nicht nachmachen, was er mir vormacht, und schon gar nicht so, dass es so verdammt leicht aussieht.

Alice sah auf die Uhr. Orinoco hatte die Hundert-Meter-Bahn in vierzehn Sekunden zurückgelegt, und Lauri hatte sechs Sekunden gewartet, ehe er den ersten Pfeil abgeschossen hatte. Sechs Pfeile in acht Sekunden, alle mitten ins Ziel. Eine erstaunliche Leistung. Und Lauri trainierte erst seit fünf oder sechs Jahren. Und die hunnischen Krieger, die diese Fertigkeit von klein auf erlernt hatten?

Im Kampf auf offenem Feld hätten die Hunnen sich einen Moment später zurückgewandt und wieder sechs Pfeile abgeschossen, und dann wieder sechs.

Lauri erklärte gern, dass keine andere Heerschar der Welt eine solche Feuergeschwindigkeit erreicht hatte, bevor Anfang des 20. Jahrhunderts die Repetiergewehre erfunden worden waren, fast anderthalb Jahrtausende später.

Selbst die mit den brandneuen Lee-Metford-Gewehren ausgerüsteten Elitetruppen der Briten hatten noch 1898 in der Schlacht von Omdurman im Jahr nur zwölf Schuss in der Minute abgegeben. Die englischen Langbogenschützen im Hundertjährigen Krieg hatten alle fünf bis sechs Sekunden einen Pfeil abgeschossen. Sie hatten kein Bogenbündel in der Hand gehalten, sondern die Pfeile einzeln aus dem Köcher genommen und einen Moment innegehalten, um zu zielen.

»Eigentlich ist es ziemlich erschreckend, wie schnell und leicht die unbesiegt wirkenden Weltmächte letztlich zusammenbrechen«, hatte Lauri zu Alice gesagt. »Oft genügt eine einzige strategische oder technologische Erkenntnis. Und was für ein Chaos und Leid der Zusammenbruch eines großen Imperiums doch hinterlässt!«

Wieder wandte Lauri sich um und flog in vollem Galopp auf die Zielscheiben zu. Alice sah, dass auf der Sehne wieder ein Pfeil aus dem Köcher lag und Lauri in der Hand fünf weitere bereithielt.

Kurz darauf steckten in den sechs Zielscheiben jeweils in der Mitte sechs neue Pfeile. Lauri wandte sich zurück und brachte Orinoco neben Alice zum Stehen.

»Hey, kleine Rothaut«, sagte Lauri und lächelte Alice zu.

Alice stellte fest, dass zur Abwechslung wieder einmal erstaunlich viel Wärme in Lauris Stimme lag. Es lief immer gut mit ihnen, wenn sie auf dem Land waren. In Sierra Vera waren sie beide meist geradezu unverschämt glücklich. In der Stadt war das schwieriger; die anderen Leute rissen sie auseinander, sodass alles sichtbar wurde.

Alice streckte ihre Hand so langsam nach der Flanke des großen Pferdes aus, dass es mitbekam, was sie machte; sie wollte keinen Tritt gegen die Brust riskieren. Alice streichelte das weiche, schwarze Fell des Tieres.

»Das ist doch prima gelaufen«, sagte sie schlicht.

»Danke.«

»Du bist schon ganz geschickt. Du könntest auch bei der Weltmeisterschaft gut abschneiden.«

»Kassai ist unschlagbar«, wehrte Lauri ab.

Er war in Bezug auf sportliche Leistungen nicht so ehrgeizig wie Alice.

»Kassai ist bald ein alter Mann«, sagte Alice.

»Trotzdem.«

»Du könntest um das WM-Silber kämpfen.«

»Das wird wohl Petra Engländer gewinnen.«

Alice schüttelte den Kopf.

»Du bist besser als Engländer«, sagte sie ruhig und sicher, ohne an ihren Worten zu zweifeln. »Du bist deutlich besser als irgendjemand sonst, außer vielleicht Kassai. Du würdest sogar ihn besiegen, wenn du mehr trainieren würdest.«

»Du übertreibst.«

Alice sah Lauri nachdenklich an.

»Du bist fast genauso gut wie Kassai, obwohl du jetzt nur einen Bruchteil von der Zeit trainierst, die er darauf aufwendet. Wie machst du das?«

»Ich hab als kleiner Junge ganz ähnlich trainiert«, sagte Lauri rätselhaft.

Seine Stimme war plötzlich seltsam hart. Alice wartete, dass Lauri noch etwas sagen würde, aber er blieb stumm, und Alice beließ es dabei. Während sie Orinoco zum Stall führten, sah sie, dass Lauri immer noch geistesabwesend war. Wo bist du, mein Freund, dachte Alice. Ich möchte wissen, was du denkst, gerade jetzt.

Sie waren schon siebeneinhalb Jahre zusammen, aber immer wieder fand Alice es erschreckend, wie wenig sie doch voneinander wussten. War das ein schlechtes Zeichen? Bedeutete es, dass sie sich letztlich nicht genug füreinander interessierten? Oder war es so, dass die Menschen generell voneinander, sogar vom eigenen Ehepartner, viel weniger wussten, als sie glaubten? Vielleicht konnte niemals jemand einen anderen Menschen, der ja die Summe seiner persönlichen Geschichte und Erfahrungen war, bis ins Letzte verstehen.

Wir werden niemals mehr als einen kleinen Teil voneinander verstehen, überlegte Alice. Auch die gemeinsamen Erfahrungen sind niemals identisch, weil jeder die

Welt aus seiner eigenen Perspektive betrachtet. Wir sollten vermutlich gar nicht erst mehr erhoffen und zumindest nicht mehr erwarten, weil mehr vielleicht gar nicht sein kann. Vielleicht war es große Weisheit, sich mit dem zu begnügen, was sein konnte, und es nicht wegzuwerfen für eine ewig unerreichbare und unmögliche Illusion oder Fata Morgana.

Dennoch, die Sache ärgerte sie ein bisschen. Warum hatte Lauri ihr so wenig von seiner Kindheit und Jugend erzählt? Immer wenn sie etwas gefragt hatte, hatte er vollkommen dichtgemacht und war zu einem Betonbunker geworden. Plötzlich war Alices' gute Laune dahin, und sie dachte, dass sie, wenn es mit ihnen nicht gut gehen sollte, ihre Wahl in Zukunft sorgfältiger treffen würde. Sie hatte genug von der Rolle der Hellseherin und Gedankenleserin.

Als Lauri Orinoco zum Stall führte, tauchten in seiner Erinnerung wieder einmal die Bilder auf von jenen langen, endlosen Tagen, die ein halbes Menschenleben zurücklagen. Von den frühen Morgen, als er in den Uferwald eilte, während die Mutter noch schlief und auch die Jungen aus der Nachbarschaft noch nicht erwacht waren. Er erinnerte sich, wie er Stunde um Stunde, bis zum Abend, mit faustgroßen Steinen nach aufgestellten Holzscheiten geworfen hatte, wieder und wieder, Hunderte und Aberhunderte von Malen, bis er schließlich traf, ohne zielen zu müssen. Im Lauf der Jahre hatte er allmählich die Entfernungen, die Stärke der Würfe und die Größe der Steine gesteigert. Später hatte er auch die linke Hand trainiert.

Und dann, als er dreizehn war ...

Wieder sah er das Gesicht des ältesten und größten Jungen und die zertrümmerte Nase vor sich, aus der in breitem Strom das Blut floss. Er sah, wie der Gesichtsausdruck seines Peinigers leer wurde und sein Mund kraftlos aufklappte, wie der Quälgeist sich langsam nach vorn neigte, auf die Knie fiel und zu Boden sackte.

Lauri sattelte Orinoco ab. Er streichelte dem Tier den Hals. Das Pferd leckte Lauri mit seiner großen Zunge das Gesicht.

»Aha, Knabenliebe«, sagte Alice und lächelte ein wenig. »Kein Wunder, dass ich so eifersüchtig bin.«

»Sehr witzig.«

Sie entließen Orinoco auf die Weide und in die Gesellschaft von Ayenwatha. Als sie vom Stall zum Hauptgebäude von Sierra Vera hinübergingen, trocknete sich Lauri mit einem Handtuch den Schweiß vom Gesicht. Alices' schwarzes Tesla-Roadster-Elektroauto war am Rand des Hofes geparkt.

Auf dem Dach des Hauptgebäudes befand sich etwas, das aussah wie eine gut zehn Meter breite, weiß gestrichene Antennenschüssel. Es war jedoch direkt auf die Sonne gerichtet, und wenn jemand von oben die Innenseite betrachtet hätte, dann hätte er feststellen können, dass es eine helle, das Sonnenlicht stark reflektierende Oberfläche hatte.

Über der Antennenschüssel, etwas unterhalb ihres Brennpunkts, hätte ein neugieriger Beobachter auch einen meterlangen Zylinder mit einem Durchmesser von dreißig Zentimetern sehen können, von dessen oberem Ende zwei schwarze Kunststoffrohre abgingen. Es handelte sich um ein dreißigtausend Dollar teures, konvergierendes Solarstromsystem, das Alice in Indien bestellt hatte. Es produzierte fünfundvierzig Kilowatt Strom und neunzig Kilowatt Wärme. In der kalten Jahreszeit nutzten sie die Wärme für die Beheizung der Gebäude von Sierra Vera und für die Warmwasserbereitung. Im Sommer leiteten sie die Wärme über Kunststoffrohre in die Erde und speicherten sie dort tief im Felsen für den Winter.

»Soll ich uns ein Bier holen?«, fragte Alice.

»Warum nicht«, antwortet Lauri und griff sich eine wissenschaftliche Zeitschrift, die auf dem Küchentisch lag. »Die Fusionsenergie kommt«, verkündete die Schlagzeile auf dem Deckblatt.

Alice sah, wie sich auf Lauris Gesicht ein gelangweilter Ausdruck breitmachte.

»Fusionskraftwerke sind ein Glaubensprojekt«, zischte Lauri. »Es sind Kirchen. Gebetsräume. Sie haben nichts mit irgendeiner praktischen Sache wie Energieproduktion zu tun.«

»Aber dies sind doch reine Testkraftwerke«, spottete Alice. »Man weiß noch nicht, wohin das auf lange Sicht alles führt.«

»So ist es«, sagte Lauri. »Das Ganze ist wieder eine Variante der alten verrückten Operation ›Atome für den Frieden‹, deren Spuren wir immer noch beseitigen. Nur sind diese Atome noch gefährlicher als die früheren.«

Alice fand, dass Lauri ungewöhnlich verbittert klang.

»Ist dies jetzt wieder einer deiner Diese-Dummköpfe-gehen-mir-auf-den-Geist-Ausbrüche, oder ärgert dich noch etwas anderes?«, fragte Alice verwundert. »Was hab ich denn jetzt wieder getan bzw. vergessen?«

»Hör auf! Mich ärgert nichts Bestimmtes. Abgesehen davon, dass ...«

Alice ging zum Kühlschrank und nahm zwei Flaschen Bier heraus.

Lauri überlegte, dass es vielleicht am besten wäre, wenn er Alice den Grund für seine Verärgerung verriet.

»Im Büro hat uns letzte Woche eine Frau besucht«, begann er.

Alice wartete, dass Lauri fortfuhr.

»Sie sagte, sie habe gehört, wie einige Männer, die wie Pakistaner oder Araber wirkten, von Lithium 6 sprachen. Davon, dass irgendwo Lithium 6 ankommen werde.«

Alice hob leicht die Brauen.

»Andrews hat uns verboten, in der Sache zu ermitteln«, ergänzte Lauri.

»So etwas hat nicht unbedingt etwas zu bedeuten«, sagte Alice.

»Nein. Nicht unbedingt.«

»Aber ich verstehe trotzdem, warum dich das Thema Fusionsenergie heute so besonders ärgert. Ich meine, noch mehr als sonst.«

Alice öffnete beide Flaschen. Die eine reichte sie Lauri, aus der anderen trank sie selbst einen großen Schluck.

»Morgen ist unser letzter Urlaubstag«, sagte Alice.

»Wie blöd, dass wir schon wieder zurückfahren müssen«, murmelte Lauri. »So ein langes Wochenende ist gar kein richtiger Urlaub. Wann waren wir zuletzt längere Zeit hier zusammen?«

»Beklag dich nicht«, raunzte Alice. »Man muss mit dem zufrieden sein, was man hat. Man kann nicht alles haben.«

»Man muss wissen, was man will, und danach seine Entscheidungen treffen.«

»Egozentrisches Denken. Zufälligerweise ist unsere Arbeit wichtig. Das hast du doch auch immer so gesehen. Zumindest früher.«

»Workaholic! Junkie! Das Leben geht an uns vorbei, während wir uns in unseren vier Wänden in einem geschlossenen Karton mit unwesentlichen Dingen

beschäftigen, mitten in der größten Beton- und Asphaltwüste der Welt. Du bist außerdem eine halbe Haudenosaunee. Noch dazu eine Onondaga. Solltest du dich nicht auch im Busch wohlerfühlen als in New York? Ich fühle mich allmählich betrogen, weißt du. Ich hätte wohl das Kleingedruckte in der Produktbeschreibung etwas genauer lesen sollen, bevor ich mich auf die Beziehung zu dir einließ.«

»Ich fühl mich ja wohl hier. Aber auch New York hat seine guten Seiten.«

»Zum Beispiel?«

»Der Pulsschlag. Der Rhythmus der Großstadt. Der warme Asphalt. Außerdem ist das kulturelle Angebot dort reichhaltiger und vielseitiger als hier.«

Lauri schnaubte ein wenig. Dieses Geräusch hatte Alice schon viele Male gehört.

»Wann waren wir eigentlich das letzte Mal zusammen im Theater oder tanzen?«, fragte Alice. »Oder wenigstens im Kino. Du würdest am liebsten in einer Zehn-Quadratmeter-Hütte mit gestampftem Lehm Boden wohnen, auf einem Holzklötzchen sitzen und in einer Hängematte schlafen.«

»Stimmt«, sagte Lauri.

»Ich finde das ja auch ganz nett. So ab und zu. Zeitweilig. Aber ich genieße nun mal auch den Asphalt unter den Füßen und ein bisschen Abgasgestank.«

Wozu sind Frauen eigentlich erfunden worden, dachte Lauri säuerlich. Vielleicht sollte ich einfach wieder zum freien Single-Dasein zurückkehren. Andererseits erschien ihm das nun auch nicht sonderlich verlockend.

»Okay, okay, okay«, sagte Lauri. »Du hast gewonnen. Lass uns ins Kino oder ins Theater gehen, wenn wir wieder in der Stadt sind. Was möchtest du sehen?«

»Das weiß ich noch nicht. Aber wir werden bestimmt etwas Schönes finden.«

»Wie wäre es mit *Terminator 6*?«

Alice zog sich aus und ging unter die Dusche. Lauri sah ihr zu und dachte, dass ihre Bewegungen wie immer rasch und von systematischer Effizienz waren. Alice behielt nur das kleine silberne Kreuz um den Hals. Lauri war fanatischer Heide und Atheist, und Alice' christliche Ansichten ärgerten ihn. Aber er hatte beschlossen, sich nicht darum zu kümmern. Alice konnte man zum Glück nicht als fanatisch

religiös bezeichnen, sie war eher eine Scheinchristin.

Vielleicht sollten wir etwas essen, dachte Lauri. Er füllte einen Topf zur Hälfte mit Wasser und schaltete die Induktionsplatte ein. Dann nahm er aus dem Küchenschrank eine Packung Spaghetti. Konserven und Lebensmittelpackungen standen ordentlich aufgereiht darin, Alice hatte es gern, wenn Ordnung herrschte. Lauri fand, dass sie in einigen Dingen manchmal etwas zu pedantisch war.

Lauri griff zur Fernbedienung und schaltete den Nachrichtensender ein. Auf dem Bildschirm erschienen große, flache Eisberge. Die Kamera befand sich ganz offenkundig in einem Hubschrauber oder einem Flugzeug. Es war schwierig, den Bildmaßstab zu schätzen, denn man sah nur unterschiedlich große, dahindümpelnde Eisstücke und nichts, was ihrer Größe eine Relation verliehen hätte. Die Stimme des Moderators erklärte, dass jetzt auch der letzte Streifen des Larsen-C-Schelfs in Stücke zerfallen und in Hunderten von einzelnen Eisbergen davongetrieben sei. Nach Ansicht der Wissenschaftler zeigte auch das unermesslich riesige Ronne-Schelfeis Anzeichen von Instabilität. »Im Eis haben sich viele kleine, aber ziemlich tiefe Becken gebildet, die mit Süßwasser gefüllt sind«, erklärte der Moderator. »Diese Wasserbecken können wie die Keile wirken, mit denen schon die alten Ägypter große Steinplatten vom Felsen abgespaltet haben. Das Ronne-Schelfeis hat eine größere Ausdehnung als Spanien.«

Alice kam, in ein lakengroßes weißes Handtuch gewickelt, aus dem Bad. Sie rieb sich die Haare mit einem kleineren Handtuch trocken.

»Du duschst doch auch noch?«, fragte Alice mit unschuldiger Miene. »Bei der Gelegenheit könntest du dir auch die Zehennägel schneiden. Sonst wird aus dir demnächst ein richtiger Velociraptor. Außerdem kriegen die Strümpfe dann Löcher.«

»Okay, okay«, stimmte Lauri zu und zeigte auf den Fernseher.

»Ziemlich üble Sache, oder?«

»Kann sein«, bestätigte Alice. »Wenn das Ronne-Schelfeis in Stücke zerbricht, dann zerfällt auch das ganze Festlandeis der westlichen Antarktis, wahrscheinlich in sehr kurzer Zeit. Es schmilzt schon jetzt auf der Seite der Pine-Island-Bucht, und wenn es auch von der anderen Seite her zu schmelzen beginnt ...«

Alice machte sich nicht die Mühe, den Satz zu Ende zu bringen.

»Das würde den Meeresspiegel um sechs Meter steigen lassen, nicht wahr?«, fragte Lauri.

»Grob gerechnet, ja. Auf der Antarktischen Halbinsel liegt eine Menge Eis, die für einen Anstieg des Meeresspiegels um vielleicht einen halben Meter ausreicht. Im eigentlichen Festlandeis gibt es davon ungefähr zehnmal mehr davon. Und auf der Ostseite dann noch mal ...«

»Wie schnell kann das gehen?«

»Wenn man das wüsste. Möchtest du noch ein Bier?«

Im Nachhinein, als sie versuchten, sich zu erinnern, wann und wie eigentlich alles angefangen hatte, fiel es ihnen schwer, den Anfang der Kette von Ereignissen zu rekapitulieren. Alles war unmerklich, in kleinen und langsamen Schritten vonstattengegangen. Lauri hätte den Anfang vielleicht in Katherine Henshaws Besuch gesehen. Aber tatsächlich hatte er sich erst eine Woche später wirklich Sorgen gemacht, als Kenneth Andrews, ohne anzuklopfen, in sein Arbeitszimmer trat.

»Weißt du, was ein Rapid-L ist?«, fragte Andrews.

»Ja«, antwortete Lauri und schrieb weiter.

»Die Polizei von Osaka hat uns gerade mitgeteilt, dass jemand die Module des Notkühlsystems eines Rapid-L-Prototyps gestohlen hat.«

»Entschuldige, was hast du gesagt?«, fragte Lauri und sah Andrews überrascht an. Er traute seinen Ohren nicht.

»Du hast ganz richtig gehört«, sagte Andrews.

»Verwendet der Rapid-L als Kühlmittel nicht ...«

»Ja«, antwortete Andrews.

In diesem Moment erinnerte Lauri sich plötzlich an den Besuch der Frau.

»Wie viel Lithium 6 war in dem Reaktor?«

»Sechs Tonnen«, versetzte Andrews.

»Wie viel haben die Diebe mitgenommen?«

»Alles.«

Jetzt ist es also wahr, dachte Lauri. Jetzt ist es zum ersten Mal wirklich wahr. Das, was wir alle tausendmal im Kino und in Fernsehserien gesehen und hundert Mal in Krimis gelesen haben. Jetzt geschieht es wirklich.

»Ist alles in Ordnung mit dir?«, fragte Andrews. »Du siehst etwas blass aus.«

»Ich bin okay«, versicherte Lauri. »Und die Japaner haben genau von dieser Menge gesprochen? Von sechs Tonnen?«

»Ja.«

»Von genau sechs Tonnen?«

»Ja.«

»Auch Henshaw hat von sechs Tonnen gesprochen.«

»Henshaw?«

»Katherine Henshaw. Die Frau, die uns hier besucht hat. Sie erzählte, dass sie bei einem Geschäftsmann namens Washburn war und dort hörte ...«

»Shit, das hat sie erzählt«, sagte Andrews und wirkte plötzlich verlegen. Er überlegte einen Moment.

»Ich muss zugeben, dass das eine teuflische Koinzidenz ist. Oh Mist, du hattest wohl doch recht, wir hätten der Sache nachgehen sollen.«

»Vielleicht ist es noch nicht zu spät. Soll ich Henshaw aufsuchen? Obwohl ich nicht weiß, ob sie noch viel Neues zu erzählen hat.«

»Trotzdem ist es sinnvoll, das zu überprüfen. Vielleicht kannst du auch herausfinden, was sie für einen Hintergrund hat.«

»So machen wir es.«

»Aber das ist jetzt nicht das Dringendste. Zuerst beschaffen wir uns Informationen zu diesem Washburn und seinen Unternehmen und zu all den Telefonaten, die er während der letzten Monate geführt hat. Wir sehen nach, ob es bei ihm in der Nähe Überwachungskameras gibt, die seine Besucher registriert haben. Und wir besorgen uns auch Informationen über die Telefongespräche seiner Besucher, die wir identifizieren können.«

»Das ist ein ziemlicher Aufwand«, bemerkte Lauri.

»Da hilft kein Heulen und kein Zähneklappern.«

»Haben die Japaner gesagt, wann der Diebstahl stattgefunden hat?«, fragte Lauri.

»Am Samstag letzter Woche, in den frühen Morgenstunden zwischen zwei und vier. Sie haben versprochen, uns noch heute das gesamte Material zukommen zu lassen.«

»Gut. Haben sie Spuren von Strahlung gefunden?«

Andrews schüttelte den Kopf.

»Die sind verwischt worden.«

Lauri sah Andrews verwundert an.

»Was heißt ›verwischt‹?«

»Offenbar haben die Diebe etwas Lithium in Benzin zerkleinert und in einer stillgelegten Fabrik in einem hohen Schornstein verbrannt.«

Lauris Hirn lief ein paar Runden im Leerlauf, ehe er begriff, was Andrews gesagt hatte.

»Im wortwörtlichen Sinn gibt es jetzt überall mikroskopisch kleine Mengen von Lithium 6«, erklärte Andrews verärgert. »Überall in Süd- und Mitteljapan.«

»So viel also zu den Strahlenspuren.«

Andrews wirkte reumütig. Lauri erriet, dass er noch etwas anderes auf dem Herzen hatte.

»Die Japaner haben berichtet, dass der Raub mit außergewöhnlicher Brutalität durchgeführt worden ist«, sagte Andrews. »An Ort und Stelle waren acht Wachleute eingesetzt. Alle wurden getötet. Ich weiß nicht, ob in Japan jemals zuvor etwas Ähnliches passiert ist, nach dem Zweiten Weltkrieg.«

Andrews schwieg, als erwartete er, dass Lauri etwas sagte. Na los, lass hören, sag es, schrie Andrews' Miene. Aber Lauri blieb stumm, und Andrews verließ das Zimmer.

So viel zu deinem Fingerspitzengefühl, dachte Lauri.

Kann man denn diesen ICBUW-Papieren Glauben schenken, fragte sich Julia Noruz säuerlich. Die International Coalition to Ban Uranium Weapons war immerhin eine politische Lobby, eine Bewegung für eine einzige Sache, die für ein Verbot von Kernwaffen eintrat. Es war kein Forschungsinstitut von hohem wissenschaftlichem Niveau. Dennoch wirkte zumindest ein Teil der von der Organisation veröffentlichten Forschungsberichte zuverlässig.

Was soll ich nun zum Beispiel hiervon halten, seufzte Julia im Stillen. Sie rauchte die zehnte Zigarette des Tages, blies immer wieder den Rauch hin zum Abzug der Klimaanlage und schnippte die Asche in eine leere Kaffeetasse. Sie las einen Artikel von Doktor Jawad Al-Ali, dem leitenden Oberarzt des irakischen Lehrkrankenhauses Sadr. Darin ging es um die Krebssterblichkeit im südirakischen Basra. Das Krankenhaus hatte im Jahr 1990 488 Krebspatienten registriert, im Jahr 2005 waren es schon 1375.

Julia hatte zunächst angenommen, dass es sich um eine reine Illusion, um eine Halluzination handelte, die vom Bevölkerungswachstum und von der Alterung der Bevölkerung herrührte. Als sie aber die wichtigsten Statistiken zum Thema geprüft hatte, war sie sich nicht mehr so sicher. Laut Jawad Al-Ali hatten die Fälle von Brustkrebs stark zugenommen, ebenso die Geschwülste des lymphatischen Gewebes sowie Lungen-, Darm-, Nieren- und Eierstockkrebs. Die Anzahl der Fälle von Magen-, Haut- und Gebärmutterhalskrebs war dagegen praktisch überhaupt nicht gestiegen. Wieder ein Forschungsergebnis, das keinen Sinn ergab. Außerdem gab es zwischen den einzelnen Stadtteilen statistisch signifikante Unterschiede, die sich nicht mit der Bevölkerungsstruktur erklären ließen. Wie war das möglich?

Die ICBUW behauptete, die Ursache sei der von Millionen von Urangeschossen erzeugte Staub, aber das konnte natürlich nicht stimmen. Das war reine Propaganda, die nur bei solchen Leuten ankam, die von Naturwissenschaften keine Ahnung hatten. Abgereichertes Uran, wie es in den Geschossen verwendet wurde, war weniger radioaktiv als natürliches Uran. Ein soeben aus dem Reaktor entfernter Kernbrennstab war mindestens zwei Milliarden Mal radioaktiver. Die Urangeschosse konnten also mit der erhöhten Krebsrate in Basra nichts zu tun haben.

Aber woher rührten dann die Probleme in der Region? Die Alterung der Bevölkerung und das Bevölkerungswachstum hätten die Menge sämtlicher

Krebserkrankungen erhöhen müssen, nicht nur die Erkrankungen bestimmter innerer Organe.

Ich verstehe das nicht, dachte Julia, irgendetwas stimmt hier nicht. Hier ist irgendein Muster, etwas, das mich direkt anstarrt und lacht, mich verhöhnt und verspottet. Ich krieg es nur nicht zu fassen. Genauso wie bei Tschernobyl. Hab ich einen frühen Alzheimer gekriegt, oder war ich schon immer so blöd?

Julia sah auf die Uhr. Oho, dachte sie, ich muss los. Aber wo ist meine Brille? Und die Schlüssel? Und mein Handy? Julia klopfte schnell ihre Taschen ab, aber die Schlüssel waren nicht darin. Sie drückte ihre Zigarette aus und hob die Papierstapel an. Auch darunter fand sie nicht, was sie suchte. Sie war gerade dazu übergegangen, die Schubfächer ihres Schreibtischs zu durchsuchen, als sie Lauri Nurmi mit langen Schritten vorbeigehen sah.

»Warte mal, warte mal!«, rief sie ihm zu.

Lauri blieb stehen und kam dann zu Julias Tür.

»Vielleicht solltest du die hier sehen«, sagte sie und schob Lauri ein Bündel Papiere zu. »Ich hab auf deine Bitte hin Informationen über Katherine Henshaw eingeholt. Sie ist Prostituierte. Eine Professionelle.«

Lauris Gesichtsausdruck veränderte sich. Julia fiel es schwer, Lauris Regung zu deuten. Sein Gesichtsausdruck war härter und kälter als noch vor einem Augenblick, aber es lag noch etwas anderes darin, gleichsam eine Andeutung von Traurigkeit und vielleicht sogar Schmerz? Julia konnte sich nicht vorstellen, wodurch Lauris Reaktion ausgelöst worden war.

Lauri sah die Papiere durch, die Julia ihm gegeben hatte.

»Sieh mal an«, sagte er ruhig. »Sie war also nicht umsonst besorgt, ob uns auch die kleineren Vergehen interessieren würden.«

»Mindert das jetzt nicht ein wenig ihre Glaubwürdigkeit als Zeugin?«

»Nicht unbedingt«, sagte Lauri streng.

Julia sah Lauri überrascht an. Woher eine solche Intensität?

Na ja, vielleicht geht mich das ja nichts an, dachte Julia und blätterte wieder in

ihren Stapeln von Forschungsberichten.

»Suchst du was?«, fragte Lauri hilfsbereit.

»Ich kann meine Brille nicht finden.«

»Du hast sie auf. Du hast sie nur auf die Stirn geschoben.«

Julia fasste sich an den Kopf und stellte fest, dass Lauri recht hatte.

»Sieh an. Jetzt brauche ich nur noch Autoschlüssel und Handy.«

»Die sind in deiner Manteltasche«, schmunzelte Lauri.

Er deutete auf Julias leuchtend roten, langen Mantel, der an der Garderobe hing, nur ein paar Meter entfernt.

»Da sind sie nicht, ich habe schon nachgesehen.«

»Du hast nicht richtig nachgesehen.«

Lauri nahm den Mantel und prüfte dessen Gewicht. Dann nahm er aus der einen Tasche das Handy und warf es Julia zu. Sie fing es auf. In der anderen fand er den Schlüsselbund und warf auch ihn Julia zu.

»Na, so ein Zufall«, wunderte sich Julia, während sie den Schlüsselbund im Flug erhaschte. »Woher wusstest du, dass die da waren?«

»Wir kennen uns jetzt schon so viele Jahre, und du verlegst deine Schlüssel und dein Handy ungefähr vierzehn Mal am Tag.«

»Na, so oft nun auch wieder nicht ...«

»Sie finden sich immer in deiner Manteltasche.«

Lauri Nurmi stieg in dem mehrstöckigen Gebäude in Brooklyn die Treppe in den fünften Stock hinauf, wo Katherine Henshaw wohnte. Die Wände waren voller Graffiti, die mit Farben aufgesprüht oder mit Filzstift gezeichnet waren, und stellenweise bröckelte der Putz. Viele Türen waren offensichtlich mit Fußritten traktiert worden, und an den Schlössern gab es hier und da deutliche Einbruchspuren. Der Aufzug funktionierte nicht, und alles deutete darauf hin, dass es schon eine Weile her war, dass er benutzt worden war.

Lauri klingelte an der Tür von Katherine Henshaw. Hoffentlich ist sie zu Hause, ich habe ja keinen Termin mit ihr vereinbart, dachte Lauri. Die Tür öffnete sich. Lauri stellte fest, dass er unwillkürlich die Luft anhielt, denn es war unmöglich, die vor ihm stehende Frau als dieselbe zu erkennen, die bei ihm im Büro gewesen war. Henshaw trug einen schwarzen, eng anliegenden Trikotanzug, der die Schultern frei ließ. Ihr Gesicht war mit frappierend starken Farben geschminkt, der schwarze Kajal und die Wimperntusche ließen die Augen wie gemalt erscheinen. Lauri registrierte am Hals der Frau eine mehrere Zentimeter lange, kaum erkennbare Narbe, neben der Stelle, wo man den Puls der Halsschlagader durch die Haut hindurch erkennen konnte.

Henshaw bemerkte Lauris Reaktion, und ihre Miene wurde leicht amüsiert. *She's as pure as New York snow*, dachte Lauri, sie ist so rein wie der Schnee von New York. Er wusste nicht, warum ihm die Worte dieses Liedes jetzt einfielen.

»Ich hab mir schon gedacht, dass du hier auftauchen würdest«, sagte Katherine Henshaw.

»Komme ich ungelegen?«

»Ich hab eine bis anderthalb Stunden Zeit. Dann muss ich weg. Aber komm doch rein und setz dich.«

Lauri dankte und trat ein. Henshaw schloss hinter ihm die Tür.

»Du hast neulich wohl nicht alles erzählt«, bemerkte Lauri ruhig.

»Ach, zum Beispiel, was für einem Job ich nachgehe?«

»Zum Beispiel genau das.«

Henshaw zuckte die Achseln.

»Hättest du das erzählt?«

»Ich weiß nicht. Wahrscheinlich nicht.«

»Ich wusste, wenn ihr der Sache auf den Grund gehen wolltet, würdet ihr in einer Nanosekunde herausfinden, woher meine Einkünfte stammen. Wenn ihr dagegen der Sache nicht auf den Grund gegangen wärt ... Tja, dann hätte ich eure Aufmerksamkeit ganz unnötigerweise auf mich gelenkt und mir Unannehmlichkeiten eingehandelt, ohne dass irgendjemand einen Nutzen davon gehabt hätte.«

Lauri musste sich eingestehen, dass Henshaws Worte eine gewisse Logik besaßen. Er sah sich um. Die Wohnung war klein, aber gemütlich, abgesehen davon, dass im Vorraum ein hoher Stapel alter Zeitungen lag, die Henshaw noch nicht hatte wegwerfen können oder wollen. Am Fußboden lagen dicke Langflorteppiche, blaue und grüne und rote, an den Wänden waren Ryas sowie indische und afrikanische Batikstoffe drapiert. Über einer kleinen Kommode hingen auch Fotos, die offenbar Menschen darstellten, die Katherine Henshaw wichtig waren.

»Wenn es dir unangenehm ist, die Höhle des Lasters zu betreten, dann sei unbesorgt, ich arbeite nicht zu Hause«, bemerkte Henshaw sarkastisch.

Lauri ließ den Blick über das große Bücherregal schweifen. Er bemerkte einige relativ neue Unterhaltungsromane und eine Menge alter, romantischer Klassiker. Das war nichts Ungewöhnliches, aber auf einigen Borden standen ausschließlich Bücher über Armenien, die Ukraine, den Völkermord an den Armeniern sowie über die Geschichte des Zweiten Weltkriegs. Steckte dahinter irgendetwas? Neben den Unterhaltungsromanen standen hier und da auch populärwissenschaftliche Werke und Lehrbücher der Physik und Chemie. Offenbar hatte Henshaw die Wahrheit gesagt, als sie behauptete, sie habe an der Universität Physik studiert.

Lauri löste seinen Blick vom Bücherregal und wandte sich um.

»Darf ich dich etwas fragen?«

»Wie könnte ich dich daran hindern«, versetzte Henshaw.

»Warum bist du ...«

Henshaw seufzte.

»Immer wollen alle wissen, warum. Aber daran ist nichts Interessantes.«

Lauri wartete.

»Du hast die Geschichte schon ein Milliarde Mal gehört«, sagte Henshaw.

»Es geschah ... Ich brauchte einfach plötzlich viermal so viel Geld wie vorher. Man bot mir weder den Job eines Spitzenmodells noch den eines Unternehmenschefs an. Und Politikerin, Senatorin oder Abgeordnete konnte ich nicht werden, weil mir das erforderliche Startkapital fehlte. Ich war auch nicht so schön und fügsam, dass die jungen ledigen Milliardäre an meiner Tür Schlange gestanden hätten. Was sollte ich also tun?«

Henshaw sah Lauri an und lächelte selbstironisch.

»Andererseits muss ein Politiker heute wohl bereit sein, was auch immer mit wem auch immer zu tun. Ich brauche das nicht. Ich kann meine Kunden sogar auswählen und selbst entscheiden, an welchen Perversionen ich mich beteilige und an welchen nicht. Die Politiker können sich einen so weit gehenden Luxus nicht leisten.«

Lauri trat zu Henshaws Fotosammlung. Er bemerkte, dass auf der Kommode ein Stapel vervielfältigter Briefe von verschiedenen Nichtregierungsorganisationen lag, und ihm fiel eine mit Stacheldraht umwickelte Kerze von amnesty international ebenso auf wie das Logo des Sierra-Clubs. Unter den Briefen lagen Zeitschriften. Lauri betrachtete die Fotos an der Wand. Auf einem war eine sehr alte, weißhaarige Frau in einem schön bestickten Gewand zu sehen. Lauri wusste nicht, welcher Kultur das Gewand zuzuordnen war.

Das Foto daneben zeigte ein Paar von etwa fünfzig Jahren. Als junger Mensch musste der Mann gut ausgesehen haben, aber auf dem Bild hatte sein Gesicht einen kummervollen Ausdruck. Sein Blick wirkte verängstigt. Die Frau neben ihm war dunkel und auffallend schön.

»Meine Mutter stammt aus der Ukraine, falls es dich interessiert«, sagte Henshaw.  
»Aber meine Großmutter war Armenierin.«

Aha, dachte Lauri. Daher also die Bücher über Armenien und die Ukraine.

An der Wand hing auch die Kopie eines alten Gemäldes. Es zeigte eine schwarzhaarige Frau in einem weißen Kleid mit hohem Kragen. Nach dem Kleid zu urteilen, war das Gemälde im 18. Jahrhundert entstanden, vielleicht auch zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Henshaw folgte Lauris Blick.

»Emma Hamilton«, sagte sie.

Lauri wusste nicht, wer Emma Hamilton war, aber er fragte Henshaw nicht danach.

»Möchtest du vielleicht etwas essen?«, fragte Henshaw. »Ich könnte selbst auch etwas vertragen.«

»Nein, danke«, wehrte Lauri ab.

Henshaw ging zum Kühlschrank und schob dessen Inhalt unzufrieden hin und her. Dann drehte sie sich zu Lauri um und reichte ihm eine halb verzehrte Portion Fast Food, die offenbar aus einem chinesischen Restaurant stammte. Die Essensreste waren mit dichtem, flaumigem Schimmelpilz bewachsen. Henshaw hatte in die Packung auch zwei lederne, mumifizierte Äpfel gestopft.

»Die könntest du eigentlich mit runternehmen, wenn du gehst«, sagte sie.

Ihr Blick fiel auf eine Vase, in der ein Strauß verwelkter Blumen stand. Noch ehe Lauri etwas sagen konnte, hatte sie ihm auch den vertrockneten Strauß in die Hand gedrückt.

»Du könntest auch den hier mitnehmen.«

»In Ordnung, mache ich«, ergab sich Lauri. »Aber erst später.«

Er legte Blumen, Äpfel und Fast Food auf den Tisch.

»Weswegen bist du eigentlich gekommen?«, fragte Henshaw.

»Wir nehmen deinen Hinweis ziemlich ernst und gehen der Sache nach.«

Henshaw nickte.

»Gut. Das freut mich. Ehrlich gesagt hatte ich gedacht, dass ihr die Sache auf sich beruhen lassen würdet.«

»Ich habe gedacht, dass du vielleicht alles, was du weißt, noch einmal mit mir durchgehen könntest. Alles, was du gesehen und gehört hast, was da für Leute waren, alles halt.«

»Na gut. Aber ich bin nicht sicher, ob ich dir noch etwas Neues oder gar Dramatisches erzählen kann.«

»Das kann man nie wissen. Auch scheinbar unbedeutende Einzelheiten können manchmal wichtig sein.«

Aus seiner Manteltasche nahm Lauri einen Notizblock und einen Stift.

»Ist das nicht eine etwas veraltete Technik?«, wunderte sich Henshaw.

»Ich dachte, es würde dir lieber sein, wenn ich nichts aufnehme.«

Ein kleines Lächeln erhellte Henshaws Gesicht.

»Tatsächlich ist es genau so. Das war sehr rücksichtsvoll von dir. Danke.«

»Aber nun erzähl doch mal, was du bei diesem Washburn gemacht hast, warst du im Dienst oder privat da?«

»Ich bekam vor einer Woche ein Angebot von einem von Washburns Mitarbeitern«, erklärte Henshaw. »Ich habe seinen Namen und seine Kontaktdaten, falls du daran interessiert bist. Mister Washburn organisierte eine große Party und wollte zur Unterhaltung seiner Gäste käufliche Damen dabei haben.«

»Und du bist hingegangen?«

»Ich bin hingegangen, obwohl ich heute wünschte, ich hätte es nicht getan.«

»Warum?«

»Darüber würde ich lieber nicht sprechen, wenn es recht ist«, sagte Henshaw und klang dabei merklich unterkühlt.

»Dann lassen wir das«, sagte Lauri. »Aber wann ist das alles eigentlich passiert?«

»Am Samstag letzter Woche«, antwortete Henshaw.

Die Lithium-Diebstähle in Osaka hatten sich am selben Tag ereignet, dachte Lauri.

»Weißt du noch, wie spät es da war?«

»Nicht ganz genau«, sagte Henshaw. »Aber ich würde schätzen, dass es so zwischen elf und zwölf Uhr nachts war.«

Das Lithium war in Osaka zwischen zwei und vier Uhr nachts gestohlen worden, und Henshaw hatte zwischen elf und zwölf Uhr desselben Tages davon gehört. Wie groß war der Zeitunterschied zwischen Osaka und New York? Vierzehn Stunden? Oder sechzehn? Etwas in dem Dreh. Jedenfalls hatte das Gespräch, das Henshaw in New York versehentlich mit angehört hatte, einige Stunden nach dem Diebstahl stattgefunden. Das konnte kein Zufall sein.

»Der Zeitpunkt hat offenbar irgendeine Bedeutung«, konstatierte Henshaw.

»Leider kann ich das nicht kommentieren«, sagte Lauri.

Henshaw nickte.

»Okay. Aber ich hätte eine Bitte. Ich habe euch erzählt, was ich weiß. Es wäre nun fair, wenn du mir deinerseits sagen würdest, warum du so besorgt bist wegen der Möglichkeit, dass ein großer Posten Lithium 6 in falsche Hände geraten sein könnte.«

»Das haben wir dir doch schon erklärt«, versuchte es Lauri.

Henshaw schüttelte den Kopf.

»Hör auf. Ich will keine militärischen Geheimnisse hören. Aber es wäre nett, wenn du mir das sagen würdest, was du erzählen darfst.«

Lauri zögerte. Natürlich war die Sache schon seit Jahrzehnten kein wirkliches Geheimnis mehr. Sie hatte aufgehört, ein Geheimnis zu sein, als Joseph Rotblat im Jahr 1954 geschlussfolgert hatte, was passiert war, und der Welt enthüllt hatte, dass die US-Regierung gelogen hatte. Es war jetzt fast sechzig Jahre her, dass er den Artikel für *The Bulletin of American Atomic Scientists* geschrieben hatte. Und heute waren für jeden Interessierten die alten Artikel des AAS-Bulletins im Internet frei zugänglich. Dennoch hatte man die Agenten des N.T.U. nicht unbedingt aufgefordert, Informationen über diese Sache zu verbreiten.

Henshaw sah ihn herausfordernd an.

Vielleicht wäre es fair, dachte Lauri. Er schrieb etwas auf ein Blatt seines Notizbuchs, riss es heraus und reichte es Henshaw.

Auf dem Zettel standen vier Worte, in zwei Zeilen:

*Castle Bravo*

*Glücklicher Drache*

»Gib diese Worte bei Google oder in eine andere Suchmaschine ein, dann findest du vielleicht das, was du suchst«, sagte Lauri. »Aber erzähl niemandem, dass du diesen Hinweis von mir hast.«

Lauri stand auf, um zu gehen. Er nahm die verwelkten Blumen, die verdorbenen Äpfel und die Packung mit dem verschimmelten Fast Food vom Tisch. Henshaw begleitete ihn in den Vorraum. Lauri sah, worauf ihr Blick gefallen war.

»Hey, also das nicht auch noch«, sagte er. »Ich bin ein Bundesagent und kein Müllkutscher. Außerdem sind es ziemlich viele Zeitungen.«

»Ach, nimm doch wenigstens einen Teil mit. So viel, wie du zu fassen bekommst«, schlug Henshaw vor. »Den Rest kannst du beim nächsten Mal mitnehmen.«

Ein hochgewachsener, dunkelhaariger Mann lehnte am Geländer seines Balkons und horchte auf die nächtlichen Geräusche der Stadt ringsum. Eine Stadt, die niemals schläft, dachte er. In allen Richtungen brauste der Verkehr wie eine ferne Stromschnelle, ab und zu war das Dröhnen eines Hubschraubers oder das entfernte Brummen eines hoch fliegenden Flugzeugs zu hören. Irgendwo erklang leise Musik. Der Himmel schimmerte wegen des dämmerigen Dunstes in einem matten Licht. Keine Sterne, kein Mond, kein schwarzes All. Die Schattenseiten der Großstadt, dachte der Mann.

Die Nacht war feuchtwarm, und der Mann zog sich das Hemd aus. Er ließ seinen Blick über die das Haus umgebende weiße Mauer, die im Hof gepflanzten Bäume, den gepflegten Rasen, das Schwimmbecken und die Skulpturen des Gartenhäuschens daneben schweifen. Er sah die beiden Wachleute am Tor und registrierte befriedigt, dass keiner von ihnen auch nur für einen Augenblick in seiner Wachsamkeit nachließ.

Das Haus in der Nähe des Stadtzentrums von New York war nicht ohne Wert. Sein Immobilienmakler hatte geschätzt, dass sich der Gesamtwert von Haus und Grundstück auf mindestens vierzig Millionen Dollar belief. Er selbst hatte das übertrieben gefunden, aber vielleicht irrte er sich. Und eigentlich interessierte es ihn auch nicht.

Früher hätte ihn so etwas wie der finanzielle Wert des Hauses vielleicht beschäftigen können, aber gegenwärtig galt seine Aufmerksamkeit anderen Dingen. Er hatte beschlossen, sein Leben zu beenden, und in so einer Situation hatte Eigentum keine Bedeutung. Wichtig war allein dessen Wert als Mittel zum Zweck im Hinblick auf die Dinge, die ihm immer noch etwas bedeuteten. Denn da war noch etwas, was er tun wollte, ehe er die Augen zum letzten Mal schloss.

Das Gesicht des Mannes war von klassischer Schönheit, aber ein wesentlicher Teil seines Oberkörpers war voller großer, weißer Brandnarben. Auf den Narben wuchs kein einziges Härchen, es gab darauf kein einziges Muttermal. Die Haut wirkte unnatürlich glatt und eben. Der Mann wollte sich nicht mehr im Spiegel sehen. Er hasste sein Aussehen. Vor allem hasste er die Stimmen, die er hörte, sobald er sich an das Ereignis erinnerte, bei dem er sich die Verbrennungen zugezogen hatte.

Er würde die Rufe, die schrillen Schreie in seinem Haus, in seinem alten Zuhause

nie vergessen. Damals, als er innerhalb einer einzigen grauenhaften Stunde alles verloren hatte, was er in seinem Leben geliebt hatte.

Der Mann nahm einen Schluck Whisky aus seinem Glas, denn obwohl seine Mutter Muslimin gewesen war und auch er selbst später zu diesem Glauben konvertiert war, weil es seinen Zwecken dienlich war, hatten die heiligen Lehren des Islams ihm in Wirklichkeit niemals etwas bedeutet.

Wieder überlegte der Mann, ob das, was er vorhatte, trotz allem wirklich das Richtige war. Hatte er sich von seiner Verbitterung und seiner Rachsucht in die Irre führen lassen? Welches Recht hatte er letztlich, das Schicksal so vieler Menschen in die eigenen Hände zu nehmen? In die müden Hände eines einzelnen, seines Lebens überdrüssigen Menschen. Vielleicht sollte er sich aus dem Projekt zurückziehen, solange er es noch konnte. Vielleicht sollte er sich damit begnügen, sein eigenes Leben zu beenden, und alles andere sein lassen. Vielleicht sollte er alles andere sich im Nichts, im sandigen Strom der Zeit auflösen lassen.

Wäre das nicht doch die bessere Lösung? Seine Qual würde enden, aber niemand sonst müsste leiden. Er selbst hatte nichts mehr zu verlieren, aber wenn er jetzt weitermachte, würden viele gute Menschen Höllenqualen erleiden, bis alles vorbei war. Sie würden das Leiden für eine gute Sache auf sich nehmen, vielleicht für die beste Sache, die es auf der Welt gab, aber war es deshalb richtig, sie darum zu bitten? Obwohl er nur allzu gut wusste, dass sie bereit waren, all das zu tun? Dass sie bereit waren, alles zu verlieren, was sie hatten oder was sie irgendwann haben konnten, dass sie bereit waren, alles zu opfern.

Vielleicht sollte er sie gerade deshalb, weil sie bereit waren, alles zu geben, nicht darum bitten.

Es waren gute Menschen, die besten Männer, und wenn er fortfahren würde, seine Pläne zu verwirklichen, würden viele von ihnen sterben. Diejenigen unter ihnen, die überlebten, würden nie wieder sein wie zuvor. Das, was sie erleben würden, würde sie in vielerlei Hinsicht zerstören. Kein Mensch würde sich davon jemals wirklich erholen. Sie würden für den Rest ihres Lebens nachts von ihren eigenen Schreien erwachen. Sie würden nie mehr frei sein von Angst und Beklemmung, selbst wenn die Wunden an ihrem Körper heilen würden.

Andererseits würden sie es schaffen, dem Feind einen Schlag von mörderischer Intensität zu versetzen. Ihn schwer, vielleicht sogar tödlich verletzen. Ihn aus unerwarteter Richtung in einer Weise angreifen, die der Feind bei seinen Berechnungen außer Acht gelassen hatte ... Dem Feind würde es nahezu unmöglich

sein, sich gegen den Angriff zu verteidigen.

Handelte er also falsch? Oder handelte er richtig?

Er nippte an seinem Glas und spürte dem heißen Brennen des Alkohols auf Lippen und Zungenspitze nach. Vielleicht ist es jetzt schon zu spät, einen Rückzieher zu machen, dachte er. Vielleicht sind die Beschlüsse schon gefasst. Richtig oder falsch, es würde ihn nicht mehr lange beschäftigen. Er würde sich zu seinen Lieben gesellen, wenn es einen Ort gab, wo die Toten sich wieder begegneten. Tatsächlich glaubte er nicht an so etwas. Es war viel wahrscheinlicher, dass alles einfach zu Ende ging. Auch das war für ihn eine akzeptable Alternative. Mehr konnte er sich nicht wünschen.

Auge um Auge, Zahn um Zahn, dachte er. Brandopfer um Brandopfer. Asche für uns, Asche für euch. Dann sind wir alle gleichermaßen zufrieden. Vielleicht nicht zufrieden im eigentlichen Sinn, aber doch gleichermaßen zufrieden.

Ebenso glücklich, dachte er. Quitt.

## ZWEI

URAN 237

»Ich fürchte, wir haben vor vierzig Jahren die Fähigkeit der Machthaber überschätzt zu verstehen, was das, was wir geschaffen hatten, wirklich bedeutete.«

Rudolf Peierls,

ein deutscher Physiker, der entscheidend die Entstehung des englischen Atomwaffenprogramms und infolgedessen auch die Entstehung der entsprechenden Programme der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion beeinflusst hat (im Jahr 1986).

Lauri Nurmi, Alice Donovan und Kenneth Andrews gingen gemeinsam das Material über Timothy Washburn durch. Anwesend waren noch zwei weitere Agenten des N. T. U., George Robertson und David Farley. Farley war jung, nur wenig über zwanzig, und ein hochtalentierter Aufsteiger, der bereits an vielen Stellen aufgefallen war und in den man große Erwartungen setzte. Er war adrett und sorgfältig gekleidet, hatte blonde Locken und, wie viele Frauen fanden, schöne Augen mit langen Wimpern. Robertson war ein Beamter mit Bierbauch, der auf die sechzig zuing und von seiner gegenwärtigen Position wahrscheinlich nicht mehr weiter aufsteigen würde. Dennoch wusste Lauri, dass George in seiner Arbeit eine enorme Kompetenz besaß, trotz des fragwürdigen Niveaus der Witze, die er allzu oft riss.

Alle Anwesenden hatten schon einen großen Stapel Berichte über Washburn und seine Unternehmen und Geschäftspartner gelesen. Jetzt tauschten sie ausgewählte Informationen und Zusammenfassungen der Informationen aus, die sie gesammelt hatten. Es war ihnen auch gelungen, mit Hilfe der Überwachungskameras in der Nachbarschaft und der Teledaten einen bedeutenden Teil von Washburns Partygästen zu identifizieren.

»Washburn hat einen interessanten Hintergrund«, sagte Andrews. »Seine Mutter war eine Irakerin aus der Oberschicht. Sein Vater stammte von hier, ich meine, aus New York. Er war ein sehr bedeutender Geschäftsmann, der auch im Irak viel Geld investiert hatte.«

»Das bedeutet ja nun noch nichts«, protestierte Alice.

»Nach dem Tod des Vaters übernahm Washburn die Geschäfte«, fuhr Andrews fort. »Er wohnte in Bagdad, er hatte, so wie sein Vater, eine irakische Frau aus der Oberschicht und mit ihr zwei Kinder. Er sprach viel von einem Brückenbau zwischen den arabischen Ländern und dem Westen und konvertierte zum Islam, wahrscheinlich eher, um den friedlichen Dialog zwischen den Kulturen zu fördern, als deshalb, weil er die Lehren des Propheten verinnerlicht hatte. Dann traf eine unserer Bomben während des zweiten Irakkriegs sein Haus. Aus Versehen. Washburn erlitt schwere Verbrennungen. Hier heißt es, im Gesicht habe er keine Narben, aber ein großer Teil der Haut an seinem Körper sei verbrannt. Und weiter heißt es, seine Frau, seine Kinder und seine Mutter seien beim Brand des Hauses ums Leben gekommen. In den letzten Jahren war es sehr still um ihn. Er lebte sehr

zurückgezogen von der Öffentlichkeit.«

»Er hätte also ein Motiv«, konstatierte George.

»Wenn wir jetzt alle Menschen automatisch zu Terroristen abstempeln, deren Verwandte oder Freunde wir zufällig getötet haben, müssen wir bald einen großen Teil der Erdbewohner als feindliche Kämpfer klassifizieren«, sagte Alice. »Heute tobt die Globalisierung, und auch anständige Menschen können enge Freunde in einem Entwicklungsland der D-Klasse haben. Dies war ein sogenannter ironischer Kommentar, falls jemand das nicht kapiert haben sollte.«

»Du meinst also, dass wir deine Aussage nicht wörtlich nehmen sollten?«, wunderte sich George Robertson. »Ich bin nicht sicher, ob ich verstehe ...«

»Halt den Mund, George«, sagte Alice freundlich. »Ich meine, wir wissen nicht, wem Washburn die Schuld an dem Vorgefallenen gibt. Ob er Saddam, uns oder überhaupt jemanden dafür verantwortlich macht.«

»Ich mache niemanden verantwortlich, bringe aber alle um«, kommentierte George.

»George, wäre es dir möglich, bei der Sache zu bleiben?«

George ließ sich durch Alice' Kritik nicht aus der Ruhe bringen.

»Allerdings sind viele seiner Bekannten recht zweifelhafte Typen, besonders dieser Hassan Yussuf«, sagte George. »Er könnte durchaus der Mann sein, den Henshaw über das Lithium 6 hat sprechen hören. Yussuf wird verdächtigt, Kontakte zu mindestens drei islamischen Wohlfahrtsverbänden zu haben, die Terroristen nahestehen.«

»Auch das ist noch keine eindeutige direkte Verbindung«, sagte Alice.

»Falls Washburn hier involviert ist, könnte die Lage außergewöhnlich kompliziert sein«, bemerkte Andrews. »Der *Fortune* schätzt den Wert seines Vermögens auf mindestens zwei Milliarden Dollar.«

Lauri ließ einen Pfiff hören.

»So viel?«

»Plus das, was in verschiedenen undurchsichtigen Offshore-Connections steckt«, fuhr Andrews fort. »Die Schaffung solcher Connections ist heute die zentrale Geschäftstätigkeit von KPMG und anderen großen Buchprüfungsgesellschaften, sodass fast alle, die viel überschüssiges Geld besitzen, beteiligt sind. Multinationale Unternehmen, reiche Bürger, organisierte Kriminalität. Aber Washburn hat auf jeden Fall bedeutende Teilhaberschaften und Vorstandssitze auch in vielen großen und ganz legalen Unternehmen. Wir können ihn nicht so ohne Weiteres zum Verhör bestellen. Börsenkurse sinken oft schon aufgrund bloßer Gerüchte. Wir würden es mit Millionen von wütenden Investoren zu tun bekommen.«

»Aber Hassan Yussuf ist doch wohl erlaubtes Wild«, sagte Lauri. »Wenn er von dem Lithium gesprochen hat, haben wir mehr als ausreichende Gründe, ihn unter spezielle Beobachtung zu nehmen oder bei ihm eine Haussuchung zu machen. Haben wir ein Foto von ihm?«

Lauri blätterte in seinen Papieren.

»Irgendeins haben wir«, sagte Alice. »Aber kein sehr gutes. Es ist aus den Aufnahmen von Sicherheitskameras zusammengesetzt worden.«

»Ich könnte Henshaw fragen, ob sie ihn erkennt«, schlug Lauri vor.

Andrews nickte.

»Gute Idee. Ich könnte mitgehen.«

Lauri sah ihn erstaunt an.

»Ich kann auch allein ...«

»Ich will ihr eine Zusammenarbeit vorschlagen. Sie könnte noch einmal zu Washburn gehen.«

Alice räusperte sich.

»Lauri hat gesagt, sie würde sich weigern«, merkte Alice an, und ihre Stimme war offen kalt und missbilligend. »Noch dazu ziemlich deutlich.«

»Es kann nicht schaden, wenn ich noch einmal nachfrage«, bemerkte Kenneth Andrews gelassen.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie einwilligt«, zweifelte Alice.

»Und wenn ich sie nun schön bitte?«

George Robertson kratzte sich die Bartstoppeln.

»Aber mal ganz allgemein: Wie besorgt müssen wir eurer Ansicht nach eigentlich sein?«, fragte er.

Niemand erwiderte etwas. George seufzte und fuchtelte mehr als nur ein bisschen theatralisch mit den Händen in der Luft herum.

»Na, dann nicht. Aber ich bekomme allmählich Hunger. Sollen wir uns Hamburger bestellen? Oder ein paar Pizzas? Hat sonst noch jemand Interesse?«

David Farley sah ihn an, aufrichtig entsetzt von dem Gedanken.

»Nun sei doch nicht wieder so ein verdammter Snob«, kommentierte George locker. »Für dich können wir zum Beispiel auch in Rotwein flambiertes Chateaubriand à la Enchanté de Castillo bestellen.«

»Das gibt es gar nicht«, warf Farley ein.

»Wie kannst du das so genau wissen?«, schmunzelte George gutmütig.

Essen war eines seiner Lieblingsthemen.

Patricia Deveraux-Morgan musterte skeptisch den vor ihr stehenden, heftig schwitzenden Mann. Sie war die Vizedirektorin des französischen Argeva-Konzerns, der Atomstrom produzierte. Sie leitete die Abteilung des Konsortiums, die für das Recycling der verbrauchten Brennstoffe zuständig war. Deveraux-Morgan galt bei Argeva als toughe, anspruchsvolle Chefin. Sie war es gewöhnt, auf ihre Untergebenen eine gewisse Wirkung zu haben. Aber noch nie hatte sie Marcel Auvergeon so nervös erlebt.

»Sind Sie sich da ganz sicher?«, fragte sie noch einmal. Auvergeon schluckte hörbar.

»Ich habe die Rechnungen ein Dutzend Mal geprüft. Auch Pierre ist sie durchgegangen.«

Ich kann nicht glauben, dass das tatsächlich passiert ist, dachte Deveraux-Morgan. An jedem Ausgang gibt es Strahlungsmelder.

»Die Rechnungen sind nicht fehlerhaft«, sagte Auvergeon. »Uns fehlen hundertachtzig Gramm Plutonium. Das ist ein Faktum.«

»Wie ist es möglich, dass das bisher niemand bemerkt hat?«, fragte Deveraux-Morgan streng.

»Alles ist sehr geschickt und umsichtig gemacht worden«, erklärte Auvergeon. »Offenbar sind jeweils nur wenige Milligramm Plutonium auf einmal entwendet worden. Das Problem wurde erst offenkundig, als die kumulative Menge des fehlenden Plutoniums groß genug war.«

»Trotzdem«, tadelte Deveraux-Morgan. »Hundertachtzig Gramm sind ziemlich viel.«

Auvergeon wischte sich die Stirn mit einem Taschentuch von der Größe eines kleinen Handtuchs.

»Nachdem ich das Problem bemerkt hatte, untersuchte ich zunächst den Zeitraum eines Jahres«, verteidigte er sich. »Daraus ergab sich eine gewisse weitere Verzögerung. Aber ich bitte Sie, die unbestreitbare Tatsache zu berücksichtigen,

dass ich derjenige bin, der als Erster darüber berichtet hat, ohne mich würde immer noch niemand davon wissen. Töten Sie nicht den Boten, wie man zu sagen pflegt.«

»Ich werde das berücksichtigen«, sagte Deveraux-Morgan trocken.

»Ich war lange im Ungewissen, ob es sich um ein wirkliches Defizit oder um einen durch Dezimalrundung bedingten kumulierten und nur scheinbaren Rechenfehler handelt. Als ich aber die Kontrolle auf zehn Jahre ausweitete ... Nein, wir sprechen jetzt von einem realen Vorfall.«

Deveraux-Morgan erhob sich von ihrem Stuhl. Sie trat ans Fenster, vertiefte sich in die Aussicht auf Paris und spielte mit dem imposanten Silberschmuck, den sie um den Hals trug. Deveraux-Morgan war alles andere als zufrieden. Im schlimmsten Fall konnte das Problem ihre Karriere bei Argeva gefährden. Bisher war sie kompetenthaft zu immer größeren Aufgaben aufgestiegen, hatte die immer höher liegende Messlatte stets aufs Neue übersprungen. Sie hatte all die unsichtbaren gläsernen Decken durchstoßen, unter denen im Geschäftsleben der Aufstieg weiblicher Manager typischerweise endete.

Aber jetzt ... Es waren genau solche kleinen Wühlarbeiten, die manchmal alles zerstören konnten. Ihre bössartigen Konkurrenten und deren Verbündete würden das schamlos gegen sie verwenden. Im Geschäftsleben kannte man die Regeln des Fair Play nicht.

»Es wird uns wohl nichts anderes übrig bleiben, als die Sache der Sicherheitspolizei zu melden«, sagte Deveraux-Morgan.

Andererseits wusste sie, dass Diebstähle und Schmuggel von radioaktivem Material viel häufiger vorkamen, als allgemein angenommen wurde, und dass sie niemals zu wirklich gefährlichen Konflikten führten. Die internationale Atomenergiebehörde IAEA hatte zwar allein zwischen 1993 und 2003 dreihundertsechundsiebzig Fälle von Diebstahl und Schmuggel von radioaktivem Material statistisch erfasst, und auf den Listen der Organisation endeten natürlich nur die aufgedeckten Fälle. Von den von der IAEA erfassten Fällen betrafen jedoch nur achtzehn den Schmuggel mit hoch angereichertem Uran 235 oder Plutonium. Außerdem waren die Mengen immer so gering gewesen, dass sie nicht einmal für die Herstellung einer Bombe der Hiroshima-Kategorie gereicht hätten. Darüber hinaus hatte man bei den aufgefliegenen Fällen die gefährlichen Stoffe immer aufspüren und in zuverlässige Hände zurückführen können.

Deveraux-Morgan kehrte an ihren Schreibtisch zurück. Sie nahm einen Stift in die

Hand und drehte ihn zwischen den Fingern.

»Braucht man für den Bau einer Bombe nicht mehr als zehn Kilo Plutonium?«, fragte sie sicherheitshalber.

»Na ja, gewissermaßen«, antwortete Auvergeon ausweichend.

Deveraux-Morgan sah, dass Auvergeon sich allmählich beruhigte. Er hatte bemerkt, dass ihr gezügelter Zorn nachgelassen und sich zu einer schicksalsergebenen Irritation abgeschwächt hatte.

»Was meinen Sie?«, fragte sie fordernd und gereizt. Es ärgerte sie, wenn jemand um den heißen Brei herumredete.

»Das hängt auch ein wenig vom Reinheitsgrad des Stoffs ab und davon, um was für eine Bombe es geht«, erklärte Auvergeon.

Deveraux-Morgan runzelte unzufrieden die Stirn.

»Erklären Sie mir das bitte genauer.«

»Sagen wir mal, man braucht für die Herstellung einer Rohratombombe vom Typ der Hiroshima-Bombe etwa Zwanzig Kilogramm Nuklearwaffenuran, das heißt dreiundneunzigprozentiges angereichertes Uran 235«, begann Auvergeon. »Man kann sie aber auch aus weniger angereichertem Uran bauen. Dann wird die Bombe halt etwas größer. Bei zwanzigprozentigem Uran 235 würde man für die Herstellung einer ähnlichen Fünfzehn-Kilotonnen-Bombe zirka vierhundert Kilogramm brauchen. Das heißt, die Bombe wäre ziemlich schwer handhabbar.«

Deveraux-Morgan sah Auvergeon überrascht an. Sie war sich natürlich im Klaren darüber, dass Natururan aus zwei verschiedenen Isotopen bestand, aus dem sehr häufigen Uran 238 und dem viel selteneren Uran 235, das in der Natur hundertvierzig Mal seltener vorkam als Uran 238. Sie wusste auch, dass man im Uranbrennstoff eines gewöhnlichen Kernkraftwerks den Anteil des Isotops 235 auf zwei, drei oder vier Prozent, in Schnellen Brütern auf fünfzehn oder dreißig, in manchen Fällen sogar auf sechzig Prozent steigern musste. Aber sie hatte nicht gewusst, dass man schon aus zwanzigprozentigem Uran eine funktionierende Nuklearwaffe bauen konnte. Sie hatte immer geglaubt, dass man für Atombomben Kernwaffenuran brauchte.

»Wenn der Stoff höher angereichert ist als Nuklearwaffenuran, braucht man davon

entsprechend weniger«, fuhr Auvergeon fort. »Aus fast hundertprozentigem Uran 235 kann man eine Atombombe herstellen, wenn man zweihundertsiebzig Gramm davon hat. Von hoch angereichertem Plutonium 239 braucht man noch weniger.«

»Sie machen Witze«, sagte Deveraux-Morgan.

»Eigentlich nicht«, antwortete Auvergeon. »Ehrlich gesagt, weiß ich nicht genau, eine wie kleine Atombombe man aus sehr hoch angereichertem Plutonium 239 theoretisch bauen könnte, denn das ist weiterhin geheim. Aber ich wette, dass es dabei um höchstens einige Dutzend Gramm geht. Plutonium 239 ist doppelt so leicht spaltbar wie Uran 235.«

Deveraux-Morgan sah Auvergeon ungläubig an.

»Und das soll ich wirklich glauben?«, blaffte sie.

»Warum hätte der US-Senat so heftig darüber streiten sollen, ob die USA Atomwaffen bauen sollten, die tausendmal kleiner sind als die Hiroshima-Bombe, wenn deren Bau nicht möglich wäre?«, verteidigte sich Auvergeon.

Ja, das hat zweifellos eine gewisse Logik, dachte Deveraux-Morgan. Auvergeon bemerkte, dass der Stift, mit dem seine Chefin spielte, zu knacken begann, als ihr Griff fester wurde.

»Wollen Sie damit sagen, dass uns jemand Plutonium in einer Menge gestohlen hat, die für den Bau einer Nuklearwaffe genügen würde?«, fragte Deveraux-Morgan mit trügerisch sanfter Stimme.

»Ja, gewissermaßen«, bestätigte Auvergeon und schluckte hörbar.

Deveraux-Morgan sah, dass der Mann wieder anfang zu schwitzen.

»Das kann nicht wahr sein«, fauchte sie und drückte den Stift in ihrer Hand so heftig, dass er plötzlich zerbrach.

Die beiden Hälften fielen klirrend zu Boden.

Auvergeon sah seine Chefin melancholisch an.

»Ich glaube nicht, dass wir uns allzu viele Sorgen machen müssen«, versicherte er dennoch. »Hundertachtzig Gramm neunundneunzigprozentiges Plutonium 239

erzeugen noch keine sehr starke Explosion. Freilich kann man auch eine solche Menge zum Explodieren bringen, aber sehr kleine Atombomben explodieren stets schwächer als große Nuklearwaffen. Sie bleiben unvermeidbar zur Hälfte Rohkrepierer. Das wäre dann eine Explosion, die hundert Kilogramm TNT entspricht. Höchstens.«

»Nur tausend Kilo?«, sagte Deveraux-Morgan und hob die Brauen. »Also nicht einmal tausend Tonnen? Ganz zu schweigen von Megatonnen?«

Auvergeon schüttelte den Kopf.

»Nein, nein, nein«, sagte er. »Wirklich nicht. Wenn die Terroristen irgendwo eine große Bombe zünden wollen, können sie mit einigen Tonnen Ammoniumnitrat einen viel größeren Schaden anrichten, also mit einer ganz gewöhnlichen, aus Salpeter fabrizierten Kunstdüngerbombe.«

Gott sei Dank, dachte Deveraux-Morgan. Ich war einen Augenblick lang schon ein wenig besorgt.

»Der Vorfall ist natürlich bedauerlich, aber in keiner Weise sonderlich besorgniserregend«, bestätigte Auvergeon.

»Und? Könnten sie das Plutonium zur Herstellung einer Wasserstoffbombe verwenden? Als Zünder für einen Thermonuklearsprengkörper?«

Auvergeon schüttelte energisch den Kopf.

»Unmöglich. Eine Wasserstoffbombe zu bauen ist sehr schwierig. Entschieden komplizierter als der Bau eines einfachen Nuklearsprengkörpers vom Typ der Hiroshima-Bombe.«

Das heißt, wir können das Ganze bestimmt vergessen, folgerte Deveraux-Morgan. Sie spürte, wie ihre gute Laune zurückkehrte. Vielleicht ist die Sache doch nicht so ernst, dachte sie und wurde allmählich immer zufriedener. Ich werde das überleben. Meine Karriere ist nicht am Ende. Eines Tages werde ich die Generaldirektorin dieser Firma sein. Wartet ab und zittert.

Das Echelon-System hatte nach langem Suchen in den unermesslichen Tiefen seines elektronischen Archivs das Gespräch gefunden, das bei Hassan Yussuf eingegangen war und das Katherine Henshaw versehentlich zum Teil mitgehört hatte. Alice Donovan war die Repliken des kurzen Gesprächs unzählige Male durchgegangen. Sie kehrte wieder zum Ausgangspunkt des Gesprächs zurück:

*»Mister Yussuf?«*

Die Stimme gehörte einem Mann, der Englisch mit starkem Akzent sprach. Der Mann konnte durchaus ein Japaner sein.

*»Ja«, sagte Yussuf auf dem Band. »Sie haben das Lithium 6?«*

*»Ja.«*

*»Ausgezeichnet. Alle sechs Tonnen?«*

*»Der ganze Posten ist in unserer Hand.«*

Das war alles. Das Gespräch war kurz, es fielen darin insgesamt nur achtzehn Wörter. Ich muss das Band genauer analysieren lassen, dachte Alice. Vielleicht findet jemand noch etwas Neues. Etwas, woran wir Freude haben werden.

In Wirklichkeit glaubte sie nicht, dass sich noch etwas Wesentliches finden würde. Das Gespräch war von einem kurz vorher gekauften Mobiltelefonanschluss geführt worden, dessen Besitzer sich nicht aufspüren ließ. Es war über einen Operator in Osaka nach New York vermittelt worden. Weiter reichten auch die Fähigkeiten des mächtigen Echelons nicht.

Die Mobilfunktechnologie hat den Kriminellen das Leben sehr leicht gemacht, dachte Alice. Gleichzeitig hörte sie, wie die Tür ihres Zimmers sich öffnete. Sie drehte sich um.

»Das hier möchtest du eigentlich gar nicht hören«, sagte Julia Noruz.

»Schlechte Nachrichten, oder?«

»Gelinde gesagt, ja«, bestätigte Julia. »Diese Nachricht ist gerade vom französischen Sicherheitsdienst gekommen.«

Julia reichte Alice den Ausdruck, den sie in der Hand hielt.

»Hundertachtzig Gramm?«, wunderte sich Alice. »So viel?«

Bei allen bisher aufgefliegenen Diebstählen von hoch angereichertem, spaltbarem Plutonium hatte es sich um deutlich geringere Mengen gehandelt. Meistens waren es nur ein paar Gramm gewesen. Ihre Hauptsorge war immer das hoch angereicherte Uran in den Reaktoren der zivilen Forschung gewesen.

»Das könnte eine üble Geschichte werden«, sagte Alice und richtete den Blick wieder auf Julia. »Anscheinend hast du noch etwas auf dem Herzen?«

»Sieh dir mal das hier an«, sagte Julia. »Gleich nachdem die Nachricht vom französischen Sicherheitsdienst kam, hab ich alle Telefonnummern des Argeva-Konzerns auf unseren Rechner geladen, sowohl die von den Handys als auch die Festnetznummern, und sie mit Yussufs und Washburns Teledaten verglichen.«

Julia reichte Alice einen weiteren Ausdruck.

»Die Plutoniumdiebstähle bei Argeva sind offenbar ganz allmählich, im Verlauf von acht oder neun Jahren, erfolgt. Vor etwa acht Jahren und vier Monaten wurde Yussuf zweimal und Washburn einmal von Argeva aus angerufen. Danach hat Yussuf zwei Anrufe von Argeva bekommen. Er selbst hat während der vergangenen acht Jahre dreimal dort angerufen.«

Alice sah sich das Papier an, das Julia ihr gegeben hatte. Ihr Gesicht zeigte keinerlei Regung, aber Julia kannte ihre Kollegin gut genug, um zu spüren, dass die Nachricht bei ihr wie eine Bombe eingeschlagen war.

»Dies ändert eine Menge«, sagte Alice unverschnörkelt.

»So könnte man das sicherlich sagen.«

Die Daten, die Julia geliefert hatte, bildeten eine Verbindung, zumindest eine mögliche Verbindung, zwischen den Lithiumdiebstählen von Osaka, dem bei Argeva verschwundenen Plutonium, Hassan Yussuf und Timothy Washburn. Die Vorfälle in Osaka und bei Argeva waren beide schon an sich unerquicklich und besorgniserregend genug. Wenn man sie jedoch summierte, wurde das Ganze noch weitaus bedrohlicher. Tausendmal schlimmer. Oder, richtiger, millionenmal schlimmer, dachte Julia. Buchstäblich.

»Dir ist ja wohl klar, was es bedeutet, wenn diese Fälle zusammenhängen?«, fragte Julia.

Alice sah Julia finster an.

»Das war jetzt ein ziemlich überflüssiger Kommentar.«

»Gut, gut, ich gebe es zu«, wiegelte Julia sofort ab. »Tut mir leid, ich wollte nicht ...«

»Haben sich die Telefonate in den Archiven von Echelon gefunden?«

Julia schüttelte den Kopf.

»Leider nicht. Das System hat damals noch nicht besonders gut funktioniert.«

»Aber wären solche direkten Verbindungen nicht auch damals schon zu unvorsichtig gewesen?«, überlegte Alice laut. »Ist es glaubhaft, dass Washburn und Yussuf selbst mit Argeva Kontakt aufgenommen haben sollten? Ich meine, wenn sie etwas mit den Plutoniumdiebstählen zu tun hatten?«

Julia dachte über Alice' Worte nach.

»Nicht unbedingt. Vielleicht dachten sie, die Diebstähle würden erst nach Jahren herauskommen, wenn überhaupt, und dass die Telefondaten nicht lange gespeichert werden würden. Damals wussten nur wenige von der Existenz des Echelon-Systems. Oder vielleicht dachten sie, dass sie sonst nichts mit der Sache in Verbindung bringen würde. Außerdem kann es manchmal Situationen geben, in denen man gezwungen ist, ein kleines Risiko einzugehen, um ein größeres zu vermeiden.«

»Du kannst recht haben«, räumte Alice ein.

»Wenn es Dutzende von Anrufen gäbe, wäre das Glaubwürdigkeitsproblem größer. Aber einige wenige ... Ich weiß nicht. Andererseits haben normalerweise ziemlich wenige Menschen eine direkte Verbindung zu einem Konzern wie Argeva, der stellt doch nur Kernkraftwerke und den Brennstoff dafür her. Das heißt, wenn Washburn und Yussuf für ihre Anrufe keine vernünftige Erklärung liefern können, haben sie wohl keine weiße Weste. Im Übrigen finde ich, dass an dem Ganzen etwas Undurchsichtiges ist.«

»Was meinst du?«, wunderte sich Alice.

Julia schwieg einen Moment und überlegte, wie sie die Sache am besten erklären sollte.

»Meiner Ansicht nach ist das Muster, das sich aus allen Einzelheiten ergibt, allzu klar«, sagte sie dann.

»Wie bitte?«, fragte Alice verwundert.

»Wenn eine wissenschaftliche Theorie gut funktioniert, erzeugt sie genau solche Muster. Alles fügt sich lückenlos zusammen. Wenn man aber Terroristen sucht, ist meistens alles viel komplizierter und unklarer. Alles ist ein irres Durcheinander und ein Chaos, ein bisschen wie in den Untersuchungen zu den gesundheitlichen Folgen des Unglücks von Tschernobyl. Überall gibt es mögliche Hinweise und jede Menge völlig falsche Spuren, und meist dauert es lange, bevor sich die Dinge klären. Aber in diesem Fall ... Wir stoßen sofort auf klare, durchsichtige Hinweise, die uns direkt zum Ziel zu führen scheinen. Das ist nicht normal.«

»Du solltest einfach zufrieden sein, dass es endlich einmal so läuft«, sagte Alice.

»Wir müssen doch auch einmal Glück haben. Und nicht alle Terroristengruppen handeln so chaotisch.«

Aber Julia wirkte nicht überzeugt.

»Ich bin es gewohnt, meiner Intuition zu vertrauen«, sagte sie. »Und dem Muster, das eine Sache aufweist. Glaub mir, hier ist irgendwas faul. Ich weiß nur noch nicht, was.«

Alice, Lauri und George warteten in einem kleinen Café darauf, dass David Farley ihnen melden würde, dass Hassan Yussuf das Haus verlassen habe. Dem Observierungsbericht zufolge war Yussuf sehr pünktlich und genau in Bezug auf seine täglichen Gewohnheiten, sodass sie damit rechneten, dass er spätestens in einer halben Stunde losgehen würde.

»Ich könnte noch etwas essen«, sagte George. »Wir haben ja noch ein bisschen Zeit.«

Alice schüttelte den Kopf, aber George kümmerte sich nicht darum, sondern ging zur Theke. Der ungefähr zwanzig Jahre alte Mann an der Kasse erinnerte George an einen anderen, den er mal kennengelernt hatte. George kam zunächst nicht darauf, an wen der junge Mann ihn erinnerte. Aber dann fiel ihm wieder der schwächliche und zerstreute Physikstudent ein, der für die Bewachung des Forschungsreaktors einer amerikanischen Universität verantwortlich gewesen war, als George der Universität einen Besuch abgestattet hatte, um sich die Lage des Reaktors anzusehen. Der Reaktor hatte Hunderte Kilo zwanzigprozentiges angereichertes Uran 235 enthalten, aber der für die Bewachung zuständige Student hatte George nicht einmal bemerkt, als dieser durch die offene Tür hereingekommen und hinter ihn getreten war. Der junge Mann hatte sich allzu sehr auf ein Computerspiel vom Typ Das-große-Orc-Schlachten konzentriert, als dass er bemerkt hätte, was hinter ihm vor sich ging.

George wusste, dass diese Konstellation noch vor Kurzem die Regel gewesen war. Viele Universitäten hatten Programme zur Entwicklung neuer Reaktortypen, und sie benutzten TRIGAs oder andere Forschungsreaktoren, die vergleichsweise hoch angereichertes Uran enthielten. Die nächtliche Bewachung der Reaktoren war fast immer Aufgabe einzelner Hausmeister. Dieselben Personen waren typischerweise auch für eine große Zahl anderer Gebäude verantwortlich.

»Ich hätte gern noch einen Hamburger«, bat George.

»Einen Augenblick«, sagte der junge Mann. »Ich bringe ihn Ihnen an den Tisch.«

George nickte ein Dankeschön. Er erinnerte sich lebhaft daran, wie der Student, der den Reaktor bewacht hatte, zusammengezuckt war, als George ihm plötzlich die Hand auf die Schulter gelegt hatte. George hatte damals gedacht, dass der junge

Mann wahrhaftig ein Fleisch gewordenes, wandelndes Klischee war: runde Brillengläser, Pickel auf der Stirn und ein USB-Stick, der ihm an einer Schnur um den Hals hing.

»Zu deinem Glück bin ich kein Al-Qaida-Terrorist«, hatte George gesagt. »Du solltest etwas aufmerksamer sein, wenn du Wachdienst hast.«

Aber George hatte das nur pro forma kommentiert. In Wirklichkeit glaubte er nicht daran, dass das Tun und Lassen dieses Burschen im Ernstfall irgendeine Bedeutung haben würde.

Das Dümme war jedoch, fand George, dass die Vereinigten Staaten selbst seinerzeit genau solche Forschungsreaktoren als Teil des Programms »Atome für den Frieden« an neununddreißig Länder geliefert hatten. Ziel des Programms war es gewesen, die friedliche Nutzung der Kernenergie zu fördern. Nach den Terroranschlägen in New York und Washington waren die Sicherheitsbeamten der Regierung plötzlich erwacht und hatten erkannt, dass in all den über die ganze Welt verstreuten Reaktoren Plutonium und angereichertes Uran in einer Gesamtmenge vorhanden war, die für den Bau von mehreren Hundert Atombomben ausreichte.

Nun gab es einen Wettlauf zwischen den Terroristen und den Regierungen um die Beseitigung des friedlichen Nuklearwaffenurans, das in den Forschungsreaktoren vorhanden war. George hatte selbst an Operationen teilgenommen, bei denen in Rumänien fünfzehn Kilo und in Bulgarien siebzehn Kilo hoch angereichertes Nuklearwaffenuran von sehr guter Qualität eingesammelt worden waren. Es schauderte George immer noch, wenn er daran dachte, wie das rumänische Lager ausgesehen hatte. Jedermann hätte dort hineingehen und das Uran auf die Ladefläche seines Kombis verfrachten können. Vor der Tür des Lagers hatte nur ein kaputtes, offenes Vorhängeschloss gehangen.

Ein paarmal hatte alles auf Messers Schneide gestanden, und zwar ziemlich, zum Beispiel damals, als die USA angefangen hatten, Serbien zu bombardieren, und ihnen erst danach eingefallen war, dass die Serben im Forschungsreaktor Vinca eine für den Bau von mindestens drei Atombomben ausreichende Menge angereichertes Uran besaßen. Oder damals, als sie mit Hilfe der italienischen Polizei das zwanzigprozentige Uran zurückbekamen, das sich in dem TRIGA-II-Forschungsreaktor befand, den sie seinerzeit Mobutu Sese Seko geschenkt hatten. Die Zairer hatten versucht, einen Posten Uran durch Vermittlung der italienischen Mafia zu verkaufen, aber ein Stoßtrupp der italienischen Polizei hatte das Material in seine Gewalt bekommen, indem die Männer sich als ägyptische Geschäftsleute ausgaben, die an dem Uran interessiert waren.

Wir sind schnell gewesen, dachte George, und haben einen großen Teil des Materials sicherstellen können, bevor irgendjemand von Al-Qaida auch nur an die Möglichkeiten dachte, die in den Forschungsreaktoren steckten. Später hatte sich der Wettbewerb jedoch verschärft, als die Bush-Administration plötzlich starke Kürzungen im Budget vorgenommen und verlangt hatte, dass auch die Länder Osteuropas und der Dritten Welt den USA fünftausend Dollar für jedes retournierte Kilo Uran oder Plutonium zahlen sollten. Vielleicht war das nicht der sinnvollste Bereich gewesen, um den Rotstift anzusetzen, sinnierte George. Er würde nie vergessen, wie wütend Kenneth Andrews geworden war, als er von der Sache erfahren hatte.

Zur selben Zeit beobachtete David Farley von der anderen Straßenseite aus, wie Hassan Yussuf aus dem Haus trat und sich nach einem Taxi umsah. Ihr Taxi, das sie hinter einer Ecke postiert hatten und dessen Fahrer in Wirklichkeit ein Mitarbeiter ihres Teams war, setzte sich in Bewegung und hielt neben Yussuf. Der öffnete die Tür und stieg ein. Das Taxi verschwand um die Ecke.

Ausgezeichnet, dachte David Farley. Besser hätte es nicht laufen können. Jetzt würden sie genau erfahren, wie weit Yussuf fuhr und wann er frühestens zurück sein würde.

Farley rief Alice an.

»Ihr könnt reingehen.«

»Okay«, sagte Alice.

Alice klappte ihr Handy zusammen und nickte Lauri und George zu, die ihr gegenüber am Tisch saßen.

»Gehen wir«, sagte Alice.

»Aber ich bin noch nicht fertig«, jammerte George.

»Du kannst deinen Hamburger mitnehmen und im Gehen essen«, schlug Alice vor.

Etwas später durchsuchten Alice, Lauri und George schon Hassan Yussufs Wohnung in der Hoffnung, etwas Wichtiges zu finden. Etwas, das ihnen Wesentliches verraten würde. Alice klopfte die Wände ab auf der Suche nach einem hohlen Klang, der auf ein verborgenes Gelass oder Geheimfach hindeutete.

Das Linoleum des Fußbodens wirkte heil und schien auch in den Ecken solide befestigt zu sein. Hinter den Wohnzimmerschränken und dem Bücherregal war nichts, und auch in den Schreibtischschubladen fanden sich keine Geheimfächer. Sie durchsuchten außerdem die Schubfächer und Schränke in der Küche, die Kleiderschränke im Vorraum und die wenigen an den Wänden hängenden Bilder.

George entfernte das Gitter des Lüftungsschachts mit einem Schraubenzieher und prüfte, ob sich im Schacht etwas finden würde. Er fand nur Staub, aber davon immerhin gab es viel, einen dicken, grauen Teppich. Auch der Lüftungsschacht im Badezimmer war leer.

»Hier ist nichts«, seufzte George. »Gehen wir.«

»Warte noch einen Moment«, sagte Alice, die noch dabei war, die Wände abzuklopfen.

»In einer so kleinen Wohnung gibt es nur sehr begrenzte Möglichkeiten, etwas zu verstecken.«

»Genau«, stimmte Alice zu.

George sah auf die Uhr.

»Wir sind schon etwas zu lange hier«, sagte er.

»Wer heizt jetzt hier die Spannung an?«, widersetzte sich Alice.

»Wirklich«, sagte George und zeigte Alice seine Uhr.

»Vielleicht hast du recht«, sagte Alice widerstrebend.

Und dann verursachte ihr Klopfen einen hohlen und dumpfen Hall. Sofort waren alle Blicke auf sie gerichtet. Der gelangweilte Ausdruck auf Georges Gesicht war verschwunden.

Wieder klopfte Alice gegen die Wand. Wieder der hohle Hall wie von stark vermodertem Holz.

»An dieser Stelle ist etwas«, sagte sie. »Vermutlich ein Geheimfach.«

»Dann wäre es aber an einer Stelle, an der es leicht zu finden ist«, sagte Lauri.

»Wie George gesagt hat, in einer kleinen Wohnung gibt es nur wenige Möglichkeiten«, bemerkte Alice. »Vielleicht haben sie nicht mit einer Haussuchung gerechnet.«

»Kriegst du das auf?«

Alice suchte nach einem Mechanismus, der das Geheimfach öffnen würde. Ihre Finger tasteten die Wand ab, aber sie hatte keine Idee, wie das Fach zu öffnen war.

Vielleicht ist die Wand einfach so hohl, weil sie vermodert ist, dachte Alice. Vielleicht gibt es hier aber auch Termiten oder Pochkäfer.

»Sollen wir die Wand einschlagen, wenn wir das nicht aufkriegen?«, überlegte Lauri laut.

George schüttelte den Kopf.

»Ich würde lieber abwarten. Wenn Yussuf wirklich ein Terrorist ist, was wir noch nicht wissen, kann er uns auf andere Weise auf die Spur der Terroristen führen, wenn wir ihn beschatten. Wenn wir dagegen die Wand kaputtmachen, weiß er, dass er beobachtet wird, und hilft uns garantiert nicht weiter.«

Einen Augenblick später fand Alice den Riegel des Geheimfachs auf der anderen Seite der Wand und drehte die Tür des Fachs auf. Darin befand sich ein dickes Bündel Papiere und Fotos. Zum Teil handelte es sich um Texte, zum Teil um irgendwelche Zeichnungen. Auf einigen Zeichnungen war eine hohl wirkende runde Röhre beziehungsweise ein Zylinder abgebildet, auf anderen eine Kugel, die aus zahlreichen Vielecken bestand.

»Die scheinen mir sehr interessant«, sagte George. »Da haben wir wohl etwas Wichtiges gefunden.«

»Nehmen wir das Material mit?«, fragte Alice.

»Nein, wir fotografieren es und legen es zurück«, sagte Lauri.

»Da haben wir eine Menge zu tun, es sind Hunderte von Seiten.«

»Wir haben drei Kameras, also teilen wir den Stapel in drei Teile. Das schaffen wir,

von Farley ist noch keine Warnung gekommen.«

Alice gab einen Teil der Papiere und Fotos George, einen anderen Lauri. Sie machten sich an die Arbeit und fotografierten sorgfältig jede Seite und jedes Foto. Darüber verging eine gute halbe Stunde. Dann schob Alice das Bündel Papiere zurück in das Fach und drückte die Tür wieder zu. Sie vergewisserten sich, dass niemand im Hausflur war, und entfernten sich ruhig und ohne unnötige Eile aus der Wohnung.

George, Alice und Lauri sahen sich die Papiere, die sie in Hassan Yussufs Wohnung abfotografiert hatten, auf dem Computerbildschirm an. Auf vielen Bildern waren einfache, aber alles andere als unschuldige Konstruktionszeichnungen und schematische Darstellungen zu sehen.

»Das da ist natürlich die Bombe von Nagasaki«, sagte George. »The Fat Man. Dies ist einer der ursprünglichen Konstruktionspläne von Fat Man.«

Auf der Zeichnung war eine runde Metallkugel zu sehen, deren Außenfläche aus vieleckigen Sprengstoffplatten bestand. Sie stellte eindeutig eine auf Implosion beruhende Atombombe dar. Sie alle wussten, dass eine Bombe dieses Typs erstmals in Nagasaki verwendet worden war.

»Woher haben sie die?«, wunderte sich Alice.

»Diese Papiere sind schon lange nicht mehr geheim«, brummte George. »Die kann man sich aus dem Internet herunterladen, wenn man weiß, wo man suchen muss.«

George drückte wieder die Enter-Taste, und auf dem Bildschirm erschien ein Bauschema der Hiroshima-Bombe, der einfachsten jemals gebauten Nuklearwaffe. Die Bombe, die Hiroshima vernichtet hatte, trug den Namen Little Boy und war nur ein in den Stahlmantel einer gewöhnlichen Bombe montiertes gerades Metallrohr, an dessen einem Ende sich ein etwas über zehn Kilo schwerer Klumpen von dreiundneunzig-prozentigem Nuklearwaffenuran befand. Am anderen Ende waren eine kleinere Urankugel und etwas herkömmlicher Sprengstoff angebracht. Beim Zünden des Sprengsatzes wurde die Urankugel auf den größeren Uranklumpen geschossen. Der Zusammenprall der zwei unterkritischen Uranmassen erzeugte eine Kernexplosion von etwas über zehn Kilotonnen TNT-Äquivalent und legte die Stadt Hiroshima in Schutt und Asche.

»Dies ist für uns zweifellos ein Anlass, Mister Yussuf gegenüber skeptisch zu sein, obwohl man dasselbe Material heute in jedem Fachbuch findet«, gab Lauri zu.

»Aber immerhin beschäftigt sich der Mann offensichtlich mit dem Thema.«

Die nächste Zeichnung entlockte Lauri ein lautes Fluchen.

»Verdammter Mist. Der Kerl scheint sich tatsächlich mit dem Thema zu befassen.«

Die Darstellung zeigte eine viel kompliziertere, dreiphasige Nuklearwaffe. An den Rändern der Zeichnung stand ein Text in kyrillischen Buchstaben.

»Ist es das, für was ich es halte?«, fragte Alice.

»Ja. Die Zar-Bombe. Oh verdammte, elende Scheiße. Wie sind sie bloß daran gekommen? Material dieser Art zu beschaffen, ist schon etwas schwieriger.«

Oje, das wird allmählich zum Albtraum, dachte Alice. Wie weit mögen sie schon sein?

Die Frage brannte ihr auf der Seele.

Die Zar-Bombe war die größte jemals gebaute Atombombe. Die Sowjetunion hatte sie 1962 über Nowaja Semlja gezündet. Ihre Sprengkraft hätte mehr als hundert Megatonnen betragen, aber die Russen hatten sie nur mit einer deutlich kleineren Kraft von sechzig Megatonnen gezündet.

Dann erschien auf dem Monitor des Computers etwas noch Schrecklicheres. Eine Zeichnung mit einem Text, ebenfalls in kyrillischen Buchstaben.

»Was ... ist das?«, fragte George erschrocken. »Das ist doch wohl nicht ...«

Seine Stimme klang merkwürdig belegt.

»Das dürfte der Plutoniumzünder einer Zar-Bombe sein«, sagte Lauri. »Alice, du kannst Russisch, steht da etwas über die Menge des benötigten Plutoniums?«

»Zwanzig Gramm«, sagte Alice.

»Nur? Wenn wirklich Yussufs Leute die hundertachtzig Gramm Plutonium bei Argeva gestohlen haben, könnten sie neun solcher Zünder herstellen.«

Wieder drückte George auf die Enter-Taste, und es erschien ein neues Bild.

Erstaunt betrachtete Lauri den länglichen, durch feine gestrichelte Linien in viele schmale Scheiben geteilten Zylinder. Jede Scheibe war einzeln nummeriert.

»Gab es auf irgendeinem Papier eine Erklärung dafür, was all diese Zahlen bedeuten?«, fragte Lauri.

»Wenn ich mich recht erinnere, stand etwas auf der Rückseite dieses Bogens. Es sollte also auf der nächsten Aufnahme zu sehen sein«, sagte George.

George drückte erneut die Enter-Taste, und es erschien ein neues Bild. Er hatte sich nicht geirrt. Auf dem Monitor waren die Erklärungen der Zahlen zu sehen. Die dünnen Scheiben waren alle mit dem Code »U« oder dem Code »C (grph)« markiert.

»Wisst ihr, was das sein soll?«, fragte George.

»Ich glaube, das ist der Chicago Pile«, sagte Lauri.

»Nun hör aber auf«, protestierte George. »Das kann doch nicht sein.«

Chicago Pile, der erste funktionierende Kernreaktor, dachte Lauri. Das Lieblingsprojekt von Enrico Fermi. »Ich gebe euch eine Zukunft«, hallte es Lauri durch den Kopf.

Der Chicago Pile war aus unangereichertem Natururan und Grafitkohle gefertigt. Von beidem hatte es siebenundfünfzig dünne Schichten gegeben, abwechselnd Grafit und Uran. Der Grafit hatte die Neutronen so weit abgebremst, dass sie weitere Atomkerne spalten konnten. Ein Versuch hatte gezeigt, dass auch das gewöhnliche Natururan die kritische Masse erreichte, wenn nur genug davon vorhanden war. Als ausreichende Menge hatten sich zweiundfünfzig Tonnen erwiesen. Der Versuch hatte aber auch gezeigt, dass man den Chicago Pile jeweils nur eine gute halbe Stunde lang arbeiten lassen konnte, weil er schnell zu heiß wurde, denn man war nicht darauf gekommen, ihn mit einem Kühlsystem auszustatten.

»Ich gebe euch eine Zukunft«, hatte Enrico Fermi gesagt, nachdem die cadmium-beschichteten Kontrollstäbe herausgezogen worden waren und der Reaktor angelaufen war. Laura Fermi hatte später festgestellt, dass der Chicago Pile eigentlich der Beginn des Atomzeitalters war, von da an war alles »nur fleißige Ingenieursarbeit« gewesen.

Aber war, im Nachhinein betrachtet, die Errichtung des ersten Kernreaktors der Welt mitten in einer Großstadt, unter freiem Himmel im alten Fußballstadion von Chicago, nun besonders klug gewesen, sinnierte Lauri. Was, wenn man die Kontrollstäbe nicht mehr in den Stapel zurückbekommen und der Uranhaufen sich immer weiter erhitzt hätte? Oder wenn das Uran im Reaktor angefangen hätte zu

brennen und die Umgebung radioaktiv verunreinigt hätte? Eine übertriebene Vermeidung von Risiken hat noch nie zu den besten Traditionen der Branche gehört, dachte Lauri. Wer die tiefsten Geheimnisse des Weltalls entschleiern und sie für den Dienst am Menschen nutzbar machen wollte, musste sich von Zeit zu Zeit auch auf ein Vabanquespiel einlassen. Mit hohem Einsatz.

»Warum sollten sie am Chicago Pile interessiert sein?«, wunderte sich George.

»Warum sollten sie es nicht sein?«, hielt Alice dagegen. »Das ist der denkbar einfachste Kernreaktor.«

»Moment mal ... Könnte man damit Plutonium herstellen?«

»Natürlich«, sagte Alice. »Man kann mit allen Kernreaktoren Plutonium herstellen.«

»Ach so«, knurrte George. »Na, dann verstehe ich.«

Das tatsächliche Ausmaß des Albtraums wurde ihnen erst mit der nächsten Zeichnung klar.

Die Zeichnung war dieselbe, die ihnen schon in Yussufs Wohnung aufgefallen war, denn sie hatte zuoberst auf dem Aktenstapel gelegen. Darauf war ein längliches Rechteck zu sehen, vom Format her entsprach es einem Buchrücken. Von beiden Enden des Rechtecks war mit einer senkrechten Trennlinie ein schmaler Streifen abgetrennt. In beiden Giebelenden befand sich ein Kreis oder eher eine Kugel, weil um beide Kringel eine dicke Hülle gezeichnet war. In beiden Kugeln gab es einen weiteren, deutlich kleineren Kreis. Die schmalen Endabschnitte des Rechtecks waren mit den Ziffern 1 und 2 versehen. Der große Mittelabschnitt trug die Nummer 3. Auch die Kugelhüllen und die in ihrer Mitte befindlichen kleinen Kreise hatten eigene Nummern, 4 und 5 sowie 6 und 7. Die leeren Räume zwischen der Hülle und den kleinen Kringeln waren mit 8 und 9 gekennzeichnet.

»Gibt es dort Angaben zum Maßstab?«, fragte George verwundert. »Sollen die einen halben Meter oder drei Meter lang sein? Das Ganze wirkt wie eine Variante der Hiroshima-Bombe, abgesehen davon, dass die Konstruktion viel komplizierter ist.«

Lauri schüttelte den Kopf.

»Nein, dies ist etwas anderes«, erklärte er. »Diese Kugeln sehen aus wie

Implosionsbomben. »Dies ist eine ziemlich merkwürdige Zeichnung. Es sieht aus wie eine Kreuzung von Fat Man und Little Boy.«

George vergrößerte das Bild und ging die Darstellung dann Punkt für Punkt durch.

»Bingo! Da sind ja die Längenangaben, ›l‹ ist sicherlich die Länge und ›d‹ wahrscheinlich der Durchmesser. ›60 m‹ und ›4 m‹? Sechzig Meter und vier Meter? Das wäre ja riesig.«

»So groß kann sie nicht sein«, sagte Lauri. »Das muss Zentimeter bedeuten.«

»Dann ist es keine Atombombe«, warf Alice ein. »Wenn das Material nicht wirklich hoch angereichert ist.«

»Und Dezimeter?«

»Vielleicht«, sagte Alice nachdenklich. »Gibt es Erklärungen für die Ziffern?«, fragte sie George.

»Schauen wir mal nach.«

George drückte auf Enter, und die gewünschten Erklärungen erschienen auf dem Bildschirm.

Die Nummer 3, die den großen Mittelteil des Rechtecks bezeichnete, war mit dem Code »u238« beschrieben. Die Nummern 4 und 5 der Kugeln entsprachen dem Code »tnt« und die inneren Kringel dem schaurig einfachen, nur aus zwei Buchstaben bestehenden Code »pu«.

Die Ziffern 1 und 2 waren mit der kurzen, nur aus zwei Buchstaben bestehenden Erklärung »li« versehen.

»Kapiert ihr, was das sein soll, verdammt?«, fragte George.

»War dieser Darstellung nicht auch ein Foto beigelegt?«, fragte Lauri. »Zeig uns das auch noch.«

George fand Lauris Stimme seltsam heiser, aber er tat, was Lauri gesagt hatte.

Es erschien ein Foto, das offensichtlich im Frachtraum eines großen Schiffs aufgenommen worden war. In der Mitte des Fotos sah man ein gewaltiges

Metallrohr, das einen großen Teil des Laderaums ausfüllte. Bei dem Rohr standen Männer mit Schutzhelmen und Schweißbrennern. Aus den Schweißbrennern stoben dichte, helle Funkenkaskaden hervor. An den Wänden des Laderaums zeichneten sich scharf begrenzte Schatten ab.

Das Rohr war mehr als doppelt so breit und hoch wie die Männer groß waren, und sehr lang. Es war etliche Meter lang.

Kenneth Andrews betrachtete die Ausdrücke misstrauisch. Obwohl die Klimaanlage auf vollen Touren lief, war es in Andrews Arbeitszimmer unerträglich heiß, und Robertson wischte sich immer wieder den Schweiß von der Stirn.

»Das ist eine Art Hybrid«, fasste Lauri zusammen. »Gewissermaßen eine Variante von Castle Bravo, aber noch einfacher und natürlich viel größer.«

»Könnte sie funktionieren?«, fragte Andrews. Lauri antwortete nicht, und auch Alice blieb stumm. Andrews richtete den Blick auf George. Der zuckte die Achseln.

»Ich will es mal so sagen: Sie kann jedenfalls nicht sehr sauber brennen«, sagte George. »Hier ist sozusagen Qualität durch Quantität ersetzt. Das ist keine Kofferbombe, so viel kann ich sagen.«

»Aha«, knurrte Andrews. »Hat jemand einen Vorschlag?«

Lauri schüttelte den Kopf, und auch Alice hatte keine Idee. Andrews sah wieder George an, aber der starrte vor sich hin und sagte ebenfalls nichts. Andrews trommelte mit den Fingern auf den Tisch und dachte nach.

»Hat die Überwachung von Yussuf irgendwelche Ergebnisse gebracht?«, fragte er.

»Nein, gar keine«, klagte Alice. »Anscheinend trifft er niemanden und ruft auch niemanden an. Wir beschatten ihn seit fast drei Wochen, und die Ergebnisse sind bisher gleich null, abgesehen davon, dass er in einem kleinen Kebab-Lokal arbeitet, in der ›Nussschale‹. Wie lange können wir es uns noch leisten abzuwarten?«

Andrews fasste einen Entschluss.

»Na gut, wir laden ihn vor und sehen mal, was er weiß.«

Lauri nickte.

»Das war auch Zeit. Sollen Alice und ich ihn holen?«

Andrews schüttelte den Kopf.

»Nein, damit wollte ich die Spezialeinheiten beauftragen.«

Lauri runzelte die Stirn.

»Sind wir keine Spezialeinheit?«

»Ich meinte eine etwas andere Spezialeinheit. Du könntest für diese Sache zu weich sein.«

»Entschuldige, aber was für eine Spezialeinheit meinst du?«, fragte Lauri misstrauisch.

»Glaub mir, du willst das nicht wissen«, sagte Andrews. »Übrigens müsste auch jemand nach Japan fliegen und die Kollegen dort treffen. Freiwillige?«

»Ich habe eigentlich keine Zeit«, sagte Lauri.

»Ich kann fahren«, sagte Alice rasch.

»Gut, besorg dir so schnell wie möglich ein Ticket«, kommandierte Andrews. »Ich teil den Japanern mit, dass du kommst. Und sei nicht so vergnügt. Das ist keine Urlaubsreise.«

»Ich werde versuchen, mir das zu merken«, grinste Alice. »Aber mir gefällt die Aussicht, nach Japan zu fliegen.«

Sie ahnte nicht, was sie dort erwartete.

Lauri Nurmi und Alice Donovan standen auf dem Dach eines sechzehnstöckigen Hauses im östlichen Winkel von Staten Island und blickten durch Ferngläser über die schmale Meerenge in Richtung New Jersey. Im Südwesten zeichneten sich in der Ferne die Wolkenkratzer von Manhattan ab.

Der Tag war schön, das Blau des Himmels strahlend hell. Über den Himmel krochen nur einige bauschige Kumuluswolken. Es war ungewöhnlich still und warm. Die Meeresoberfläche war glatt wie ein Spiegel. Zwei große Frachtschiffe dampften in Richtung der zwischen Staten Island und New Jersey gelegenen Meerenge davon.

Alice wandte sich genau in dem Moment Lauri zu, um ihm etwas zu sagen, als hinter ihr, irgendwo zwischen New York und New Jersey, ein grelles Licht aufflammte. Einen Augenblick lang badete die ganze Welt in weißem Licht. Die Glut war so hell, dass sie in den Augen brannte und alles andere überdeckte. Eine Sekunde lang sah Lauri nichts anderes als weißes Licht und die schwarze, vor der Glut flatternde Silhouette von Alice Donovan.

Dann verschwand das Licht ebenso plötzlich, wie es gekommen war.

Die Landschaft wurde wieder sichtbar.

An der Stelle des weißen Lichts befand sich jetzt ein großer, an den Rändern unregelmäßiger roter Feuerball. In seinem Zentrum gab es einen kleinen, nur punktgroßen und unerträglich hell strahlenden Kern. Der Feuerball wuchs langsam und war bald schon größer als die Sonne. Er stieg in die Höhe, aber zugleich verband ihn ein grauer Streifen mit der Erde. Der helle Kern schwächte sich ab und erlosch. Die Ränder des Feuerballs wurden immer undeutlicher, eine Zeit lang sah er aus wie eine riesige Himbeere, die zum Himmel aufsteigt. Dieser lodernde, kugelförmige Klumpen befand sich jetzt schon in einer Höhe von etwa zwanzig Kilometern. Der dünne Streifen, der ihn mit der Erde verband, war zu einer dicken, schwarzen Spur angeschwollen.

Der Feuerball erlosch, und übrig blieb nur eine immer höher hinaufsteigende und schnell größer werdende schwarze Wolke mit dünnem Stiel und breitem Oberteil. In der schwarzen Wolke schimmerten noch einen Augenblick lang Purpurtöne, dann vergingen auch die, und es blieb nur noch reines Schwarz übrig.

Lauri hatte noch nie eine solche Explosionssäule mit eigenen Augen gesehen, aber er erkannte sie sofort. So wie jeder andere sie auch erkannt hätte. Denn die von einer Kernexplosion erzeugte Pilzwolke war das zentrale Symbol des zwanzigsten Jahrhunderts. Die bedeutendste und zugleich schrecklichste Ikone einer ganzen Ära.

Als Lauri sich umdrehte und Richtung Manhattan schaute, bemerkte er, dass ein Teil der Wolkenkratzer dort verschwunden war. Ihre Silhouetten zeichneten sich nicht mehr gegen den Himmel ab. Die Umrisse vieler anderer Gebäude waren gleichsam schartiger geworden.

»Oh Scheiße«, sagte Lauri laut. »Das war's dann. Wo ist sie deiner Meinung nach explodiert?«

»In dem Frachtschiff zwischen New Jersey und New York«, schlug Alice vor.

Lauri sah auf die Uhr.

»Die Druckwelle!«, rief er.

Sie eilten in den Schutz der Dachbrüstung und kauerten sich dahinter zusammen. In dem Moment polterte hinter ihnen die Dachluke, und Kenneth Andrews schaute heraus. Er kletterte aufs Dach und steuerte auf sie zu.

Lauri machte den Mund auf, um Andrews zu warnen, aber da sauste die Druckwelle schon über sie hinweg. Es ertönte ein Klirren, als sämtliche Fenster des Hauses zu einem Regen von Myriaden in der Luft funkelnder Glassplitter zerbarsten, aber Lauri wusste, dass die Entfernung groß genug war und die Sicherheit bot, dass die Druckwelle die Wände des Gebäudes nicht mehr eindrücken konnte, selbst wenn es sich um eine sehr große Atombombe gehandelt haben sollte. Die Druckwelle der Explosion schwächte sich mit zunehmendem Abstand schnell ab. Als sie über ihre Köpfe hinwegfegte, konnte sie nicht mehr stärker sein als ein von einem Hurrikan erzeugter Windstoß, ihre Geschwindigkeit betrug höchstens hundertfünfzig bis zweihundert Kilometer in der Stunde. Das war nicht viel.

Aber Kenneth Andrews hatte sich nicht auf die Druckwelle einstellen können. Sein Anorak stand offen. Bei dem Windstoß blähte er sich zu einem kugelförmigen Spinnaker, und in demselben Augenblick hatte der Wind ihn mit sich fortgerissen. Zwei Sekunden, und Andrews war hinter dem Rand des Dachs verschwunden. Sie

konnten nichts mehr für ihn tun.

Der Windstoß legte sich ebenso schnell, wie er gekommen war. Sie liefen auf die andere Seite des Daches und erwarteten den Rückwind, wiederum im Schutz der Brüstung. Er kam und war schon erheblich schwächer.

Lauri stand auf. Er nahm sein Fernglas und sah nach Manhattan hinüber. An der Stelle, wo die Wolkenkratzer aus der Skyline der Stadt verschwunden waren, stiegen Dutzende von dünnen, schwarzen Rauchsäulen auf. Auch viele der stehen gebliebenen Wolkenkratzer qualmten schon.

»Wie groß war sie?«, fragte Alice hektisch. »Wie weit reichen die Brände?«

Lauri suchte mit dem Fernglas systematisch New Jersey ab. Auch dort stiegen Dutzende von Rauchsäulen auf. Es kam Lauri so vor, als nähme ihre Zahl ständig zu. Der erste kleine Windhauch war schon in der Luft zu spüren, er wehte jetzt zur Stadt, zum Nullpunkt der Explosion hin.

Als Lauri aber seitwärts schaute, sah er keinen Rauch. Es hatte den Anschein, als habe die Strahlung hier keine Brände mehr entfachen können.

»Sind wir innerhalb des Kreises oder außerhalb?«, fragte Alice.

»Wir sind außerhalb«, sagte Lauri. »Aber New York und New Jersey liegen anscheinend innerhalb des Feuerkreises, und zwar komplett.«

Alice starrte Lauri ungläubig an.

»Das kann nicht wahr sein.«

»Sieh doch selbst, wenn du es nicht glaubst.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich das will.«

Der Wind nahm zu. Er blies immer stärker in Richtung der Brände, die in New Jersey und New York loderten. Zwanzig Meter pro Sekunde, mindestens, dachte Lauri. Schon jetzt.

»Der Wind nimmt ziemlich schnell zu«, stellte Alice fest.

Wieder blickte Lauri mit dem Fernglas nach New York hinüber. Er sah nun viel

mehr Rauchsäulen als vorhin, nicht mehr nur Hunderte, sondern mindestens einige Tausend. Während er sie beobachtete, verschmolzen sie schnell miteinander. Noch einen Moment, und das ganze Panorama würde hinter einer zusammenhängenden Rauchmauer verschwinden. Er sah, wie die Flammen schon aus den leeren Fensterhöhlen, den halb lose hängenden Fensterrahmen der stehen gebliebenen Wolkenkratzer schlugen.

»Dieser Rauch ist bestimmt stark radioaktiv«, bemerkte Lauri.

Er war sich unangenehm bewusst, dass sie keinerlei Schutzausrüstung bei sich hatten.

»Der Wind bläst in Richtung Brand«, beruhigte ihn Alice. »Das, was mit dem Brand in die Luft aufsteigt, kommt erst irgendwo viel weiter weg wieder herunter.«

Die Windgeschwindigkeit nahm noch weiter zu, und es fiel ihnen immer schwerer, sich aufrecht zu halten. Der mit Sturmgeschwindigkeit vorwärts drängende Luftstrom heulte in der Schlucht zwischen den Gebäuden wie ein Chor wahnsinniger Teufel.

»Wie viel Druck mag dieses Gebäude aushalten?«, fragte sich Alice. »Sind wir hier in Sicherheit? Ich meine, der Druck des Windes kann enorm zunehmen, und zwar ziemlich bald. Dieses Haus kann ...«

Lauri sah Alice bedrückt an.

»Ja, aber wohin sollen wir gehen? Wo wären wir denn in Sicherheit?«

Alice wusste keine Antwort.

Plötzlich spürte Lauri, wie jemand ihn an der Schulter packte und schüttelte. Die Umrisse der Landschaft wurden unklar und verschwommen, und dann war er plötzlich wach. Er befand sich in seinem eigenen Schlafzimmer, und Alice sah ihm besorgt in die Augen.

»Wo bist du gewesen?«, fragte Alice. Ihre Stimme klang zärtlich und beruhigend.

Für einen Augenblick legte Lauri das Gesicht in die Hände. Dann ging er ins Badezimmer, wusch sich das Gesicht mit kaltem Wasser und sah auf die Uhr. Es war halb drei in der Nacht. Das Brausen der fernen Verkehrsströme in der Stadt drang durch das offene Fenster herein.

»Ich hab wieder geträumt.«

Alice sagte nichts. Sie wartete darauf, dass Lauri weitersprechen würde.

»Wir waren auf Staten Island, als zwischen New Jersey und Manhattan eine große Atombombe explodierte. Wir waren außerhalb des Brandbereichs, und die reine Strahlungswärme genügte nicht, um die Gebäude auf Staten Island über die Meerenge hinweg in Brand zu setzen. Aber der Wind wurde stärker, und wir überlegten, wie lange es noch dauern würde, bevor ... Dann hast du mich geweckt.«

»Das hast du nun schon so oft geträumt!«

»Zum Glück gibt es unterschiedliche Fassungen davon, der Traum ist niemals ganz gleich. Sonst hätte ich diese ständigen Neuaufgüsse schon reichlich satt.«

»Zum Glück war es nur ein Traum«, sagte Alice.

»Aber wie lange bleibt er das noch? Wann wird daraus ein Albtraum, aus dem wir nicht mehr erwachen? Nie mehr?«

»Wollen wir noch schlafen, oder soll ich einen Kaffee kochen?«, fragte Alice.

»Ich kann nicht mehr schlafen.«

»Ich könnte vielleicht noch schlafen.«

»Na, dann schlaf doch.«

Alice seufzte.

»Daraus wird wohl nichts, wenn du durchs Haus tiggerst. Das gehört zu den Problemen einer Paarbeziehung.«

»Ich würde in diesem Fall allerdings schon von Paarbeziehungsperversion sprechen«, klagte Lauri. »Warum kannst du nicht schlafen, wenn ich wach bin?«

»Vielleicht ist das ein Problem des indianischen Bluts. Ich erschrecke zu leicht, wenn sich in der Nähe jemand bewegt.«

Alice ließ den Kaffee durchlaufen. Lauri ging auf den Balkon und stützte sich mit beiden Händen auf das Geländer. Vor ihm glühte die Stadt mit ihren Millionen von Lichtern wie eine Galaxis. Autoschlangen glitten als ununterbrochener Strom über die fernen Brücken und Straßen, obwohl es die ruhigste Zeit des Tages war. Lauri atmete tief durch und versuchte, sich zu entspannen. Das gelang ihm nur schlecht. Wieder einmal sah er das Bild von Ted Taylors Lächeln vor sich, als seine Zigarette zu qualmen begann, er sah, wie Taylor die Zigarette zu den Lippen führte und nikotinhaltenen Rauch inhalierte. Atomic High.

Ich gebe euch eine Zukunft.

Lauri hatte mit eigenen Augen Prototypen von Kernreaktoren gesehen, die für Flugzeuge entwickelt worden waren. Einige davon waren immer noch als geheim eingestuft. Auf die Entwicklung von atomgetriebenen Flugzeugen hatte man erst verzichtet, nachdem der weltberühmte Physiker Robert W. Bussard im Jahr 1973 errechnet hatte, dass der Kernreaktor eines Flugzeugs innerhalb von dreißig Sekunden schmelzen würde, wenn sein Kühlsystem ausfiele.

Viele wussten, dass ein Kernreaktor, in dem das Kühlwasser auch als neutronenbremsender Stoff fungiert, automatisch erlischt, wenn das Kühlsystem defekt wird. Diese Tatsache hätte jedoch im Falle eines Unglücks keine große Bedeutung, denn der Nuklearbrennstoff wird beim Betrieb des Reaktors fast eine Milliarde Mal radioaktiver, als er es im ursprünglichen Zustand bei der Montage ist. Der Zerfall der radioaktiven Verunreinigungen, die sich im Brennstoff ansammeln, produziert sehr viel Wärme. Auch ein in einem Flugzeug montierter Kernreaktor würde natürlich sofort abschalten, wenn er sein Kühlwasser verlöre, und trotzdem innerhalb von dreißig Sekunden schmelzen.

Auch das Kiwi-Projekt, in dessen Rahmen zur selben Zeit der offene Kernreaktor der Luftstreitkräfte der USA entwickelt und das nach einem flugunfähigen neuseeländischen Vogel benannt worden war, hatte seinem Namen alle Ehre gemacht. Die Luftstreitkräfte der USA hatten nämlich beschlossen, Kiwi nicht in

der Praxis einzusetzen, obwohl man den Reaktor während des Flugs mit weiterem Brennstoff hätte füttern können, ähnlich wie früher die Kessel der alten, kohlebeheizten Dampfschiffe. Kiwi hatte sich letzten Endes in amerikanischen Militärkreisen als genauso beliebt erwiesen wie die Bazooka, die für Nahkampfsituationen entwickelt worden war und kleine Atombomben ein paar hundert Meter weit schoss, die Atomic Bazooka.

Ich gebe euch eine Zukunft, dachte Lauri. Enrico Fermi hatte sowohl den ersten Kernreaktor der Welt entwickelt als auch als Erster die Implosionsdetonation als Weg zur Wasserstoffbombe ins Gespräch gebracht. Aber als er sagte, er gebe uns eine Zukunft, was hat er da eigentlich gemeint, die Wasserstoffbombe oder den Kernreaktor? Oder beide gleichzeitig, fragte sich Lauri.

Er ging wieder hinein.

»Als wir die Bomben auf Hiroshima und Nagasaki warfen, behaupteten wir, sie würden den Krieg verkürzen und Hunderttausenden von Menschen das Leben retten«, sagte er zu Alice. »Aber dieser Krieg gegen den Terrorismus ... Es ist doch längst allen klar, dass wir den verloren haben. Zumindest im Irak und in Afghanistan. Wie würde es uns denn gefallen, wenn jemand in New York eine Atombombe zünden würde, um Millionen unschuldiger Muslime das Leben zu retten und den Krieg zu verkürzen? Oder wenn sie vier Tage später auf genau dieselbe Weise auch Los Angeles vernichten würden?«

Lauris Stimme war laut, er klang aufgebracht.

»Schrei nicht so. Außerdem hinkt dieser Vergleich auch ein wenig«, protestierte Alice.

»Tut er das? Warum eigentlich? Wir haben niemals zugegeben, dass es falsch war, Millionen von Zivilisten mit Atombomben und gewöhnlichen Brandbomben bei lebendigem Leib zu verbrennen. Die Deutschen haben sich entschuldigt, noch dazu unzählige Male. Auch viele andere haben um Verzeihung gebeten. Und wir konzentrieren uns darauf zu erklären, warum das, was wir getan haben, in jeder Hinsicht vollkommen richtig und angemessen war.«

Paul Tibbets hatte die Maschine, die die Hiroshima-Bombe befördert hatte, Enola Gay getauft - nach dem Vornamen seiner Mutter! Wie kann jemand ein Bombenflugzeug nach seiner Mutter nennen und dann hundertvierzigtausend Zivilisten töten, fragte sich Lauri. Noch viele Kilometer von der Explosion entfernt hatte die Strahlung die Kleider der Menschen in Flammen aufgehen lassen.

Was sagt der Name, den Tibbets seiner Maschine gab, über uns aus? Über uns Menschen, nicht nur über uns Amerikaner? Denn in dieser Beziehung unterscheiden wir uns ja wohl überhaupt nicht von den anderen und sind nicht besser und nicht schlechter als sie, dachte Lauri.

»Weißt du, was mir am meisten Angst macht?«, fragte er Alice.

»Was?«

»Als diese verdammten Idioten mit den Düsenflugzeugen in die Zwillingsstürme von New York flogen und dreitausend Menschen umkamen, da sind wir völlig durchgedreht. Was haben wir gemacht? Wir haben hunderttausend unschuldige Menschen in Afghanistan und eine Million unschuldiger Menschen im Irak getötet. Mehr als dreihundert Zivilisten auf jeden unserer Toten! Wenn wir in Afghanistan nicht so ungeheures Glück gehabt hätten, wären die Folgen noch schlimmer. Wir wussten doch, dass acht Millionen Menschen von einer Hungersnot bedroht waren, und wir wussten auch, dass unsere Bombardierungen die Lebensmitteltransporte in die Berge unterbrachen. Aber das war uns egal, wir waren zu wütend, als dass es uns interessiert hätte. Wenn nicht der Winter mit Verspätung begonnen hätte, dann wären Millionen Menschen verhungert.«

»Du weißt, dass ich derselben Meinung bin wie du«, entgegnete Alice ruhig. »Was willst du also eigentlich sagen?«

»Ich will sagen, dass ich mich frage, was wir wohl tun werden, wenn jemand irgendwann mit einer Atombombe zwanzig Millionen von uns auslöscht, wenn wir uns schon dann wie Berserker gebärden und bereit sind, Millionen unschuldiger Menschen zu töten, wenn von uns dreitausend sterben. Ich wage mir gar nicht vorzustellen, was wir dann alles tun könnten, weißt du. Das macht mir noch viel mehr Angst als die Zerstörung von New York oder dass ich dabei auch selbst ums Leben käme. Abgesehen davon, dass ich es furchtbar fände, wenn du sterben müsstest.«

Alice nickte matt.

»Ich verstehe, was du meinst.«

»Stell dir mal vor, wir würden so eine Art Supernazis werden«, predigte Lauri.

»Nazis, die immer noch über fast zehntausend Nuklearwaffen verfügen. Und was, wenn ein amerikanischer Hitler an die Macht kommt und wir unter seiner Führung

eine Art Endlösung für die Muslime beschließen, überall auf der Welt? Stell dir das nur mal vor! Vor Hitler hatte Deutschland in der Welt eine ganz ähnliche Position wie die Vereinigten Staaten nach dem Zweiten Weltkrieg, nicht wahr? Deutschland war im Bereich Wissenschaft und Kultur ganz klar das führende Land. Dorthin ging mehr als ein Drittel aller Wissenschafts-Nobelpreise. Aber die klare Führungsposition im Bereich Kultur hat Deutschland nicht vor dem sich langsam in die Köpfe einschleichenden kollektiven Wahnsinn bewahrt.«

»Vielleicht hat das die Sache sogar noch verschlimmert«, bemerkte Alice.

»Wenn wir über solche Dinge nicht rechtzeitig nachdenken und uns nicht überlegen, was wir tun müssen, wenn irgendwann so etwas zu geschehen droht, dann kommt es spätestens dann so, wenn Manhattan brennt«, brach es aus Lauri heraus. »Also, wenn es irgendwann so weit kommt. Wenn wir geistig nicht auf so etwas vorbereitet sind, dann ... dann wird aus uns wohl unausweichlich das nächste Dritte Reich. Nicht wahr? Und wie viele Muslime bringen wir dann um? Hundert Millionen? Eine Milliarde? Anderthalb Milliarden? Wir haben auf jeden Fall die nötigen Mittel, um alle umzubringen, sollten wir das beschließen. Im Grunde hoffe ich ein bisschen, dass der Iran dann schon eine eigene Atombombe hat und dass die Saudis weitere Bomben von Pakistan gekauft haben. Und dass all die Staaten in Nordafrika und im Nahen Osten, die kurz nach dem Beginn des letzten Irakkriegs plötzlich beschlossen haben, für die Meerwasserentsalzung schnell eigene Kernkraftwerke zu bauen, die dann schon gebaut und sich ihr Plutonium beschafft haben.«

Lauri beendete seinen düsteren Vortrag. Er lehnte sich gegen den Rahmen der Balkontür und atmete schwer.

»Übertreibst du nicht doch ein bisschen?«, fragte Alice vorsichtig.

»An welcher Stelle?«

»Ich glaube nicht, dass wir heute die Ressourcen haben, um so viele Menschen anders als mit Hilfe von Atombomben zu töten. Egal, was die Terroristen tun. Und eigentlich können wir mit Atombomben niemanden töten, ohne dass der Fallout wie ein Bumerang hierher zurückkehrt und auch uns umbringt. Die Atmosphäre hat die Tendenz, die radioaktiven Niederschläge gerade in den Breitengraden zu konzentrieren, in denen die Vereinigten Staaten und Europa liegen.«

»Ich hoffe, du hast recht.«

Alice sah aus dem Fenster, hinüber zu dem schmalen Streifen Meer, der zwischen den hohen Gebäuden hervorschimmerte. Sie wirkte bedrückt und traurig.

»Wie sind wir nur in diese Lage gekommen?«, fragte sie. »Wir hatten doch so gute Startbedingungen. Bessere als irgendjemand sonst.«

Lauri sah, dass in Alices Augenwinkel und auf ihrer Wange Tränen blitzten.

Er vermutete, dass Alice an den Haudenosaunee-Bund und an die Herkunft ihrer Mutter dachte, die zum Volk der Onondaga gehört hatte. Alice war ausgesprochen stolz darauf, dass sie zur Hälfte eine Haudenosaunee war, nach Lauris Ansicht manchmal sogar in einem irritierenden Maße, obwohl sich die Haudenosaunee schon vor fast tausend Jahren eines der ersten Grundgesetze der Welt gegeben hatten, das die Macht von Staat und Herrscher auf vielerlei verschiedene Weise regelte und begrenzte. Außerdem hatten die Haudenosaunee die zweitälteste, immer noch existierende, auf repräsentativer Demokratie basierende Volksvertretung gegründet, nur etwas über hundert Jahre nach dem isländischen Althinget. Und sicherlich hatte kein anderer den Historikern bekannter Staat die Macht zwischen Männern und Frauen ebenso gleichberechtigt aufgeteilt wie der Haudenosaunee-Bund.

Gemessen an den Errungenschaften des Bundes der Haudenosaunee war das viel später verfasste Grundgesetz der Vereinigten Staaten in vielfacher Weise altmodisch, rassistisch, chauvinistisch und reaktionär. Dennoch stellte es einen Schritt vorwärts dar, verglichen mit der Art, wie damals noch fast alle europäischen Staaten regiert wurden. Lauri wusste, dass Alice zutiefst davon überzeugt war, dass die strahlendsten und schönsten Punkte des Grundgesetzes der Vereinigten Staaten zumindest indirekt von Geist und Paragrafen des Grundgesetzes der Haudenosaunee inspiriert waren. Er selbst vermutete, dass Alice damit zumindest teilweise recht hatte. Die Haudenosaunee hatten die Verfasser des Grundgesetzes der Vereinigten Staaten nicht direkt beeinflusst, aber deren Vorfahren hatten ihre Gedanken unbestreitbar zum großen Teil gerade von den Haudenosaunee und anderen nordamerikanischen Urvölkern übernommen. Die Ahnen der Verwandten von Alice' Mutter hatten also nahezu unbestreitbar ihre unauslöschlichen Spuren in all dem hinterlassen, was in den Vereinigten Staaten immer gut und wertvoll gewesen war.

Zu welchem Zeitpunkt hat dieses Land alle jene guten und schönen Ideen verloren, überlegte Lauri. Wann haben wir uns von der Fackel der Freiheit und von einer Inspirationsquelle für unterdrückte Menschen zu einer Militärmacht entwickelt, die von den meisten Menschen der Welt als ihr Unterdrücker angesehen wird? Wann

haben die Rollen gewechselt? Warum haben sie gewechselt?

Lauri wandte sich wieder Alice zu.

»Du willst also heute los?«

Alice nickte. Sie sah auf die Uhr.

»Mein Flug geht in fünf Stunden.«

»Wie kommst du nach Osaka?«

»Auf dem Flughafen von Tokio muss ich ein paar Stunden warten. Aber für mich ist das keine besonders lange Zeit.«

»Du denkst doch daran, dass Andrews dir befohlen hat, die Sache nicht zu hoch zu hängen«, erinnerte Lauri sie.

Alice lächelte müde.

»Haha, ich hänge die Dinge nie zu hoch. Außerdem gibt es unter diesen Umständen eigentlich auch gar kein zu hoch!«

Am nächsten Tag fuhren Kenneth Andrews und Lauri Nurmi im Taxi nach Brooklyn. Sie wollten Katherine Henshaw treffen. Andrews ließ die Schlösser seines Aktenkoffers aufschnappen und reichte Lauri einen Bericht, der einige Seiten umfasste.

»Das solltest du dir vielleicht ansehen«, sagte er. »Ich habe ein psychologisches Profil von Henshaw erstellen lassen.«

Lauri nahm den Bericht und überflog ihn. »Henshaw ging nach Berkeley, um Naturwissenschaften zu studieren. Ihr älterer Bruder Michael Henshaw war damals Assistenzprofessor für Astrophysik an derselben Universität.«

Sie hat also die Wahrheit gesagt über ihr Universitätsstudium, dachte Lauri.

»Henshaw musste ihr Studium abbrechen, nachdem sie einen Unfall verursacht hatte, in dessen Folge ihr Bruder Michael Henshaw vom Hals an abwärts gelähmt war. Henshaw war zum Zeitpunkt des Unglücks stark alkoholisiert. Der Prozess dauerte insgesamt ...«, las Lauri vor.

»Während sie im Gefängnis war, verlor Henshaw das Sorgerecht für ihre Tochter Rheya Bergman an ihren früheren Ehemann Ritchie Bergman, der mit einer anderen Frau zusammenzog. Rheya Bergman hatte sich geweigert, ihre Mutter zu treffen, offenbar wegen deren Gewerbe.«

So ist das also, dachte Lauri mitfühlend. Oje.

»Henshaw ist von ihrem Temperament her ungeduldig, reagiert schnell und stark, aber sie ist offenkundig hochintelligent und beherrscht mehrere Fremdsprachen. Ihr IQ entspricht mindestens dem Durchschnitt von Hochschulstudenten, wahrscheinlich liegt er etwas darüber. Persönlichkeit angeschlagen. Leidet an starken Schuldgefühlen wegen des Schicksals ihres Bruders und ihrer Tochter. Leicht aufbrausend wegen ihrer Schuldgefühle. Die meisten Wutausbrüche wahrscheinlich reine Projektionen. Kehrseite der Medaille starkes, sogar übertriebenes Pflichtgefühl. Trotz des übertriebenen Pflichtgefühls wird Henshaws Brauchbarkeit dadurch gemindert, dass sie eine misstrauische, feindselige und auch etwas verbitterte Einstellung gegenüber Behörden und anderen Vertretern der Administration hat, wahrscheinlich deshalb, weil sie vom Staat keine nennenswerte

finanzielle Unterstützung bekam, als sie diese für die Krankenhausbehandlung ihres Bruders und ihrer Eltern gebraucht hätte. Eine Drogenabhängigkeit ist bei Henshaw, abgesehen von einem leichten, beginnenden Alkoholismus, nicht dokumentiert.«

Lauri gefiel das Wort »Brauchbarkeit« nicht. Er überlegte, warum Andrews eine so gründliche Evaluation von Henshaws charakterlichen Merkmalen und der Struktur ihrer Persönlichkeit hatte vornehmen lassen.

»Henshaws Einstellung zu ihrer gegenwärtigen Tätigkeit wirkt widersprüchlich. Einerseits hasst sie das, was sie tut, und zeitweilig dürfte es in ihr tiefe Gefühle von Selbsthass erzeugen. Anscheinend verteidigt sie sich gegen diese Selbstverachtung vor allem damit, dass sie ihre Prostitution zu einem unvermeidlichen Übel rationalisiert. Es kann jedoch sein, dass sie den Verkauf sexueller Dienstleistungen auch als Selbstbestrafung betreibt und er andererseits dadurch auch zur Linderung ihrer stets gegenwärtigen Schuldgefühle beiträgt. Dies dürfte teils bewusst, teils unbewusst so sein.«

»Wo zum Teufel hast du das her?«, wunderte sich Lauri.

»Ich habe einem unserer Mitarbeiter befohlen, sich Henshaw zu nähern.«

»Zu nähern? Wie denn?«

»Als Kunde natürlich.«

»Mach keinen Quatsch. Bezahlen wir jetzt schon unsere Mitarbeiter dafür, dass sie Huren besuchen?«

»Nur manchmal. Dann, wenn es sich lohnt. In diesem Fall war es die einzige Möglichkeit. Henshaw lässt andere Menschen nicht an sich heran.«

Eine Viertelstunde später klingelten sie an Katherine Henshaws Tür. Von drinnen hörten sie Schritte, und gleich darauf öffnete Henshaw die Tür.

»Na, hallo«, sagte sie mit einem besonderen Ton in der Stimme. »Ich habe mir schon gedacht, dass ihr meine neuen Stammkunden werdet.«

Henshaw entfernte die Sicherheitskette und ließ sie ein.

»Du verdienst bestimmt ganz gut«, bemerkte Andrews. »Das war übrigens als

Höflichkeit gemeint.«

»So könnte man sagen«, antwortete Henshaw.

»Wie viel pro Mal, ungefähr?«, fragte Andrews.

Lauri sah Andrews überrascht an, denn seine Frage hatte unfreundlich, ja geradezu barsch geklungen. Warum verhielt Andrews sich so unhöflich und aggressiv? Lauri sah, dass der Ausdruck seiner eisblauen Augen kälter war als gewöhnlich. Ihm schwante nichts Gutes. Andrews hatte etwas vor, was er ihm nicht mitgeteilt hatte.

Henshaw ließ sich durch Andrews' Frage nicht aus der Fassung bringen. Sie sah Andrews lange und abschätzend an.

»Das muss euch doch nicht interessieren, oder?«, sagte sie kühl. »Und ich bin jetzt nicht auf der Arbeit, falls du das meinst. Ruf mich morgen an, abends, wenn du wirklich interessiert bist.«

Andrews wurde feuerrot und sagte eine Weile nichts mehr.

Henshaw sah Lauri an.

»Du hast doch nicht vor, dein Versprechen zu brechen und mich beim Finanzamt anzuschwärzen?«

»Nein«, versicherte Lauri.

»Gut.«

Henshaw maß die Männer mit Blicken. Lauri sah, dass sie Andrews nicht mochte. Sie ahnte Schlimmes, und es verdross Lauri, dass auch er nicht wusste, was Andrews im Schilde führte.

»Übrigens habe ich gestern eine putzige Geschichte gehört, die euch auch amüsieren könnte«, sagte Henshaw plötzlich. »Wisst ihr, warum die Vereinigten Staaten drei Präsidenten haben?«

»Wie bitte?«, fragte Andrews verwundert.

»Na, der eine kann lesen, der andere kann schreiben, und der dritte bewacht die beiden verdammten französischen Intellektuellen.«

»Meines Wissens haben die Vereinigten Staaten auch weiterhin nur einen Präsidenten«, bemerkte Andrews, wie Lauri fand, unnötig humorlos.

»Oho«, stutzte Henshaw. »Ist es so? Na, das würde zweifellos so einiges erklären. Wisst ihr zufällig, wer von den dreien zurzeit ...«

»Sehr komisch«, unterbrach Andrews sie mit sauertöpfischer Miene, aber Lauri konnte ein leises Lachen nicht unterdrücken. Er stellte fest, dass er Henshaws hinterhältigen Humor mochte.

Henshaw wurde ernst.

»Aber was wollt ihr denn diesmal?«

»Hat der Mitarbeiter von Washburn noch mal Kontakt mit dir aufgenommen?«

»Ja«, sagte Henshaw kurz und presste den Mund zu einem festen Strich zusammen.

»Was hast du geantwortet?«, erkundigte sich Lauri.

»Ich hab Nein gesagt. Und dass es sinnlos sei, nochmals anzurufen.«

»Warum?«, fragte Andrews nachdrücklich. »Du hast gesagt, dass sie gut bezahlt haben.«

»Das geht dich eigentlich gar nichts an.«

»Es gibt etwas Neues«, sagte Andrews. »Etwas ziemlich Ernstes.«

»Was ist es denn?«

»Das können wir dir nicht erzählen«, sagte Andrews. »Aber es kann mit dem zu tun haben, was du von Washburns Gästen erzählt hast.«

»Aha.«

»Ist das hier der Araber, den du auf Washburns Party gesehen hast?«, fragte Lauri und zeigte Henshaw ein Foto von Hassan Yussuf. »Der, von dem du annimmst, dass er von Lithium 6 gesprochen hat?«

Henshaw zögerte keinen Augenblick.

»Ja, das ist er.«

»Bist du sicher?«, hakte Lauri nach.

»Vollkommen sicher. Kein Zweifel.«

»Tja, wir hätten gern, dass du noch einmal zu Washburn gehst, also auf eine Party, wenn sich die Gelegenheit bietet«, sagte Kenneth Andrews. »Wenn du die Ohren offenhältst, könntest du durchaus etwas Wichtiges erfahren. Du könntest vielleicht auch ein paar Wanzen dort anbringen.«

»Also, das ist nun doch etwas zu viel verlangt«.

»Möchtest du es dir wenigstens überlegen?«, fragte Lauri. »Wir können dich gut bezahlen, zusätzlich zu dem, was du von Washburn bekommst.«

Henshaw verzog das Gesicht.

»Ihr müsstet mir ziemlich viel bezahlen, damit ich mir das auch nur überlege.«

»Wie viel, über den Daumen gepeilt?«, fragte Andrews. »Würden zehntausend genügen?«

Henshaw schüttelte den Kopf.

»Ich würde sagen, über den Daumen gepeilt ... drei Millionen Dollar.«

»Oha, Mädchen«, blaffte Andrews. »Das ist viel Geld.«

»Ich wollte damit sagen, dass ich nicht dorthin gehe«, erläuterte Henshaw. »Mein Job ist sowieso nicht besonders toll, aber das, was Washburn und einige seiner Kumpels wollen ... Na ja, davon will ich nicht reden, aber ich gehe auf keinen Fall noch einmal dahin. Zehntausend ist zwar auch viel Geld, aber in diesem Fall hat das keine Bedeutung. Das könnt ihr mir glauben. Alles hat seine Grenzen.«

Andrews sah Henshaw an, und seine Miene wurde härter. Drohend.

»Wir hätten das auch auf angenehme Weise regeln können, aber wenn du das nicht willst, machen wir es so, wie du es willst«, sagte Andrews.

Auch Henshaws Miene wurde kalt.

»Entweder du gehst verdammt noch mal da hin und kriegst von uns die Zehntausend, oder du gehst woanders hin«, schnauzte Andrews. »Wie du vielleicht weißt, ist das, was du tust, in diesem Bundesstaat nicht legal.«

Henshaw sagte nichts. Aber sie sah Lauri vorwurfsvoll an. Lauri wäre am liebsten im Erdboden versunken.

»Kenneth, hör auf ...«

»Misch du dich hier nicht ein.«

»Kenneth, das ist ein Versehen.«

»Wer von uns hat hier das Sagen?«

Kenneth Andrews öffnete seinen Aktenkoffer und legte einen dicken braunen Umschlag vor Henshaw auf den Tisch. In dem Umschlag waren Fotos. Schon die ersten Aufnahmen machten klar, was Andrews vorhatte.

»Was zum Teufel ist dir eingefallen?«, fuhr Lauri Andrews an.

»Aha, ihr spielt hier das Spielchen mit dem guten Polizisten und dem bösen Polizisten«, sagte Henshaw eisig. »Nun hört aber mal auf mit dem Blödsinn, meine Kleinen. Als ob ich nicht durchschauen würde, was ihr vorhabt.«

»Ich habe hier so viele Beweise, dass wir dich für lange Zeit in den Knast bringen können«, erklärte Andrews. »Ich würde diese Fotos schon als harte Pornografie bezeichnen. Dem Staatsanwalt wird es damit überhaupt nicht schwerfallen, dich unter anderem wegen Prostitution und Steuerhinterziehung hinter Gitter zu bringen - unter anderem.«

»Hör auf, Kenneth«, versuchte es Lauri.

»Nur zu«, sagte Henshaw ausdruckslos. »Wenn du nichts Besseres zu tun hast, dann leg los. Gib die Bilder, wem du willst. Aber ob es legal ist, solche Fotos zu machen? Ist das nicht Hausfriedensbruch und Voyeurismus?«

»Im Namen der nationalen Sicherheit kann man heute vielerlei Dinge tun, die noch

vor Kurzem strikt verboten waren«, erklärte Andrews. »Außerdem weiß ich, dass du Heroin nimmst und es auch an deine Kunden verkaufst, neben deiner sonstigen Geschäftstätigkeit. Wir haben dazu einige Zeugenaussagen.«

Henshaw riss verwundert die Augen auf.

»Das ist eine Lüge. Ich habe in meinem ganzen Leben nichts konsumiert außer Alkohol und Tabak. Ganz zu schweigen davon, dass ich gedealt hätte.«

»Wir haben andere Informationen. Ich glaube, wenn wir die Polizei deine Wohnung mit Drogenhunden durchsuchen ließen, würden sie etwas finden. Vielleicht sogar eine ganz ordentliche Menge. Egal, wie gut es versteckt ist.«

Henshaw warf Andrews einen schneidenden Blick zu.

»Du verdammtes Stück Dreck«, sagte sie. »Nicht mal ich hätte mir vorstellen können, dass es auf der Welt so erbärmliche Kreaturen wie dich gibt.«

»Danke, aus deinem Mund nehme ich das als Kompliment. Aber wie ist es, willst du, dass deine Mutter, dein Bruder und deine Tochter erfahren, in welchem Gewerbe du tätig bist? Wir können ihnen gern Kopien von diesen Fotos zukommen lassen. Sie werden sich bestimmt freuen, wenn sie erfahren, dass du eine Nutte und Drogendealerin bist. Es gibt vermutlich nur wenige Dinge, die das Herz deiner Mutter und deines bewegungsunfähigen Bruders ebenso erwärmen würden. Oder das deiner Tochter. Abgesehen davon, dass sie es wohl schon weiß, nicht wahr?«

»Ken, tu das nicht«, bat Lauri.

»Wie kannst du mit dir selbst leben?«, wollte Henshaw von Andrews wissen. »Ich bin in meiner Gutmütigkeit zu euch gekommen, um euch von Washburn zu erzählen. Es hat mich niemand dazu gezwungen. Ohne mich hättet ihr nie etwas erfahren.«

»Zugegeben, wir schulden dir Dank«, gab Andrews zu. »Ich räume diese Schuld ein, und wir können dir einen Gegendienst erweisen, wenn du uns sagst, was du möchtest. Aber das ist jetzt noch nicht aktuell. Im Moment steht so viel auf dem Spiel, dass ich keine andere Wahl habe, als zu verlangen, dass du auf eine dieser Partys gehst und dich von Washburn und seinen Kumpanen vögeln lässt. Du verdienst deinen Lebensunterhalt sowieso in der Waagerechten. Kommt es da noch so sehr darauf an, wer dich fickt?«

Der Blick, den Henshaw Andrews zuschleuderte, hätte Stahl schneiden können. Dann wandte sie sich an Lauri. Der hatte sich noch nie zuvor so gemein gefühlt.

»Und du ... Von dir hätte ich nie geglaubt, dass du verraten würdest, womit man mich erpressen kann.«

»Glaub mir bitte, dass ich nicht ...«

»Leck mich doch.«

»Hey, du hast mir doch gar nichts erzählt«, verteidigte sich Lauri. »Ich weiß tatsächlich nicht mal, wovon Kenneth spricht. Und auch mir gefällt dies hier überhaupt nicht.«

Lauri wandte sich an Andrews.

»Könnten wir, verdammt noch mal, nicht etwas anderes versuchen?«

Andrews sah Lauri ausdruckslos an.

»Es tut mir leid, aber wir brauchen mehr Informationen über Washburn«, sagte er.

Andrews sah Henshaw drohend an.

»Also, wie ist es, willst du deine Mutter und deinen Bruder erfreuen, indem du die bekannteste öffentliche Hure dieses Landes wirst, oder tust du uns lieber einen kleinen Gefallen? Du kriegst zehntausend plus das, was Washburn dir zahlt. Wie sieht's aus?«

»Als könnte ich Nein sagen«, knurrte Henshaw.

Sie lächelte nicht.

Am Flughafen von Osaka ging es noch hektischer zu, als Alice Donovan befürchtet hatte. Schwarzhaarige Japaner hetzten in Scharen zielstrebig in alle Richtungen, hier und dort huschte auch ein europäisch oder nordamerikanisch wirkender Tourist oder Geschäftsmann vorüber. Die Nummern der Flüge und die Flugpläne auf den großen Anzeigetafeln wechselten schnell, und Ansagen auf Japanisch schallten durch Hallen und Gänge. Alice fragte sich, wie sie in diesem Gedränge jemanden finden sollte.

Dann aber kam eine junge Frau in einem hellblauem Jeansanzug und Turnschuhen auf sie zu und verbeugte sich. Sie sah Alice fragend an.

»Verzeihung, sind Sie Alice Donovan?«

»Ja«, antwortete Alice. »Dann musst du Akiko Nobura sein?«

Alice fühlte sich in ihrem offiziell wirkenden dunklen Jackenkleid unpassend gekleidet. Sie hatte gedacht, dass die Japaner sehr formell seien, zumindest dann, wenn es um internationale Zusammenarbeit ging.

Sie lächelte, verbeugte sich wieder leicht und berührte leicht den Ärmel ihrer Jacke.

»Hoffentlich kränkt meine Kleidung Sie nicht«, sagte Akiko Nobura. »Ich komme direkt von einem Einsatz. Mein Chef, Hauptkommissar Niori, würde böse werden, wenn er mich so sähe. Aber ich fühle mich ehrlich gesagt am wohlsten in solcher Kleidung.«

»Das geht mir genauso«, sagte Alice rasch. »Das heißt, ich meine, ich würde mich auch wohlerfühlen, wenn ich so angezogen wäre wie du. Der Mensch, den du jetzt siehst, ist nicht mein wirkliches Ich.«

Akiko Nobura giente fröhlich, verbeugte sich wieder, und Alice spürte sofort, dass sie ihre lebhaft japanische Kollegin mochte. Das kann noch eine ganz nette kleine Reise werden, dachte sie.

»Was möchten Sie als Erstes sehen?«, fragte Akiko Nobura.

»Könntest du mich duzen?«, schlug Alice vor. »Sonst bekomme ich das Gefühl,

wirklich alt zu sein.«

Akiko lachte.

»Na gut, Alice-san. Aber du musst trotzdem auf meine Frage antworten.«

»Was würdest du selbst vorschlagen?«

»Den Tatort. Das Hauptgebäude des Yoshikawa-Konzerns.«

»Das klingt gut«, sagte Alice.

Sie fuhren mit dem Lift ins Parkhaus und gingen zu Akikos Auto. Es war ein roter Mitsubishi, der seine besten Tage schon lange hinter sich hatte.

»Ist das dein eigener Wagen?«, fragte Alice.

»Ja, genau. Ich bekomme etwas Kilometergeld zusätzlich zum Gehalt, wenn ich mein Auto benutze und nicht einen Dienstwagen. Osaka ist ziemlich teuer. Die Tilgungen des Wohnungskredits bringen mich um.«

»Das ist in New York genauso. Man sollte wohl aufs Land ziehen.«

»Ja«, stimmte Akiko zu. »Aber wie lange würde man es dort aushalten?«

Akiko verstaute Alices' Gepäck im Kofferraum und stieg dann auf der Fahrerseite ein. Alice setzte sich neben sie. Akiko gab Alice eine Pistolentasche mit einer Dienstwaffe der japanischen Polizei.

»Mir wurde befohlen, dir dies hier zu geben«, sagte sie. »Das ist ziemlich ungewöhnlich, aber ich gehorche und tue, was man mir befiehlt.«

»Danke«, sagte Alice und befestigte die Pistolentasche an ihrem Gürtel unter dem Mantel.

Akiko startete den Wagen.

»Mein Mann hat ein kleines Landgut in New Mexiko«, sagte Alice, während Akiko zurücksetzte. »Wir haben auch Pferde. Und Gästezimmer. Komm uns mal besuchen, wenn es dich interessiert.«

Alice sagte nichts von dem wesentlich größeren Viehhaltungsbetrieb ihres Vaters.

»Sei nicht so unvorsichtig, so etwas zu sagen, wenn du es nicht wirklich meinst«, warnte Akiko lächelnd. »Es kann nämlich passieren, dass ich wirklich komme. Eines Tages.«

Wenn du nur kämest, dachte Alice. Lauri lädt nämlich ständig Gäste nach Sierra Vera ein, seit dem letzten Mal sind leider nur mehr als zweieinhalb Jahre vergangen! Alice ärgerte sich, sobald sie daran dachte. Das Leben mit einem »überschäumend sozialen« Mann wie Lauri hatte unleugbar auch seine Nachteile.

Das Hauptgebäude des Yoshikawa-Konzerns lag ungefähr auf halbem Wege zwischen dem Flughafen und dem Zentrum von Osaka. Eine Stunde später befanden sie sich im Kellergeschoss des Gebäudes bei dem abgeschalteten Rapid-L-Reaktor. Alice betrachtete nachdenklich die modernen thermoelektrischen Elemente des Reaktors. Sie hatte in ihrem Dossier gelesen, dass der Este Thomas Johann Seebeck schon 1823 das Prinzip der thermoelektrischen Zellen erfunden hatte. Wenn zwei verschiedene Halbleiter zu einer u-förmigen Gesamtheit verbunden werden, entsteht eine Thermoströmzelle, die Wärmeunterschiede direkt in elektrischen Strom umwandeln kann.

»Hast du gesagt, dass ein solcher Reaktor normalerweise nur eine Wärme von fünfhundertdreißig Grad produziert?«, fragte Alice.

»So hat man es mir berichtet«, antwortete Akiko.

»Und der produziert tatsächlich Strom allein mit Thermoströmzellen und nicht mit Dampfturbinen?«

»Ja.«

»Darf ich eine dumme Frage stellen?«

»Lass hören«, forderte Akiko sie auf.

»Die Entwicklung von effizienteren Wärmestromzellen ist wirklich eine tolle Sache«, begann sie. »Ganz wichtig für die Entwicklung der Menschheit. Aber Lithium 6 gehört zu den allergefährlichsten Isotopen, die es gibt. Also warum wollen die Ingenieure von Yoshikawa die notwendige Wärme gerade mit einem

kleinen Atomreaktor produzieren, der noch dazu als Kühlmittel ausgerechnet Lithium 6 verwendet? fünfhundertdreißig Grad sind keine besonders hohe Temperatur, die kann man doch leicht mit irgendeiner anderen Methode erzeugen. Zum Beispiel mit Sonnenlicht.«

»Ich weiß nicht, ob das eine dumme Frage ist«, sagte Akiko. »Aber sie zu beantworten ... Kann sein, dass sie einfach dasselbe getan haben wie immer. Das, woran sie gewöhnt sind.«

»So wird es wohl sein. Aber ist das nicht ein etwas deprimierender Gedanke?«

»Deprimierend sind auch viele andere Dinge«, sagte Akiko.

Lauri klopfte zum achten Mal an Katherine Henshaws Tür.

»Nun mach doch auf, ich weiß, dass du da bist. Ich hab deine Schritte gehört.«

Weiter oben knallte eine Tür zu, und Lauri hörte Schritte. Jemand kam die Treppe herunter. Er drehte sich um und erblickte zwei junge Latinos, die ihn misstrauisch ansahen. Die Männer trugen rote Tücher und Metallketten um die Handgelenke.

»Willst du, dass ich die Tür aushebele?«, fragte Lauri, als die Männer gegangen waren.

Henshaw gab auf. Lauri hörte, wie sie die Sicherheitskette löste und das Sicherheitsschloss öffnete. Dann ging die Tür auf.

»Könnt ihr mich nicht in Ruhe lassen?«, brach es aus Henshaw heraus. »Ich habe nichts mehr zu erzählen. Jetzt kommst du schon zum dritten Mal hierher. Ich habe schon versprochen, für euch durch die Hölle zu gehen. Genügt das nicht?«

»Entschuldige«, sagte Lauri. »Es tut mir sehr leid.«

Henshaw sah ihn kalt an.

»Entschuldigungen nützen hier nicht viel. Oder zumindest habe ich nichts davon.«

»Du hast recht«, sagte Lauri. »Du kannst mir eine runterhauen, wenn dir das hilft.«

Henshaw sah ihn hochmütig an.

»Und wenn ich dir nun keine runterhaue, sondern dir in die Eier trete?«

Lauri sah, dass Henshaw immer noch zornig war, und er musste sich eingestehen, dass sie triftige Gründe dafür hatte. Ihm fiel kein Satz ein, der jetzt geholfen hätte.

Vielleicht gibt es für diese Situation keine einfache Lösung, dachte er trübsinnig. Aber dann sah er Henshaws Miene.

Katherine Henshaw sah ihn nachdenklich und mit gerunzelter Stirn an.

»Anscheinend haben wir so einiges gemeinsam«, sagte sie. »Ich meine, hinsichtlich der Arbeit. Wir beide tanzen quasi beruflich mit dem Tod. Ich liebäugle mit Aids und Hepatitis und alle möglichen Krebsviren, und du spielst anscheinend mit Pyromanen, Halsabschneidern, Selbstmordbomben und so weiter.«

Lauri sah Henshaw verdutzt an.

»Nur ich töte für Geld und du liebst sozusagen für Geld«, bemerkte er.

»Ich würde allerdings statt ›lieben‹ ein anderes Wort verwenden«, zischte Henshaw.

Sie zögerte und schien zu überlegen, was sie tun sollte.

»Du möchtest sicherlich hereinkommen?«, sagte sie dann.

»Wenn du nicht in Eile bist.«

Henshaw nickte.

»Dann komm.«

Lauri trat ein, stand einen Augenblick an der Tür zum Wohnzimmer und setzte sich dann aufs Sofa.

Katherine Henshaw zündete sich eine Zigarette an. Als Lauri ihr nur zusah und nichts sagte, fragte sie:

»Ich habe einen Fehler gemacht, nicht wahr?«

»Wie man's nimmt. Das ist eine schwierige Frage. Ich würde es nicht so ausdrücken, aber irgendwie vielleicht eben doch. Ich hätte nie geglaubt, dass Kenneth sich so gemein verhalten würde. Ich hab ihn gefragt, womit er dich erpresst hat. Aber im Grunde stand es schon in einem Bericht, den er über dich hat anfertigen lassen.«

»In einem Bericht?«

Henshaw nahm den Aschenbecher vom Tisch und drückte ihre Zigarette darin aus.

»So, so. Eure Methoden sind ja wirklich angenehm.«

»Es tut mir leid.«

»Du weißt also Bescheid?«

»Ja«, bestätigte Lauri.

»Und vorher hast du es nicht gewusst?«

Lauri schüttelte den Kopf.

»Dein Chef hat mir keine Wahl gelassen«, sagte Henshaw. »Michael würde endgültig zerbrechen, wenn er wüsste, woher mein Geld stammt.«

Lauri fühlte sich unwohl. Er ließ seinen Blick durch die Wohnung schweifen. Auf dem Schreibtisch lagen zwei Stapel Bücher, die neu aussahen. Anscheinend hatten sie alle mit demselben Thema zu tun.

Er stand auf, ging zum Tisch und ergriff den obersten Band: Lynn Edens glänzendes, aber bestürzendes Buch *Whole World in Fire*. Er kannte es nur allzu gut.

Lauri hob die anderen Bücher hoch, um nachzuschauen, was sich noch in dem Stapel befand: populärwissenschaftliche Werke über Atomterrorismus wie *Weapons of Mass Destruction* und *Nuclear Terrorism*. Auf dem Deckel des untersten Bandes war ein Bild, das der Ästhetik nach aus den 50er-Jahren stammte und eine Rakete zeigte, die sich dem Mond näherte. »*Project Orion, the Atomic Spaceship 1957-65*«, las Lauri vor. Er kannte das Buch nicht, aber es schien interessant.

In dem anderen Stapel gab es mehrere Memoiren von Forschern, die den Nobelpreis erhalten hatten oder aus anderen Gründen bekannt waren: *Racing for the Bomb*, *Disturbing the Universe*, *Atoms in the Family*, *Edward Teller's Memoirs*, *Adventures of a Mathematician* und so weiter. Auch Linus Paulings *General Chemistry* war darunter.

Lauri blätterte in den Büchern und vermutete, dass Henshaw sie bei Amazon oder in einer gut sortierten New Yorker Buchhandlung oder in einem Antiquariat erstanden hatte. Auf dem Tisch lagen auch einige aus der Bibliothek entliehene Bände von McGraw-Hills klassischer *Encyclopedia of Science and Technology*.

Obenauf lag Band zehn, »LEP-MES«. Man brauchte kein Genie zu sein, um zu verstehen, dass dieser Band unter anderem einen Eintrag zum Stichwort »Lithium« enthielt. Auf McGraw-Hill lag die Fotokopie eines Artikels von Alexander Glaser und Frank N. von Hippel über angereichertes Uran, der in der Zeitschrift *Scientific American* erschienen war. »Thwarting Nuclear Terrorism« lautete die Überschrift. Lauri kannte den Inhalt des Artikels.

»Du hast dich wohl ein wenig schlau gemacht«, konstatierte Lauri, als er bemerkte, dass sie ihn beobachtete.

»Du hast eine phänomenale Beobachtungsgabe«, versetzte Henshaw trocken. »Du kannst mir glauben, dass mich diese Lithium-Geschichte schon ein wenig beschäftigt. Jetzt erschreckt es mich geradezu, in was ich da hineingeschliddert bin.«

Henshaw nahm sich eine neue Zigarette, zündete sie an und blies den Rauch in Lauris Richtung.

»Du hast mir letzten Endes fast nichts erzählt«, sagte sie vorwurfsvoll. »Und im Internet findet sich kein interessantes Material, wenn man nicht schon von vornherein ziemlich viel weiß. Man muss es verstehen, mit Termini zu suchen, die präzise genug sind.«

»Du hast also die zentralen Begriffe und die richtigen Stichwörter in den Büchern gesucht, um im Internet nach Informationen zu suchen?«, fragte Lauri ungläubig.

»Bingo! Genau so«, sagte Henshaw. »Ich hatte schon ein paar Bücher zum Thema, und Michael hatte noch mehr. Zusätzlich hab ich mir ein paar besonders interessant wirkende Titel bei Amazon bestellt.«

Lauris Miene drückte weiterhin Zweifel aus.

»Muss ich denn eine Analphabetin oder hirnlose Idiotin sein, nur weil ich eine Frau bin?«, fragte Henshaw heftig. »Oder weil ich in diese Situation geraten bin?«

»Das habe ich nicht gemeint«, verteidigte sich Lauri.

»Doch, das hast du gemeint«, beschuldigte ihn Henshaw. »Und das ist wirklich kränkend. Zumal ich an der Universität Physik studiert habe, bevor ich ...«

»Verzeihung«, sagte Lauri.

Henshaw sah ihn finster an.

»Hat Lithium 6 außer mit Schnellen Brütern und Fusionsenergie auch noch mit etwas anderem zu tun?«, fragte sie plötzlich. »Mit der Produktion von Tritium für Atombomben?«

Lauri antwortete nicht gleich, sondern überlegte, was er sagen sollte. Henshaw ahnte, welche Bahnen seine Gedanken eingeschlagen hatten.

»Also weißt du«, sagte sie. »Ich hab meinen Kopf auf den Hackblock gelegt, nur um euch zu helfen, und zum Dank dafür habt ihr mich gleich bis zum Hals in Scheiße versenkt. Es wäre fair, wenn ich wenigstens ungefähr erfahren dürfte, warum ich das gemacht habe.«

»Und ich wiederum glaube, dass du es nicht wissen willst.«

»Hör auf, so zu reden. Ich mag solche Sätze nicht«, schnauzte Henshaw Lauri wütend an.

»Bitte sei so gut, und behandle mich nicht herablassend. Dagegen bin ich allergisch.«

»Du willst es nicht wissen« ist der Lieblingssatz der Kernphysiker, dachte Lauri. Wie oft traf er eigentlich wirklich zu?

Lauri dachte an Edward Teller, der zusammen mit Stanislaw Ulam das zentrale Prinzip der Wasserstoffbombe ersonnen hatte. Dank Tellers und Ulams Erfindung hatte die Armee der Vereinigten Staaten plötzlich Kernwaffen bauen können, die tausendmal stärker waren als die Hiroshima-Bombe. »Uns schränken die bekannten Bedingungen der existierenden Sterne nicht mehr ein«, hatte Teller auf dem Höhepunkt seiner Hybris verkündet. »Wir können jetzt selbst entscheiden, welche Bedingungen wir auf unserem Stern schaffen wollen, wir sind astrophysikalische Ingenieure, Erbauer künstlicher Sterne geworden.«

Die erste Wasserstoffbombe, die den witzigen Namen Ivy Mike, Efeu-Mike, bekam, war noch plump und von ihrer Wirkung her relativ schwach, ein Kühlschrank von zweiundachtzig Tonnen. Um eine ausreichend genügende Dichte zu erreichen, war als zweite Phase der Bombe ein Gemisch von flüssigem Deuterium und flüssigem Tritium verwendet worden. Damit das Gemisch nicht schmolz, musste man es sehr kalt halten, nur wenige Grad über dem absoluten

Nullpunkt.

Freilich hatte schon Mike das gesamte Elugelab-Atoll in pulverisierter Form in die Luft fliegen lassen. Aber der Schlüssel zu effizienteren Wasserstoffbomben war Lithiumdeuterid, eine Mischung aus Lithium 6 und Deuterium. Lithiumdeuterid war bei Zimmertemperatur ein fester Stoff, sodass eine Kühlung nicht erforderlich war. »Warum eine Kuh kaufen, wenn Milchpulver doch so billig ist«, hatte Edward Teller geträllert.

Anfang der 1950er-Jahre hatte es nur sechzig Cent gekostet, durch den Zusatz von Deuterium und Lithium 6 die Intensität einer Nuklearwaffe um eine Kilotonne zu steigern. Null Komma sechs Dollar. Sieben Dollar pro Hiroshima.

Und am 28. Februar 1954 war Castle Bravo gefolgt.

Vielleicht sollte Henshaw erfahren, worum es bei all dem hier geht, dachte Lauri. Vielleicht wäre das, in diesem Fall, nur recht und billig.

»Also gut, wie du willst«, sagte er schließlich. »Erzähl aber zuerst einmal, was du selbst schon herausgefunden hast. Ich muss ja nicht das wiederholen, was du schon weißt.«

»Das klingt fair.«

Henshaw überlegte einen Augenblick, womit sie beginnen sollte.

»Laut diesen Büchern besteht die zweite Phase von Wasserstoffbomben immer aus schweren Wasserstoffisotopen«, sagte sie dann. »In der Praxis also entweder aus Deuterium und Lithium 6 oder aus Deuterium und Tritium. Die Beschaffung des Deuteriums dürfte dabei wohl das Leichteste sein.«

Lauri nickte.

»Stimmt«, sagte er kurz.

Im Meerwasser kommt ein Deuterium-Atom auf sechstausend gewöhnliche Wasserstoffatome. Weil schweres Wasser mehr wiegt als gewöhnliches Wasser, verdampft es als Letztes. Wenn also jemand sechstausend Liter Meerwasser nimmt und davon 5999 Liter verdampfen lässt, ist der letzte, übrig gebliebene Liter schweres Wasser. Wenn man das mit Hilfe von elektrischem Strom in Wasserstoff und Sauerstoff zerlegt, besteht der Wasserstoff aus nahezu reinem Deuterium.

Tritium dagegen muss man aus Lithium 6 herstellen.

»Wenn ich es richtig verstanden habe, kann man Lithium 6 oder Tritium und Deuterium als Verstärker auch in gewöhnlichen einphasigen Fissionsbomben einsetzen«, fuhr Henshaw fort. »Wenn man also zum Beispiel einer gewöhnlichen Plutoniumbombe eine kleine Menge Lithium 6 und Deuterium oder Tritium und Deuterium zusetzt, hat das eine spektakuläre Steigerung der Explosionskraft zur Folge. Die Stärke steigt dann von ein paar Dutzend auf Hunderte von Kilotonnen an.«

Lauri nickte bestätigend.

»Ich bin beeindruckt.«

»Aber ist es wirklich wahr, dass nur wenige Gramm genügen?«, fragte Henshaw.

»Leider ja.«

»Ich glaube, ich brauche einen Schnaps«, sagte Henshaw und ging in die Küche.  
»Willst du auch einen?«

»Ich bin zwar im Dienst, aber ausnahmsweise nehme ich vielleicht doch einen.«

Henshaw kam mit einer silberfarbenen Schachtel zurück und entnahm ihr eine Flasche Whisky. Sie füllte zwei Gläser mit dem Whisky, der eine schöne Farbe hatte.

»Eis?«

»Nein, danke.«

Henshaw reichte Lauri ein Glas und nahm aus ihrem eigenen einen ordentlichen Schluck.

»Ich dachte zuerst, ihr befürchtet nur, dass jemand das Lithium zur Verstärkung der Intensität einer gewöhnlichen Bombe verwenden will«, fuhr Henshaw fort. »Aber dann fand ich das nicht überzeugend. Denn für den Bau einer gewöhnlichen Atombombe braucht man mindestens zehn Kilo Nuklearwaffenuran oder Plutonium. Und das wird sicherlich sehr sorgfältig bewacht.«

Lauri dachte daran, was in Andrews Bericht über Henshaws Intelligenzquotienten

gestanden hatte.

»Dann dachte ich, dass jemand eine Wasserstoffbombe bauen will und dafür Lithium 6 braucht«, fuhr Henshaw fort. »Um eine solche Bombe zu zünden, würde man aber nur eine ganz kleine Menge Plutonium benötigen.«

Lauri kostete den Whisky. Nicht übel, der Nachgeschmack ist rauchig, konstatierte er bei sich. Er nahm die Verpackung, um zu sehen, welche Marke es war: Glengoyne. Single Malt. Schottischer Malzwhisky.

Die muss ich mir merken, dachte er.

»Also überlegte ich, wofür jemand wohl sechs Tonnen Lithium braucht«, fuhr Henshaw eifrig in ihrem Bericht fort. »Laut Linus Pauling werden für eine Wasserstoffbombe, die fast zweitausendmal stärker ist als die Hiroshima-Bombe, nur neunzig Kilo Deuterium und hundertfünfunddreißig Kilo Lithium 6 benötigt. Warum also sollte jemand sechstausend Tonnen von diesem Stoff stehlen? Als ich noch weiter nachforschte, kamen mir aber auch sonst Zweifel an der Theorie von der Wasserstoffbombe. So ein Ding zu bauen ist doch wohl nicht ganz einfach, all diese Berylliumreflektoren und so weiter, das ist doch ziemlich kompliziert. Ehrlich gesagt kann ich nicht recht glauben, dass es um eine gewöhnliche Wasserstoffbombe geht ...«

Oh verdammt, dachte Lauri.

»... sodass ich das wissen möchte, was du mir noch nicht erzählt hast«, schloss Henshaw.

Sie stellte ihr Glas auf den Tisch und griff wieder nach der Zigarettenschachtel. Jetzt bot sie auch Lauri eine Zigarette an, aber der schüttelte den Kopf.

»Du hast recht«, bestätigte Lauri. »Die größte Gefahr stellen nicht die gewöhnlichen Wasserstoffbomben dar.«

»Was dann?«

»Wenn du einige Gramm Plutonium hast, einen großen Haufen Lithium 6 und sehr viel ganz gewöhnliches unangereichertes Natururan, dann kannst du eine so große Atombombe bauen, wie du nur willst. Ganz ohne Berylliumreflektoren.«

Kenneth Andrews wandte sich Julia Noruz zu und sah sie unsicher an. Sie befanden sich in einem langen unterirdischen Gang in einem weit außerhalb der Stadt gelegenen großen Gebäude, von dessen Existenz Julia bislang nichts gewusst hatte. Es war von einem Elektrozaun umgeben, der von einer Stacheldrahtrolle gekrönt war. Am Eingang hatten vier Soldaten mit Sturmgewehr gestanden.

»Julia, ich bin immer noch der Meinung, dass du nicht mitkommen solltest«, sagte Andrews.

»Wenn Yussuf angefangen hat zu reden, will ich mit eigenen Ohren hören, was er sagt«, widersprach Julia. »Außerdem weißt du, dass ich Arabisch kann.«

Andrews wirkte nicht überzeugt.

»Du kannst kein Arabisch«, fügte Julia hinzu.

Andrews sah Julia mürrisch an.

»Außerdem bin ich Muslimin«, fuhr Julia fort. »Was du nicht bist. Auch das kann vielleicht nützlich sein.«

»Also gut«, gab Andrews nach. »Aber du wirst vielleicht noch bereuen, dass du mitgekommen bist. Denk an meine Worte.«

Andrews' Worte klangen für Julia unheilverkündend. Was meinte er nur?

Das verstand Julia, als sie Hassan Yussuf im Verhörzimmer sah, durch ein Fenster, das nur von dieser Seite aus durchsichtig war. Zugleich begriff sie, dass Kenneth Andrews recht gehabt hatte. Sie hätte nicht hierherkommen sollen, sie würde bis ans Ende ihres Lebens Alpträume haben. Hassan Yussufs Gesicht ...

War dieses entstellte, wie ein Skelett grinsende Gesicht das eines Menschen? Eines lebendigen Menschen? Sein Mund ... Wo waren seine Zähne? Und als Julia den Blick abwärts wandern ließ, auf Yussufs Hände und seinen nackten Körper ...

Julia wandte sich um und erbrach sich heftig.

Kenneth Andrews und die drei anderen Männer im Zimmer sahen sie ausdruckslos an.

»Ich hab's dir doch gesagt«, bemerkte Andrews.

Einer der Männer brachte Julia Papierhandtücher. Julia wischte sich die Mundwinkel ab und wandte sich vorwurfsvoll an Andrews.

»Ken, das ist nicht in Ordnung!«

»Du weißt selbst, wie viel auf dem Spiel steht.«

»Das da ist immer falsch! Das da kann niemals richtig sein. Wenn wir das einmal tun, wo machen wir dann halt? Wenn wir die Büchse der Pandora öffnen, dann öffnen wir etwas, das eigentlich nicht geöffnet werden darf und das dann nur sehr schwer wieder zu schließen ist.«

»Wäre es besser, Millionen sterben zu lassen, ohne etwas zu tun?«

»Vielleicht wäre das wirklich besser«, sagte Julia zornig. »Besser als das hier.«

»Das kann nicht dein Ernst sein.«

Julia warf die stinkenden Tücher in den Papierkorb.

»Kenneth, hast du jemals daran gedacht, dass niemand mehr nachts ruhig schlafen kann, wenn das hier bekannt wird? Jeder einzelne Bürger der Vereinigten Staaten muss dann befürchten, dass er verhaftet wird. Dass er gefoltert wird. In jedem Augenblick. Sein ganzes Leben lang.«

»Du übertreibst. Du brauchst dich nur von den Terroristenorganisationen fernzuhalten, und schon bist du in Sicherheit.«

»Und wenn die Regierung beschließt, den Terrorismus anders zu definieren?«, warf Julia hin.

»Warum sollten wir das tun?«

»Und wenn sich die offizielle Definition irgendwann jede Woche ändert, oder jeden Tag und niemand mehr mit Sicherheit wissen kann, was vielleicht alles wann zum Terrorismus und zu seiner Unterstützung gehören wird?«

»Du hast wohl zu viel Orwell gelesen«, seufzte Andrews.

»Und wenn wir in der Zukunft immer aufpassen müssen, dass wir uns nicht des Terrorismus verdächtig machen, und immer versuchen müssen zu erraten, was gerade richtig ist oder falsch? So wie in der Sowjetunion unter Stalin?«

»Du kannst jederzeit zurück in den Iran gehen, wenn du willst«, bemerkte Andrews. »Die Mullahs werden dich sicherlich herzlich empfangen.«

»Sehr witzig, Kenneth.«

»Okay, das war geschmacklos.«

»Und wenn jemand mit Absicht einen Verdacht auf mich lenkt und gefährliche Dokumente in meinen Aktenkoffer lanciert? Sie in meiner Wohnung deponiert, wenn ich nicht da bin?«, fuhr Julia fort.

»Beste Julia«, sagte Kenneth Andrews eisig, »nun werd mal nicht hysterisch.«

»Und wenn man nun einem meiner Bekannten ein Verbrechen unterschiebt und er in den Verhören zusammenbricht, weil er gefoltert wird, und meinen Namen nennt? Weil ihm niemand anders einfällt, den er denunzieren könnte?«

»Dein Erbrochenes stinkt ziemlich übel«, stellte Kenneth Andrews fest. »Könntest du irgendwo eine Putzfrau auftreiben, die ein bisschen sauber macht?«

Akiko Nobura und Alice Donovan saßen auf großen Polstern an einem niedrigen Tisch in einem der hinteren Winkel des Restaurants. Das Lokal war mit Hilfe leichter, ohne Kraftaufwand an ihren Platz gleitender Papierwände in Nischen unterteilt. Auf den Fensterbrettern standen kunstvoll gezüchtete Bonsais, und Wände und Decken waren mit feinen, Bambuswälder darstellenden Gemälden verziert. Sie schufen im Restaurant die reizvolle Illusion, dass man tatsächlich im Schatten eines aus dem Märchen in die Wirklichkeit versetzten, verzauberten Bambuswaldes saß.

Kein Wunder, dass dies Akikos Lieblingsrestaurant ist, dachte Alice.

Aus dem Fenster blickte man auf die Straße, wo lebhafter Verkehr herrschte. Auf dem Bürgersteig bewegten sich die Menschen wie ein ununterbrochener Strom in beide Richtungen. Auf der anderen Straßenseite gab es eine Lichtreklame, die eine ganze Wand bedeckte und wie ein Kaleidoskop ständig ihre Form und Farbe änderten. Sie strahlte in dem dämmrigen Abend in allen Farben des Regenbogens, bald in japanischen Schriftzeichen, bald in beweglichen Bildern.

Sie hatten gerade ihr Abendessen beendet, das aus einer Brühe im Donabe-Topf sowie aus Garnelen, Muscheln und Pilzen bestand, die man mit Stäbchen in die Brühe eintunkte, und tranken nun zum Dessert grünen Tee aus zierlichen, schön gemusterten Porzellantässchen.

»Du hast gesagt, die Module seien offenbar mit einem relativ kleinen Motorboot fortgebracht worden«, nahm Alice die Unterhaltung wieder auf.

»Das ist am wahrscheinlichsten. Für ein Motorboot war es allerdings gar nicht so ganz klein. Aber ich würde damit keinen Ozean überqueren.«

»Es ist also offenkundig, dass sie die Module zu einem größeren Schiff gebracht haben?«

»Das nehme ich an.«

»Gibt es Hoffnung, dass man die Spur verfolgen kann?«

»Im Prinzip sollte es sehr gut möglich sein, Satellitenfotos von der Begegnung der

Schiffe zu bekommen«, versicherte Akiko. »Wir haben die Bilder unserer eigenen Satelliten schon durchgesehen. Darauf ist nichts zu finden. Das ist zweifellos etwas seltsam. Wir sichten und analysieren zurzeit eure Bilder, ebenso einige weitere, die uns von anderer Seite zur Verfügung gestellt wurden. Wir haben jetzt so viele verschiedene Satellitenbilder, dass das Zusammentreffen der Schiffe auf einigen davon zu sehen sein muss.«

»Was ist mit dem Motorboot passiert?«

»Das ist nach Hokkaido weitergefahren und hat in einem kleinen Hafen angelegt.«

»Ihr habt es also gefunden?«

»Wir haben ein Boot gefunden, das leicht radioaktiv war, aber nicht so stark, dass es unter diesen Umständen etwas beweisen würde. Das Boot war verlassen, und kein einziger der lokalen Fischer kannte es oder wusste etwas darüber. Die LR-Module waren nicht in dem Boot.

»Es könnte also das richtige Schiff sein?«

»Es gibt noch andere Möglichkeiten«, sagte Akiko. »Aber ich glaube, es ist das richtige. Wenn es das ist, werden wir auf irgendeinem Satellitenfoto das Schiff finden, auf das die Module verladen worden sind - falls es sich um ein Überwasserfahrzeug handelte.«

»Und wenn es ein U-Boot war?«

»In diesem Fall können die Module sonst wo sein, und wir werden sie vermutlich niemals finden.«

»Dann wollen wir uns nicht auf diese Möglichkeit konzentrieren. Und das Hauptgebäude des Yoshikawa-Konzerns? Gibt es dort Hinweise?«

Akiko nickte.

»Sogar viele. Die Aufnahmen der Sicherheitskameras sind vernichtet worden, und im Reaktorraum haben sich keine Fingerabdrücke gefunden. Das Auto im Hafen war gestohlen, sodass es dort eine Menge Fingerabdrücke gab. Die meisten gehörten natürlich den rechtmäßigen Besitzern, aber einige waren wirklich interessant. Sie stammen nämlich von einem gewissen Mitglied der Yakuza »Roter Drache«, das wir schon mehrmals festgenommen haben, weil es unter dem

Verdacht stand, verschiedene Gewaltverbrechen begangen zu haben.«

»Der Rote Drache«, seufzte Alice. »Das klingt nach einem fürchterlichen Klischee.«

»Ganz meine Meinung«, bekannte Akiko. »Du könntest das übrigens den Bossen der Yakuza mal klarmachen. Vielleicht hören sie auf dich.«

Einen Augenblick schwieg Akiko.

»Wahrscheinlich würden sie nicht auf dich hören«, korrigierte sie sich dann.

»Dann ist es wohl kaum der Mühe wert.«

»Der Rote Drache ist eine halb selbstständige Verbrecherbande«, erläuterte Akiko. »Nach unserer Auffassung ist sie lose mit dem Yamaguchi-gumi verbunden, der größten kriminellen Organisation Japans. Oder sagen wir, es ist ein Zusammenschluss von kriminellen Organisationen. Sie hat ihre Finger unter anderem in Tausenden von legalen Geschäftsunternehmen.«

»Wir haben in den USA ganz ähnliche Probleme«, merkte Alice an.

»Das ist uns bekannt«, sagte Akiko kurz.

»Verzeihung.«

»Na, jedenfalls fanden wir die Fingerabdrücke ebendieser Person namens Eiji Nishishawa auch auf einer der zerstörten Kameras des Yoshikawa-Konzerns.«

»Was deutlich darauf hinweist, dass der Rote Drache hinter dem Raub steckt«, sagte Alice eifrig.

Akiko schien zu zweifeln.

»Ich glaube, das wäre zu viel gesagt. Ich würde eher annehmen, dass sie die Module im Auftrag von jemand anderem geraubt haben. Sie selbst würden nichts damit anfangen können, dies ist immerhin Japan. Es handelt sich um eine Auftragsarbeit. Sie haben für Geld einen Auftrag ausgeführt. Wir müssen jetzt nur noch herausfinden, für wen sie gearbeitet haben.«

»Sollte man sie das nicht selbst fragen?«, schlug Alice vor.

»Ja, das haben wir auch vor«, versicherte Akiko. »Ich glaube nur nicht, dass uns das irgendetwas nützt. Es ist sehr schwierig, Mitglieder der Yakuza zum Reden zu bringen, und außerdem glaube ich nicht, dass sie überhaupt wissen, wer den Auftrag erteilt hat. Sie haben ihre eigenen Methoden, Sachen so zu erledigen, dass sich die Spuren verlieren. Aber mit etwas Glück werden wir herausfinden, wo die Module hingebraucht worden sind. Vorausgesetzt, dieses Motorboot hat den Yakuza gehört. Wenn am Steuer ganz andere Typen gestanden haben, werden wir wohl nicht sehr weit kommen.«

Akiko wirkte in dieser Hinsicht nicht sonderlich hoffnungsvoll.

»Was denkst du selbst?«, fragte Alice unumwunden.

»Sie gehen immer auf eine bestimmte Art und Weise vor«, antwortete Akiko.  
»Sehr berechnend und überlegt. Ich glaube, dass die Yakuza, die das Lithium gestohlen haben, nicht wissen, wer in dem Motorboot war.«

»Die Satellitenbilder sind also unsere einzige Hoffnung«, sagte Alice.

Alice bemerkte, dass sie inständig hoffte, dass die Module mit einem gewöhnlichen Schiff und nicht mit einem U-Boot fortgebracht worden waren. Früher konnten sich nur Staaten U-Boote leisten, heute konnte sich jedermann ein kleines U-Boot zu Erholungszwecken kaufen. Jedermann, der ein paar Millionen Dollar erübrigen konnte.

»Aber möchtest du hören, was ich wirklich denke?«, fragte Akiko plötzlich.

Alice sah sie verdutzt an.

»Bitte«, forderte sie Akiko auf.

»Nach meinem Eindruck ist etwas an der Sache durch und durch faul«, sagte Akiko.

»Was meinst du damit?«

»Mein Chef, Hauptkommissar Niori, war von Anfang an der Meinung, das alles sei viel zu ›sauber‹. Er denkt in Mustern, und ihm gefällt das Muster nicht, das sich aus all dem ergibt. Er findet, dass alles zu klar und zu simpel ist. Er sagt, es handele sich um eine Inszenierung. Um ein Theaterstück. Jemand hinterlässt für uns

Spuren, die wir finden sollen. Warum, zum Beispiel, haben sie die achte Leiche in den Hafen gebracht? Ohne sie hätten wir es viel schwerer gehabt, dem Motorboot auf die Spur zu kommen.«

Alice sah Akiko an und rieb sich mit der linken Hand die Wange.

»Was glaubst du selbst?«, fragte sie.

»Ich glaube, dass Hauptkommissar Niori recht hat.«

»Interessant«, bemerkte Alice. »Eine meiner Kolleginnen, Julia Noruz, hat die ganze Zeit dasselbe gesagt. Auch sie denkt intuitiv und sucht nach überzeugenden Mustern, etwa so, wie dein Chef es auch tut. Auch Julia hat viele Male behauptet, dass etwas an diesem Fall schlicht falsch erscheint.«

»Wenn sowohl mein Chef als auch deine Kollegin dieser Auffassung sind, sollten wir sie dann nicht ernst nehmen?«, fragte Akiko.

»Aber wenn sie recht haben, worum handelt es sich bei all dem dann?«

Akiko breitete die Hände aus zum Zeichen ihrer Unwissenheit.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Ehrlich gesagt, ich habe keine Ahnung. Aber vielleicht kommt die Antwort uns von selbst entgegen, wenn wir anfangen, aus einer anderen Perspektive heraus zu suchen.«

Der Kellner brachte die Rechnung. Sie zahlten, verbeugten sich, verließen das Restaurant und machten sich auf den Weg zu der kleinen Seitenstraße zwei Karrees weiter, wo Akiko ihren kleinen Mitsubishi geparkt hatte. An der Straßenecke standen zwei Männer und rauchten. Sie hatten etwas an sich, das in Alices Kopf kleine Alarmglocken zum Schrillen brachte. Die Männer sahen sie an, als sie aus dem Restaurant herauskamen, wandten sich dann aber ab und setzten ihre Unterhaltung fort.

Plötzlich war Alice sich sicher, dass die Männer Waffen trugen. Sie wirkten irgendwie gefährlich und gewaltbereit. Na und, dachte Alice. In Osaka gab es viele Gangster. In Japan standen mindestens hundertfünfzigtausend Personen im direkten Dienst der Yakuza, die meisten davon Angehörige der Burakumin, einer Art kastenloser japanischer Unterschicht. Hartgesottene Burschen, die zu den Yakuza gehörten, musste es also auch in dem Viertel geben, in dem das Restaurant lag. Aber Alice und Akiko hatten nichts mit ihnen zu tun, und außerdem besaßen die

Yakuzas ihre eigenen, klar geregelten, auf präzisen Verträgen basierenden Handlungsweisen, wie Akiko mehrmals betont hatte.

Ich leide ja schon an Verfolgungswahn, dachte Alice. Ich werde panisch, sobald ich einen bewaffneten Kriminellen sehe. Ich sollte in Rente gehen. Nach diesem Einsatz.

Mit diesen Gedanken beruhigte sie sich ein wenig. Aber Alice konnte nichts dagegen tun, dass all ihre Instinkte schrien und ihr befahlen, die Flucht zu ergreifen.

Akiko entriegelte klackend die Türen ihres Autos.

»Möchtest du zur Abwechslung mal fahren?«, fragte sie aus einer momentanen Eingebung heraus.

»Warum nicht«, erwiderte Alice. »Es könnte ganz nützlich sein, das Fahren bei Linksverkehr und unter japanischen Bedingungen zu üben.«

Akiko warf ihr die Schlüssel zu.

»Solange du mir keine Beule in meine geliebte Schrottkarre fährst«, lachte sie.

»Ich verspreche dir, brav zu sein«, versicherte Alice und fing die Schlüssel in der Luft auf. »Ich fahre immer sehr vorsichtig.«

Alice befestigte den Sicherheitsgurt und wartete, dass Akiko dasselbe tat. Dann ließ sie den Motor an und fuhr bis zur Straßenecke. Links sah sie einen schwarzen Toyota, in dem zwei Gestalten saßen, aber er parkte anscheinend noch am Straßenrand. Andere Autos kamen nicht, sodass Alice nach rechts abbog und sich hinter einem großen Geländewagen einreihete, der vor einer Ampel hielt.

Im Rückspiegel sah sie, dass der Toyota sich in demselben Moment in Bewegung setzte. Gleichzeitig gingen die hinteren Türen des Geländewagens auf und zwei Männer sprangen auf die Straße.

»Oh nein!«, schrie Akiko.

Die Männer hielten Maschinenpistolen in der Hand und kamen genau auf sie zu.

Alice spürte, wie sich eiskalte Angst in ihr breitmachte. Ich hätte meinem Instinkt

trauen sollen, dachte sie. Wenn sie jetzt schießen, ist dies das Ende, da können wir nichts machen.

Im Rückspiegel sah sie, wie der am Straßenrand geparkte Toyota heranglitt und Stoßstange an Stoßstange hinter ihnen hielt.

»Weißt du, was das bedeutet?«, fragte sie Akiko.

Die war ganz blass geworden.

»Ich verstehe das nicht«, stieß sie hervor. »Das bedeutet nichts Gutes. So etwas tun sie niemals. Nicht mit Polizisten. Nie. Das kann ... böse enden.«

»Glaubst du, dass sie uns ... eliminieren wollen?«

»Ich weiß es nicht«, flüsterte Akiko. »Aber es ist möglich. So etwas ist höchst ungewöhnlich.«

Alice sah, dass die Männer, die vorhin in der Seitenstraße gestanden hatten, aus dem Toyota stiegen und ebenfalls rasch auf sie zukamen. Beide hatten eine Pistole in der Hand. Soll ich versuchen, meine Waffe zu ziehen, überlegte sie. Vielleicht hab ich später keine Gelegenheit mehr dazu.

Sie beschloss, es sein zu lassen; eine kleine, drohende Bewegung, und Kugeln aus zwei Maschinenpistolen würden sie durchsieben.

»Wir sind direkt in die Falle getappt«, sagte sie zu Akiko, als die Männer aus dem Toyota auch schon die Vordertüren des Mitsubishi aufrissen.

»An eurer Stelle würde ich nichts tun«, sagte der eine der Männer in stark dialektal gefärbtem Englisch und deutete mit dem Kopf zu den MP-Männern hinüber.

Die Männer nahmen ihnen als Erstes gekonnt und routiniert ihre Pistolen ab. Alice fand die Art und Weise widerwärtig, wie der Mann ihr dabei zu nahe kam und sie anfasste wie ein Besitzer. Sie sah, dass der Mann eine große, rötliche Tätowierung hatte, die eine Art Drachen darstellte. Sie schaute aus dem Hemdkragen hervor.

Wie dumm, wegen eines blöden Klischees zu sterben, schoss es Alice durch den Kopf. Zugleich bemerkte sie, dass dem anderen Mann das erste Glied des kleinen Fingers fehlte. Yubitsume, dachte sie, ein traditionelles Ritual, bei dem ein bei seiner Aufgabe gescheiterter Yakuza um Verzeihung bat, indem er sich ein

Fingerglied abschnitt und es seinem Oyabun überreichte.

Die Yakuza drängten sich hinter sie auf den Rücksitz. Alice sah, dass der eine von ihnen die Pistolen, die sie ihnen weggenommen hatten, auf den Boden des Wagens legte.

Die MP-Männer zogen sich in den Geländewagen zurück, aber die Yakuza auf der Rückbank hielten ihre Waffen direkt auf Alices und Akikos Nacken gerichtet. Die Aufmerksamkeit der Männer ließ keinen Augenblick nach. Sie riskierten es nicht einmal, ihre Sicherheitsgurte anzulegen.

Diese Kerle sind Profis, dachte Alice und fühlte tiefe Verzweiflung. Es tut mir so leid, Lauri, aber es kann sein, dass ich dich nie mehr wiedersehe. Es tut mir leid, dass ich solchen Mist gebaut habe.

»Folgen Sie diesem Geländewagen«, sagte der eine Mann lakonisch zu Alice.

Katherine Henshaw sah Lauri Nurmi ungläubig an. Ihre Augen verengten sich zu schmalen Schlitzten. Mit ihrem schwarzbraunen Haar und der dunklen Haut wirkte sie in Lauris Augen plötzlich sehr südasiatisch.

»Jetzt kann ich dir nicht mehr folgen«, klagte sie und drückte ihre Zigarette in dem Kristallascher aus.

»Hast du nach dem Begriff ›Glücklicher Drache‹ gesucht?«, fragte Lauri.

Henshaw nickte.

»Das hab ich.«

»Was hast du alles gefunden?«, fragte Lauri, aufrichtig daran interessiert, wie viel Henshaw herausbekommen hatte.

»Offenbar hat unsere Regierung am 1. März 1954 auf dem Bikini-Atoll der Marshall-Inseln einen Atomtest gemacht«, begann Henshaw.

»Castle Bravo«, sagte Lauri. »Castle war der Name der Testserie, Bravo der Code dieser einzelnen Explosion.«

»Komische Namen«, konstatierte Henshaw. »Für Atombomben.«

»Viele hatten ganz witzige Namen«, bestätigte Lauri. »Sicherlich heiterere, als sie es verdient hätten.«

Lauri wusste, dass Castle Bravo eine Zwölf-Megatonnen-Bombe gewesen war. Der Wind hatte von Bikini in die Richtung von zwei anderen Atollen der Marshall-Inseln geweht, Rongelap und Utrik. Sie lagen knapp dreihundert Kilometer beziehungsweise etwa fünfhundert Kilometer entfernt. Der japanische Fischkutter *Daigo Fukuryu Maru*, der *Glückliche Drache*, hatte sich etwa zweihundert Kilometer entfernt unter dem Wind befunden. Radioaktive Asche war in großen Flocken auf das Schiff herabgefallen, sodass das ganze Deck damit bedeckt war. Die ganze Mannschaft war schwer erkrankt, Brandwunden, Erbrechen, Schwindel, starke Schmerzen. Alles Symptome der Strahlenkrankheit. Auch die Bewohner von Rongelap und Utrik waren krank geworden.

Achthundertfünfzig andere japanische Fischkutter hatten einen kleineren Teil des Fallouts abbekommen und ihren Fang ins Meer werfen müssen. Der Vorfall wurde zur Inspirationsquelle für eine lange Serie von Gojira- oder Godzilla-Monsterfilmen. Der Funker des *Glücklichen Drachen* starb, die anderen Mitglieder der Besatzung genasen. Als die japanische Regierung protestierte, teilte ihr die Energiebehörde der USA mit, ihre Befürchtungen seien unbegründet. Laut Stellungnahme der Behörde hatte sich der Fallout schon in wenigen Kilometern Entfernung so weit abgeschwächt, dass er ungefährlich war. Die Behörde sagte, man könne den Fallout in größerer Entfernung als achthundert Kilometer nicht einmal mehr wahrnehmen - mit keinerlei Messgeräten.

Die Japaner sammelten in einem Jahr dreißig Millionen Unterschriften für einen Appell gegen die Atomversuche. Der *Glückliche Drache* wurde für kurze Zeit aus dem Verkehr gezogen und unter dem Namen *Schwarzer Falke* als Schulschiff genutzt. Später wurde daraus die Attraktion eines beliebten Museums.

Wieder nippte Lauri an seinem Glas. Nicht übel, das musste er zugeben.

Henshaw schenkte sich nach, hob die Flasche und sah Lauri fragend an, aber der machte mit der Hand eine abwehrende Geste.

»Eine angenehme Bekanntschaft, aber das genügt, vielen Dank«, sagte er.

Henshaw verschloss die Flasche wieder.

»Aber gern doch. Eines hab ich aber noch nicht herausbekommen«, fuhr Henshaw fort. »Warum war der Fallout von Castle Bravo so gefährlich? Die anderen Atomversuche hatten eindeutig keine solchen Folgen. Was machte Castle Bravo zu so einem besonderen Fall?«

Genau das ist es ja, dachte Lauri. Die Tausend-Dollar-Frage. Vielleicht waren tausend Dollar in diesem Zusammenhang aber auch nicht die richtige Größenordnung. Welche wäre es dann? Sollte man besser zum Beispiel von der Trillionen-Dollar-Frage sprechen? Welchen Wert hatte heute das auf dem nordamerikanischen Kontinent befindliche Vermögen, auf welchen Betrag belief sich die Summe?

»Castle Bravo war so geplant, dass das Ergebnis extrem unangenehm sein würde«, sagte Lauri.

Seinerzeit hatte die Regierung der USA alles getan, um die Sache geheim zu halten. Der berühmte Physiker Josef Rotblat hatte jedoch aus dem Fallout von Castle Bravo schließen können, um welche Art von Bombe es sich vermutlich gehandelt hatte.

»Weißt du, was eine Kobaltbombe ist?«, fragte Lauri.

»Ich kann nicht sagen, dass ich es wüsste. Ich hab den Begriff mal gehört, aber ich weiß nicht mehr, was er bedeutet.«

»Leo Szilard hat einmal berechnet, dass man, wenn man eine Kernwaffe für das Jüngste Gericht bauen wollte, also eine Bombe, die alle Menschen auf der ganzen Welt tötet, dafür das radioaktive Kobalt-60-Isotop verwenden könnte. Das würde einige Jahre lang hoch radioaktiv sein. Es würde sich vor seinem Zerfall über den ganzen Erdball verbreiten und in die Lungen aller Menschen gelangen.«

Henshaws Augen weiteten sich vor Staunen und unterdrückter Wut.

»Castle Bravo wird doch wohl nicht ...«

»Nein, nicht ganz. Aber nach Ansicht von Joseph Rotblat war diese Bombe in gewissem Sinne noch schlimmer als eine Kobaltbombe. In ihrem Fallout war nämlich unter anderem viel Uran 237 enthalten.«

»Ich kenne nur Uran 238 und Uran 235.«

»Uran 237 kommt in der Natur nicht vor«, sagte Lauri. »Es ist etwa zweihundert Milliarden Mal radioaktiver als Uran 238, sodass es schnell verschwindet.«

»Zweihundert Milliarden?«, wiederholte Henshaw. »Würde nicht auch etwas weniger genügen? Eine schöne Welt habt ihr uns gebaut! Zum Glück bin ich nicht Physikerin geworden!«, lachte sie sarkastisch.

Henshaw sah Lauris Miene und schwieg.

»Es gibt also noch etwas anderes«, stellte sie fest. »Zusätzlich zum Uran 237.«

Henshaw öffnete die Whiskyflasche und schenkte Lauri nach, ohne ihn um Erlaubnis zu fragen.

»Weißt du, was ITER ist?«, fragte Lauri.

»Nein.«

»Das ist die Abkürzung für International Experimental Thermonuclear Reactor und bezeichnet einen in der Testphase befindlichen Fusionsreaktor, der den Vereinigten Staaten, der Europäischen Union und Japan gemeinsam gehört. Viele erhoffen sich davon die Lösung für die Energieprobleme der Welt.«

»Ich seh dir an, dass du nicht an diese Lösung glaubst«, sagte Henshaw.

»Messerscharf beobachtet«, antwortete Lauri. »ITER wäre ein Deuterium-Tritium-Reaktor, also eine kontrolliert brennende Wasserstoffbombe. In der Öffentlichkeit heißt es oft, er verwende als Brennstoff nichts als Meerwasser. Das stimmt aber nur zum Teil. Richtig ist, dass für ihn Deuterium und Lithium 6 als Brennstoff produziert werden müssen.«

Lauri nahm einen langen Schluck aus seinem Glas und ließ den vollmundigen Malzwhisky an Lippen und Gaumen brennen.

»Das Wesentliche ist, dass es mit Hilfe von Lithium 6 gleichsam möglich ist, sehr nasses Holz zu verbrennen«, sagte er. »Quietschnasses Brennholz, das jahrelang im Graben gelegen hat und durch das Wasser verdorben ist. Auch wenn das Vermodern dieses Brennholzes einige Milliarden Jahre gedauert hat.«

Alice und Akiko waren gezwungenermaßen hinter dem Geländewagen hergefahren und nun schon weit aus Osaka heraus. Das gigantische Lichtermeer der Stadt war hinter ihnen zurückgeblieben, und Alice hatte keine Ahnung, wo sie sich befanden. Sie hatte nur die Befehle der Yakuza von der Rückbank befolgt und war auf immer neue Straßen abgebogen, wenn man es ihr befohlen hatte. Vermutlich waren sie jedoch nicht nach Norden, auf der Straße nach Kioto, unterwegs, sondern fuhren eher Richtung Kobe und Hiroshima, so viel hatte sie am Anfang aus der Beschilderung geschlossen. Dann hatten sie bei einer großen Kreuzung, von der auf mehreren Ebenen nach allen Richtungen Landstraßen abzweigten, die Hauptstraße verlassen.

Alice hatte den Eindruck, dass sie allmählich immer höher hinauffuhren, denn es ging nun schon viel länger bergauf als bergab. Rechts von ihnen lagen hohe Hügel, an deren Abhängen Alice in der Dunkelheit anhand von Lichtergruppen ganze Dörfer ausmachen konnte. Sie sah aber auch die anheimelnden Lichter in den Fenstern und Höfen einzelner Häuser. Links gab es zunächst nichts als schwarze Dunkelheit und dann einen breiten, an den Rändern schartigen Streifen eines schütterten Lichtermeers. Dahinter waren nur einige einzelne, matte Lichter zu sehen, wahrscheinlich Schiffe oder beleuchtete Bojen. Hinter dem Horizont leuchtete es von Ferne, so als wäre der Sonnenuntergang stecken geblieben.

Bestimmt Shikoku, dachte Alice. Wir nähern uns Hiroshima. Was liegt in all dem doch für eine schreckliche Ironie, dass ich ausgerechnet hier mein Ende finde. Andererseits wusste sie natürlich nicht, ob Kioto besser gewesen wäre. Es schauderte Alice jedes Mal, wenn sie daran dachte, wie spät Kioto von der Liste mit den ersten Zielen von Atombombenschlägen gestrichen worden war. Die ganze Welt würde die Vereinigten Staaten heute hassen, wenn sie seinerzeit Kioto in Schutt und Asche gelegt hätten, so wie die militärische Führung des Manhattan-Projekts es vorgehabt hatte.

Im Auto war es still, und der Verkehr war fast zum Erliegen gekommen. Es war bestimmt zehn Minuten her, seit ihnen das letzte Auto entgegengekommen war, und auch im Rückspiegel sah Alice, abgesehen von dem Wagen der Yakuza, die Scheinwerfer keines einzigen Autos. Sie bewegten sich also auf einer sehr abgelegenen Landstraße.

Der Fahrer des schwarzen Toyota war offenbar sehr routiniert, denn er hatte es kein

einziges Mal zugelassen, dass sich andere Wagen zwischen sie drängten.

»Worum geht es hier?«, hatte Alice die Männer auf dem Rücksitz gefragt, zehn Minuten, nachdem sie losgefahren waren.

Die Männer hatten nicht geantwortet, sondern mit versteinerner Miene weiter geradeaus gestarrt.

»Sie wollen uns doch wohl nicht umbringen?«, hatte Alice gefragt.

Der hinter ihr sitzende Yakuza hatte kurz gelacht.

»Aber nein, jemand möchte Sie nur etwas fragen«, hatte er gesagt, aber seine Augen hatten etwas anderes gesagt.

»Seien Sie unbesorgt, wir bringen Sie heil zurück ins Zentrum«, hatte der Mann noch hinzugefügt. »Es dauert nicht lange.«

Alice glaubte ihm kein Wort, denn sie sah, dass die Männer ihrem Blick im Rückspiegel auswichen. Sie wollen uns nicht ansehen, das ist ein schlechtes Zeichen, dachte sie. Yakuzas sind hartgesottene Burschen, Killer, zumindest einige von ihnen, vielleicht jeder Einzelne. Aber sie möchten keine jungen Frauen umbringen, dabei würden sie sich nicht wohlfühlen. Deshalb können sie uns auch nicht ansehen. Sie wollen uns nicht als Menschen sehen, bevor sie tun, was man ihnen befohlen hat.

Vielleicht übertreibe ich ja auch, nahm Alice sich zurück, vielleicht wollen sie uns wirklich nur etwas fragen. Vielleicht arbeitet mein Selbsterhaltungstrieb allzu heftig, vielleicht sind wir gar nicht in unmittelbarer Lebensgefahr.

Aber als sie verstohlen einen Blick auf Akiko warf, erkannte sie, dass auch sie starr war vor Angst. Ab und zu gähnte sie, so wie viele Menschen es tun, wenn sie wirklich entsetzt sind und ihre Angst verstecken wollen. Ich bilde mir das nicht ein, sie wollen uns wirklich einen Kopf kürzer machen, dachte Alice verzweifelt. Denn wenn Akiko dasselbe witterte wie sie, musste es so sein. Akiko kannte ja auch all die kulturellen Codes und Botschaften, die Alice nicht sehen oder deuten konnte.

Während Alice sich von der Realität der Gefahr überzeugte, bewegte sie immer stärker die Frage: Warum? Und warum gerade jetzt?

Aber darüber würde sie später noch nachdenken können, vorausgesetzt, ihr fiel ein

Trick ein, wie sie ihre restliche Lebenszeit über die ihr voraussichtlich noch bleibende gute halbe Stunde hinaus verlängern konnte.

Alice beschloss, die Fragen, die ihr auf der Seele brannten, zu vergessen und sich auf das vorrangige Problem zu konzentrieren. Hinter ihr saßen zwei Yakuzas, ihre Waffen waren gezückt und entsichert. Die Waffe des einen Mannes war auf ihren Nacken gerichtet, die des anderen auf Akikos. Keine von ihnen beiden konnten etwas tun, ohne dass die Yakuzas ihnen in die Halswirbelsäule schießen würden. Alice war sich sicher, dass die Yakuzas keinen Augenblick zögern würden. Sie musste sich also etwas anderes einfallen lassen.

Alice schätzte, dass in dem Auto vor ihnen vier oder fünf Yakuzas und in dem Toyota hinter ihnen zwei saßen. Insgesamt also acht Gangster, möglicherweise neun. Das war viel, zumal die Yakuzas ihnen die Waffen abgenommen hatten. Diesmal könnte es mir wirklich übel ergehen, dachte Alice.

Die Landstraße stieg wieder an, es ging in steilen Kurven einen Berghang hinauf. Plötzlich erschienen auf der dunklen Straße vor ihnen die Lichter eines entgegenkommenden Autos. Sie wuchsen an zu grell blendendem Licht, dann war das Auto an ihnen vorbeigerauscht, und seine Rücklichter waren im Spiegel als kleine, rote, schnell erlöschende Feuerfliegen zu sehen. Dann waren auch sie fort, und Alice fühlte sich sehr einsam. Noch einsamer als einen Augenblick zuvor. Wenn sie etwas tun wollte, musste sie es bald tun. Bevor sie anhielten.

Alice richtete sich ein wenig auf, um die Männer im Fond im Rückspiegel besser zu sehen. Im Nu drückte der hinter ihr sitzende Yakuza ihr den kühlen, metallenen Lauf seiner Pistole in den Nacken.

»Keine Bewegung«, sagte der Mann kalt. »Bleib an deinem Platz.«

»Ich habe einen Wadenkrampf«, klagte Alice.

»Sollen wir einen Fahrerwechsel machen?«

»Nein, er lässt schon nach«, versicherte Alice.

Sie war zufrieden mit dem, was sie gesehen hatte. So zufrieden, wie sie es unter diesen Umständen nur sein konnte. Verstohlen sah sie nach Akiko und stellte fest, dass auch ein anderer wichtiger Faktor weiterhin in Ordnung war. Dann gab es da

freilich noch einen Umstand, der ein gewisses Problem darstellen konnte. Alice sah auf die Lichter, Knöpfe und Texte des Armaturenbretts. Ein Teil davon entsprach den Armaturen in ihrem eigenen Wagen, ein anderer war schwerer zu identifizieren. Alle Texte waren auf Japanisch, und sie konnte kein Japanisch. Warum habe ich statt Chinesisch nicht Japanisch gelernt, bedauerte sie. Das Überleben kann manchmal von so erstaunlichen Details abhängen.

Vor ihnen erschienen wieder die Lichter eines entgegenkommenden Fahrzeugs. Könnten wir ihnen irgendwie ein Zeichen geben, überlegte Alice fieberhaft. Nein, das war nicht möglich. Die Lichter eines Lieferwagens tauchten die Straße für einige Sekunden in grelles, weißes Licht. Dann sauste der Wagen an ihnen vorbei, und seine Lichter verschwanden hinter einer Kurve.

Alice registrierte, dass die umliegenden Berghänge hier spärlicher besiedelt waren. Sie hatten das letzte Dorf schon lange hinter sich gelassen, und einzelne Häuser gab es nur noch im Abstand von mehreren Kilometern.

Alice konnte die Texte auf dem Armaturenbrett nicht lesen, und sie konnte Akiko nicht fragen, ohne das Misstrauen der Yakuza zu wecken. Sie konnte also nicht wissen, ob ihr Plan überhaupt eine Chance hatte. Andererseits hatte sie aber auch keinen besseren Plan. Außerdem war Akikos Auto ziemlich alt, und vielleicht war das System, das das ganze potenzielle Problem darstellte, noch gar nicht erfunden, als Akikos Mitsubishi vom Produktionsband der Fabrik gerollt war.

Zur Abwechslung führte die Straße nun abwärts, und das Lichtermeer der Küste verschwand aus der Sicht. Links von ihnen herrschte jetzt tiefe Dunkelheit. Sie befanden sich vermutlich in einem von Hügeln umgebenen, tiefen Tal. Soweit sie es im Licht der Scheinwerfer des etwa hundert Meter vor ihnen fahrenden Geländewagens erkennen konnte, verlief die Landstraße vor ihnen fast schnurstracks geradeaus, und es gab keine Steigung.

Weiter entfernt im Dunkeln blinkte ein kleines rotes Warnsignal. Als sie sich ihm näherten, sah Alice, dass es sich um eine Baustelle handelte. Im Licht des Geländewagens tauchte eine Reihe schwerer Betonklötze auf, die sich bis auf die Fahrbahnmitte vorschob. Der zur Verfügung stehende Fahrstreifen war sehr schmal.

Alice fasste einen Entschluss und bremste scharf. Der Mitsubishi hielt wie vor einer Wand. Die Lichter des hinter ihnen fahrenden Toyotas wurden blendend hell. Der Fahrer bremste zu spät, und der Toyota wurde herumgeschleudert und kam quer zur Straße zum Stehen. Der Geländewagen bemerkte nicht, dass sie gehalten hatten,

sondern fuhr weiter. Seine im Dunkeln leuchtenden Rücklichter wurden schnell kleiner.

»Was jetzt?«, schrie der hinter Alice sitzende Gangster.

»Eine Baustelle«, sagte Alice und bemühte sich, unsicher zu klingen.

»Das macht nichts. Fahr weiter.«

Alice sah zu, wie sich die Rücklichter des Geländewagens weiter entfernten.

»Fahr zu!«, kommandierte der Yakuza hinter ihr jetzt deutlich schroffer.

Die Insassen in dem Geländewagen würden gleich bemerken, dass etwas nicht stimmte, sodass Alice Gas gab, aber nur wenig. Der Mitsubishi rollte vorwärts, das aber langsam.

»Könntest du etwas schneller fahren!«, sagte der Yakuza und stieß mit der Waffe gegen Alices Ohrläppchen.

Alice holte tief Luft und wirkte erschrocken. Das war leicht, denn ihr Herz schlug immer schneller.

»J-ja, gut«, stotterte sie und trat das Gaspedal durch. »Pass auf deinen Nacken auf«, flüsterte sie gleichzeitig Akiko zu, so leise sie nur konnte.

Es schien Alice, als wäre Akiko noch blasser geworden, aber das konnte Einbildung sein. Im Dunkeln war es schwer einzuschätzen.

»Was hast du gesagt?«, fragte der Gangster streng.

»Ich habe einen Wadenkrampf«, sagte Alice und spielte die Leidende.

Der erste Betonblock war nur noch zweihundert Meter entfernt. Die Tachonadel zeigte neunzig Kilometer pro Stunde an, dann hundert. Auch der Toyota gab Gas und holte sie ein.

»Jetzt fährst du zu schnell«, sagte der Yakuza hinter Alice. »Fahr langsamer.«

Alice wandte den Kopf halb nach hinten, dem Mann zu.

»Könnten wir einen Fahrerwechsel vornehmen?«, fragte sie gequält. »Ich habe jetzt wirklich einen schlimmen Wadenkrampf.«

Der Mann sah sie unsicher an. Alice sah, dass seine Waffe nicht mehr direkt auf ihren Nacken gerichtet war, sondern ein wenig zur Seite zeigte. Gut so.

Während sie gesprochen hatte, hatte Alice den Fuß ein wenig vom Gas genommen, sodass die Geschwindigkeit erst auf achtzig, dann auf siebenzig sank. Der erste Betonblock wurde größer, der Toyota holte die ganze Zeit auf. Hoffentlich kommt er schnell genug, dachte Alice, sonst klappt es nicht, und hoffentlich hat diese Karre keinen Airbag.

»Ich halte jetzt an«, jammerte Alice, und als sie auf der Höhe des Betonblocks waren, riss sie kaltblütig das Lenkrad nach rechts und knallte gegen den Klotz, mit siebenundsechzig Stundenkilometern.

Lauri war ins Büro des N.T.U. zurückgekehrt, und er hatte sich kaum hingesetzt, als Julia Noruz hereingestürmt kam.

Lauri bemerkte sofort, dass sie in Sorge war. In ihren Händen hielt sie zwei Bogen Papier.

»Lauri, irgendwas läuft hier total schief.«

»Ich könnte eine ganze Reihe von Dingen nennen, die total schief laufen. Was hast du heute zum Gegenstand unserer besonderen Aufmerksamkeit auserkoren?«

Julia schüttelte den Kopf.

»Spotte nicht. Etwas hier läuft völlig schief. Die Teilchen passen nicht zusammen. Nicht so, wie wir sie zusammenfügen wollen. Mich irritiert, dass es uns egal ist, dass die Teilchen nicht zusammenpassen und dass wir sie mit Gewalt ineinanderdrücken wollen.«

»Hör auf, und predige nicht ständig dasselbe! So haben wir es doch immer gemacht«, sagte Lauri.

»Diesmal kann das aber besonders gefährlich werden«, stieß Julia hervor.

»Okay, okay. Du hast offenbar einen neuen Aspekt in petto.«

»Mich beunruhigen besonders zwei Dinge. Erstens weiß ich nicht, ob du es schon gehört hast, aber Andrews und seine Bosse haben Yussuf foltern lassen. Auf sehr grausame Art und Weise.«

Lauri fuhr in seinem Stuhl herum.

»Oh Scheiße. Das habe ich befürchtet. Unsere Methoden werden langsam immer mittelalterlicher.«

»Sie haben gesagt, es sei eine Ausnahme. Bei dem, was sie tun, kriege ich das kalte Grausen, vor allem bei dem Gedanken, wohin solche Methoden langfristig führen. Aber es gibt noch etwas.«

»Nämlich was?«

»Yussuf ist angeblich zusammengebrochen, nachdem man ihn anderthalb Wochen gefoltert hat. Danach hat er gestanden, einer Gruppe anzugehören, die Kernwaffenanschläge gegen die USA plant.«

»So ein Geständnis ist natürlich nicht unbedingt etwas wert«, sagte Lauri.

Julia nickte. Wenn ein Mensch gefoltert wird, erzählt er oft genau das, was die Folterknechte hören wollen. Das, was die Folterknechte seiner Einschätzung nach hören wollen. Egal, was. Nur damit die Qual endet.

»Yussuf weiß viele Einzelheiten, sodass er natürlich auch nicht ganz unschuldig ist«, sagte Julia. »Angeblich hat er gesagt, dass seine Freunde eine große Atombombe gebaut haben, die unter anderem viele Tonnen Lithium 6 enthält. Er hat auch gesagt, dass es ihnen gelungen sei, von Argeva kleine Mengen Plutonium zu beschaffen. Anscheinend kennt er aber nicht den richtigen Namen der dortigen Kontaktperson und weiß keine Einzelheiten darüber, wie das Plutonium abtransportiert wurde.«

Lauri stieß einen lauten Pfiff aus.

»Also sind das Plutonium von Argeva und das Lithium 6 beide bei ihnen.«

»Bis hierher stimmt alles noch irgendwie«, räumte Julia ein. »Aber Yussuf hat auch eine Liste von Leuten geliefert, von denen er weiß, dass sie auf die eine oder andere Art zur Organisation gehören. Er nannte einige Beteiligte und mehrere Geldbeschaffer.«

»Super, das kann uns auf die richtige Spur führen, bevor es zu spät ist.«

Julia wirkte nicht so zufrieden wie Lauri.

»Dich plagt tatsächlich etwas?«, fragte Lauri. »Schlimm?«

Julia reichte Lauri die Papiere, die sie in der Hand hielt.

»Hier, sieh dir mal die Liste von Yussuf an. Die meisten Namen sind dir bestimmt auch bekannt. Irgendetwas ist hier faul!«

Lauri sah die Papiere durch, die Julia ihm gegeben hatte. Darauf standen insgesamt etwa vierzig Namen. Lauri las die Namen und seufzte erstaunt auf.

»Dies ist doch ... echtes Dynamit! Die schlimmste Geiselnahme seit Langem.«

»Ja, vielleicht«, sagte Julia. »Aber nur vielleicht. Mir fällt es nämlich schwer zu glauben, dass die Liste echt ist.«

»Wieso?«, wunderte sich Lauri.

»Viele der Männer, von denen Yussuf behauptet, sie seien Geldbeschaffer der Organisation, sind bedeutende amerikanische Moslemführer und höchst einflussreich. Vor allem aber handelt es sich ausschließlich um gemäßigte Moslemführer. Millionen amerikanischer Muslime hören auf sie. Buchstäblich Millionen. Ich übertreibe da nicht. Ich kann nicht glauben, dass sie in so etwas verstrickt sein sollen. Ich kann es einfach nicht. Sie standen die ganze Zeit auf unserer Seite, haben uns in allem unterstützt und sich bemüht, die Lage zu beruhigen. Das ist ihnen auch gelungen, und zwar sehr gut. Ohne ihre Unterstützung säßen wir ganz schön in der Patsche.«

»Aber wäre so etwas nicht eine perfekte Tarnung, wenn man Geld für Al-Qaida beschaffen will?«

Julia zögerte.

»Sie müssten imstande sein, Milliarden einzutreiben, zig Milliarden, um ihre Konten auszugleichen«, erklärte sie. »Damit sie den Terroristen mehr Nutzen als Schaden bringen. Sie haben Al-Qaida wirklich viel Schaden zugefügt.«

»Und wenn wir nun nur geglaubt haben, dass sie uns unterstützen? Wie können wir wissen, was in den Moscheen und Koranschulen tatsächlich geschieht? Auch du weißt es nicht, weil du nie in die Moschee gehst.«

Julia schob sich die Brille auf die Stirn und strich sich durchs Haar.

»Lauri, glaub mir, diese Sache ist nicht astrein«, sagte sie.

»Was vermutest du? Absichtliche Desinformation?«

»Ja.«

»Aber George hat doch gesagt, dass Yussuf erst nach anderthalb Wochen Folter zusammengebrochen ist ...«

»Angeblich hat er zuerst nichts gesagt oder nur Unsinn von sich gegeben. Aber dann, als sie ihn schließlich gebrochen hatten, hat er all die in der Liste aufgeführten Namen genannt. Das ist schon irgendwie glaubhaft, aber ... Ich weiß nicht.«

Lauri sah sich die Liste noch einmal an.

»Ein Teil der Typen, die Yussuf genannt hat, haben auch nach unseren eigenen Erkenntnissen mit Al-Qaida zu tun«, kommentierte Lauri. »Einige davon haben wir schon gefasst, andere stehen auf unserer Liste der gesuchten Terroristen. Erhöht das nicht die Glaubhaftigkeit von Yussufs Aussage?«

Julia schüttelte den Kopf.

»Nicht unbedingt. Wenn sie nun wissen, durch irgendjemanden, wer schon auf unseren Listen steht? Dann würde es nicht schaden, dieselben Namen preiszugeben.«

»Sie können keinen Zugang zu unseren Dateien haben«, protestierte Lauri.

»Immerhin wissen sie, wen wir schon gefasst haben.«

»Ich finde, du leidest schon ein bisschen unter Verfolgungswahn.«

»Das tun wir alle. So schlimm, dass uns das noch zum Verhängnis wird. Denk an meine Worte. Ich weiß nur nicht, wer von uns beiden derzeit mehr unter Verfolgungswahn leidet. In Zeiten wie diesen verwischen sich die Grenzen zwischen Paranoia und klarem Verstand sehr leicht.«

»Julia, die Zeichnungen sind real. Wir haben sie bei Yussuf gefunden. Ebenso das Foto. Sie existieren, wir haben sie uns nicht nur eingebildet. Man kann sie sogar anfassen.«

Julias Miene war schwer zu deuten.

»Abgesehen davon, dass dies die zweite Sache war, über die ich mit dir sprechen wollte. Erstens: Warum hatte Yussuf die Zeichnungen und das Foto in seinem Schrank? Warum Beweisstücke zu Hause aufbewahren, wo doch das Internet schon

erfunden ist? Das ist doch dumm.«

»Hat jemand Yussuf danach gefragt?«

»Ja. Er hat behauptet, er brauche das Foto und die Zeichnungen, um seine muslimischen Brüder davon zu überzeugen, dass sie es ernst meinen.«

»Ist das nicht eine ganz gute Erklärung?«, fragte Lauri.

Julia bat Lauri, einen Moment zu warten, und kam gleich darauf mit ihrem Aktenkoffer zurück. Sie öffnete ihn und suchte das Foto, das die große Metallröhre zeigte und das sie schon viele Male analysiert hatten. Sie tippte mit dem Finger auf die Bildmitte.

»Sieh dir mal diese Schatten an«, sagte Julia. »Hier. Und hier. Achte mal auf die Richtung der Schatten.«

Lauri betrachtete die Stellen, auf die Julia gezeigt hatte, und verstand, worauf sie hinauswollte. Die Schatten fielen in verschiedene Richtungen.

»Du hast recht«, sagte Lauri. »Ein interessantes Detail. Aber wir wissen nicht, wie die Beleuchtung im Frachtraum aussieht. Wenn es dort viele verschiedene Lichtquellen gibt, von denen nur ein Teil auf dem Bild zu sehen ist, können einen die Richtungen der Schatten irritieren.«

»Aber sieh dir auch die Farbtöne an«, beharrte Julia. »Sieh mal, wie sie an dieser Stelle dunkler werden, von hell zu grau und schließlich zu ganz schwarz. Und siehst du, wie es sich mit der Palette der Farbtöne hier verhält, auf der anderen Seite der Röhre?«

Lauri musste zugeben, dass Julia recht haben konnte. Das Dunkler-beziehungsweise Hellerwerden an manchen Stellen des Fotos war seltsam unsystematisch und unvorhersehbar.

»Die Erklärung kann dieselbe sein«, beharrte Lauri.

»Nein, das kann sie nicht. Schau mal, hier werden die Farbtöne zur Lichtquelle hin immer dunkler. Das kann nicht sein, denn in der Nähe des Lichts kann es nicht dunkler sein als weit entfernt vom Licht.«

»Willst du behaupten, das Foto sei gefälscht?«

»Noch behaupte ich nichts«, sagte Julia. »Aber meines Erachtens sollten wir auch diese Möglichkeit in Betracht ziehen.«

Wenn ein Auto gegen ein unnachgiebiges Hindernis prallt, sodass seine Geschwindigkeit im Bruchteil einer Sekunde auf null zurückgeht, und die Geschwindigkeit des Autos im Augenblick des Aufpralls bei über hundertzehn Stundenkilometern liegt, platzt die Aorta der Insassen. Ein Sicherheitsgurt ändert daran nichts, und auch ein Airbag bietet davor kaum einen Schutz. Nach einem Aortariss stirbt ein Mensch schnell, wenn er nicht ungewöhnlich großes Glück hat. Alice Donovan wollte nicht, dass ihre Aorta platzte.

Deshalb hatte sie die Geschwindigkeit des Mitsubishi unmittelbar vor dem Aufprall verlangsamt.

Bei einer wesentlich höheren Geschwindigkeit wäre der Mitsubishi auch in hohem Bogen über den Betonklotz geschleudert worden. Auch das hatte Alice nicht gewollt, denn die Folgen eines Flugs durch die Luft wären unvorhersehbar gewesen. Und sie wusste auch nicht, wie viel die Schnauze des Wagens aushalten würde, bevor sie so weit nach innen gedrückt wurde, dass ihre Beine zu einer blutigen Masse zerquetscht wurden.

Außerdem brauchte Alice Donovan keine sehr hohe Geschwindigkeit, denn wenn ein Auto gegen ein unbewegliches Hindernis prallt, kann selbst ein Mensch, der sich mit beiden Händen an seinem Sitz festkrallt, während des Zusammenstoßes nur dann an seinem Platz bleiben, wenn die Geschwindigkeit des Autos im Moment des Zusammenpralls dreißig Stundenkilometer nicht übersteigt. Keiner der beiden Gangster auf dem Rücksitz hielt sich am Sitz fest, vielmehr saßen sie weit nach vorn gebeugt da. Und keiner der beiden Yakuza hatte sich angeschnallt, anders als Alice und Akiko.

Siebenundsechzig Kilometer pro Stunde klingt nicht nach einer hohen Geschwindigkeit, aber tatsächlich war es mehr als genug.

Als Alice Donovan Akiko Noburas Mitsubishi stoppte, indem sie gegen den Betonklotz fuhr, flog das Auto nicht über das Hindernis und überschlug sich auch nicht. Es blieb stehen wie vor einer Wand, aber das Heck des Wagens hob sich von der Kraft des Aufpralls gut einen Meter hoch in die Luft.

Der durch den Aufprall erzeugte Lärm und das darauf folgende Krachen sich zusammenschiebenden Blechs dröhnten in Alice' Ohren, während sie zugleich

heftig in den Sicherheitsgurt geschleudert wurde. Der Gurt schnitt ihr schmerzhaft in Bauch, Brüste und Hals. Gleichzeitig aber bewahrte er sie davor, gegen die Windschutzscheibe zu prallen.

Die Yakuzas auf der Rückbank dagegen waren den von Galilei und Newton definierten Gesetzen der Bewegung auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Der eine flog zwischen den Sitzen hindurch nach vorn, der andere segelte über den Kopf der wie ein Taschenmesser zusammengeklappten Akiko hinweg. Die Männer schlugen mit großer Wucht direkt gegen die Windschutzscheibe, Alice meinte ein scheußliches Knirschen zu hören, das jedoch in dem Lärm des sich ineinanderschiebenden Blechs unterging.

Hoffentlich wird das Auto nicht so stark zusammengedrückt, dass ich unter dem Armaturenbrett eingeklemmt werde, dachte Alice noch.

Sie sah, dass die Windschutzscheibe barst und darin im Nu zwei große spinnennetzartige Muster entstanden. Das Glas zersplitterte jedoch nicht. Alice begriff erst jetzt, dass sie einen Augenblick zuvor auch das Zischen einer mit Schalldämpfer versehenen Waffe gehört hatte, und sie spürte einen leichten Schmerz auf der Haut dort, wo das Mündungsfeuer ihr die Stirn und das Haar versengt hatte. Im Seitenfenster war ein kleines rundes Loch, aber Alice hatte das Gefühl, dass sie selbst nicht getroffen worden war, und ihre Haare hatten kein Feuer gefangen.

Das Auto wird nicht zusammengepresst, meine Beine bleiben verschont, ging es Alice blitzartig durch den Sinn, und sie verspürte eine große Erleichterung. Es kam ihr vor, als geschähe alles unnatürlich langsam, wie im Traum.

Wo war der Toyota, der hinter ihnen hergefahren war? Hatte er es geschafft zu bremsen? Wenn er rechtzeitig gebremst hätte, sodass er angehalten hätte, bevor er ...

Das Heck des Mitsubishi stieg und stieg, und das Auto wurde jetzt von der Wucht des Zusammenpralls auch zur Seite gerissen. Es stellte sich auf der Fahrbahn fast quer. Dann fühlte Alice, wie die Bewegung stoppte und das Auto für eine knappe Sekunde auf der Stelle verharrte. Dann kam das Heck wieder herunter.

Alice schaffte es noch, beide Hände zum Schutz ihres Nackens hochzureißen und den Kopf nach vorn zu beugen, kurz bevor der hinter ihnen fahrende schwarze Toyota mit voller Wucht gegen die linke hintere Ecke des Mitsubishi krachte.

Auf Bitten von Kenneth Andrews kam Katherine Henshaw zwei Tage nach Timothy Washburns letzter Party ins Büro der N. T. U. Andrews hatte auch Lauri, Julia und George Robertson hinzugebeten. Sie unterhielten sich gerade über andere Dinge, als Henshaw eintrat. Lauri war leicht besorgt, weil er den ganzen Tag nichts von Alice gehört hatte. Sie hatte auch nicht auf seine Anrufe reagiert.

Henshaw sah die im Zimmer Anwesenden verächtlich an und war nicht bereit, jemandem die Hand zu geben.

»Da bin ich«, stieß sie hervor. »Was wollt ihr wissen?«

»Hast du etwas Interessantes gehört?«, fragte Andrews.

»Nein«, sagte Henshaw.

»Nichts?«

»Nichts. Nichts, was mit dem Lithium zu tun hätte. Und auch sonst nichts, wovon ich mir vorstellen könnte, dass es euch interessiert.«

»Wenn du uns einfach erzählen würdest, was sie getan und gesagt haben. Einfach alles, Wort für Wort.«

»Das kann doch nicht dein Ernst sein«, sagte Henshaw ungläubig.

»Man kann nie wissen, was wichtig ist«, knurrte Andrews. »Fang einfach an zu erzählen.«

Eine Stunde später hatte Henshaw alles erzählt, woran sie sich erinnerte.

»Ist das alles?«, klagte Andrews. »Ich weiß nicht, ob da irgendwas Nützliches dabei war.«

»Das habe ich doch gesagt«, bemerkte Henshaw.

Ihr Gesicht war rot vor Demütigung und verhaltener Wut. Es sah so aus, als würde sie gleich in Tränen ausbrechen. Das ist nun wirklich nicht einer unserer besten

Momente, dachte Lauri. Auch Julia und George wirkten verlegen.

»Ist sonst noch was, oder kann ich gehen?«, fragte Henshaw.

»Von mir aus kannst du gehen«, sagte Andrews.

Henshaw stand auf, um zu gehen.

»Wenigstens hast du doch wohl gut verdient?«, fragte Andrews.

Henshaw drehte sich zu Andrews um und sah ihn voller Abscheu an. Sie hob einen Arm hoch und zog den Ärmel ihrer Bluse zurück. Um das Handgelenk zog sich eine schlimme Wunde. Die Haut war stellenweise geplatzt, wund und voller Schorf, stellenweise war sie nur böse gerötet.

Lauri schloss die Augen. Um Himmels willen, dachte er.

Henshaw sagte nichts, sie sah Andrews nur direkt in die Augen, bis dieser es nicht mehr aushielt und den Blick senkte. Henshaw zog den Ärmel herunter und bedeckte damit den Schorf. Wortlos kehrte sie ihnen den Rücken zu und ging hinaus.

Auch Kenneth Andrews erhob sich. »Sag uns Bescheid, wenn sie dich wieder einladen«, rief er Henshaw nach. »Hoffentlich hörst du beim nächsten Mal etwas.«

Lauri sah, wie Henshaw zusammenzuckte, ihre Schultern bebten und ihr Schritt kurz taumelte.

Etwas reagierte in Lauris Kopf, und ohne darüber nachzudenken, ließ er die Finger seiner linken Hand steif werden wie einen scharfen Keil. Seine Hand schnellte vor wie ein Kolben und traf Andrews in der Magengrube, direkt unterhalb des Brustbeins. Andrews riss erstaunt den Mund auf und krümmte sich zusammen. George sprang auf und stürzte sich von hinten auf Lauri, aber der sah Georges Bewegung als Spiegelung im Fenster und schwang, ohne sich auch nur umzusehen, die rechte Hand im Bogen nach hinten. Seine Handkante traf Robertson am Hals, und dieser stürzte ohne einen Ton zu Boden.

Er bewegt sich wirklich schön, das kann man nicht leugnen, dachte Julia, die auf ihrem Stuhl sitzen geblieben war. Sie dachte keinen Augenblick daran, sich einzumischen, bevor Lauri den Kampfgang in seinem Hirn ausgeschaltet haben würde, denn obwohl er gar nicht mit voller Kraft zuschlug, sondern die Kraft seiner

Schläge absichtlich dämpfte, kam es zu Unfällen, und deren Folgen konnten ernst, ja fatal sein.

Außerdem hat Kenneth Andrews das wirklich verdient, dachte Julia, schade nur, dass Lauri jetzt wahrscheinlich gefeuert wird. Vielleicht macht ihm das nichts aus, zumindest im Moment nicht. Aber warum hatte Lauri so heftig reagiert?

Andrews lag am Boden und schnappte verzweifelt nach Luft.

»Glaubst du, er ist okay?«, fragte Julia ruhig.

Lauri erschrak und kam zu sich. Julia sah, wie seine Muskeln sich entspannten und sein Atem zur Ruhe kam. Lauri sah Andrews kalt an.

»Er wird sich wieder erholen«, sagte Lauri. »Leider.«

Julia sah, dass Katherine Henshaw sich umgedreht hatte, um zu sehen, was hinter ihr vor sich ging. Auf ihrem Gesicht lag ein neugieriger, verwirrter Ausdruck.

»Lauri, du solltest wieder anfangen zu trainieren«, sagte Julia missbilligend.

»Meinst du?«

»Du hast fast zwei Sekunden gebraucht, um Andrews und George umzunieten. Wenn du nun jemand anders gegen dich gehabt hättest?«

## DREI

### DIE BRANDLAST

»Dieses neue Phänomen würde jedoch auch zum Bau von Bomben führen, und es ist vorstellbar - wenn auch nicht sicher -, dass ungeheuer starke Bomben eines neuen Typs gebaut werden können. Eine einzige Bombe dieser Art, die von einem Boot transportiert und in einem Hafen gezündet würde, könnte sehr wohl den ganzen Hafen und einen Teil des umgebenden Gebiets vernichten.«

*Albert Einstein*

in einem Brief (der in Wirklichkeit zum größten Teil von Leo Szilard geschrieben wurde) an den Präsidenten der Vereinigten Staaten Franklin Delano Roosevelt

vom 2. August 1939

Lauri Nurmi erwachte in seinem eigenen Traum. Bin ich wach, oder träume ich, überlegte er. Hier bin ich doch schon mal gewesen ...

Der Ort war ihm bekannt, es war dasselbe sechzehnstöckige Wohnhaus, auf dessen Dach er einmal mit Alice Donovan und Kenneth Andrews gewesen war und das später aus einem ihm unbekanntem Grund zum Standardschauplatz seiner sich wiederholenden Albträume geworden war. Dies aber war kein gewöhnlicher Traum, denn jetzt war er auf seltsame Weise zugleich im Traum und wach. Ein Wachtraum, dachte Lauri. Lucid dream. Er träumte, aber er wusste, dass er träumte, und konnte selbst über seine Bewegungen entscheiden.

Interessant.

Lauri richtete den Blick auf den Horizont, um zu sehen, ob New York und New Jersey schon brannten. Und sie brannten tatsächlich. Die Bombe war also schon explodiert. Gleich würde ein Wind aufkommen. Wo war nur Alice? Und Kenneth Andrews? Lauri sah sich um.

Da war Alice ja.

»Hallo, Alice«, sagte Lauri.

»Wieso hallo?«, fragte Alice verwundert. »Ich bin doch die ganze Zeit hier gewesen. Hast du Fieber?«

»Und Kenneth?«

Alice sah ihn an wie einen Schwachsinnigen. Der Wind zerrte an den Ärmeln ihrer Bluse und ließ ihre langen schwarzen Haare flattern.

»Du hast doch selbst gesehen, wie er über den Dachrand geweht wurde. Er hatte keine Chance zu überleben.«

»Ach so, das ist wieder diese Version.«

»Was redest du da?«, fragte Alice verwundert.

Der Wind nahm zu, und ihre Haare flogen frei um ihren Kopf. Alice ist wirklich eine schöne Frau, dachte Lauri. Wann habe ich ihr das zum letzten Mal gesagt? Ich muss ihr das irgendwann mal sagen, vielleicht freut sie das, wo es in letzter Zeit bei uns so schwierig war. Ich könnte es ihr natürlich auch jetzt sagen, aber das brächte nichts, weil dies alles nur in meinem Kopf passiert und die richtige Alice nicht hören kann, was ich jetzt zu Alice sage.

»Wir müssen hier weg«, rief Alice. »Der Wind nimmt zu. Ich glaube nicht, dass dieses Haus stehen bleibt!«

»Was glaubst du, wie stark der Wind wird?«

Alice zuckte die Achseln.

»Ganz Manhattan brennt. Und New Jersey. Das war eine ziemlich große Bombe.«

»Gehen wir«, sagte Lauri. »Wir müssen unter die Erde. In einen Metrotunnel oder in einen tiefen Keller.«

»Ob die Fahrstühle wohl funktionieren?«

»Garantiert nicht. Wir müssen die Treppe nehmen.«

Ist es nicht schön, dass dies nur ein Traum ist, dachte Lauri, als sie die Treppen hinuntersprangen. Sonst wären wir ganz schön in der Bredouille.

»Was grinst du denn so?«, fragte Alice fast wütend.

»Das ist schwer zu erklären.«

»Ist an all dem deiner Meinung nach etwas Komisches?«

»Nein, eigentlich nicht.«

Als sie aus der Haustür traten, hatte der Wind die Sturmstärke schon überschritten. Lauri hatte nicht gewusst, dass es auf der Welt solch einen Wind gab. Sie hörten das hohle Sausen und sahen, wie das Dach des Hauses am Ende der Straße aufriss und vor ihren Augen Dächer wie ein einziger Strom von großen Blechplatten vorbeiglitten. Auf den Straßen waren Autos und Menschen, und dann waren die Menschen plötzlich nicht mehr auf ihrem Platz, sondern erhoben sich laut schreiend in die Luft. Der Wind wirbelte die Autos durcheinander, sodass sie durch

die Luft flogen. Eines wurde gegen die Wand des Nachbarhauses geschleudert, explodierte und ging in Flammen auf. Brennender Treibstoff flog in die Fenster, und in den Wohnungen begann es trotz des heftigen Windes sofort zu brennen.

Autos und Motorräder flogen vorbei wie Geschosse, manche krachten gegen das Haus hinter ihnen, und sie flüchteten, indem sie sich mit aller Kraft am Geländer des Bürgersteigs festhielten und sich zur Wand des um einige Stockwerke niedrigeren Lagergebäudes durchkämpften, um nicht in das Inferno aus brennendem Benzin und Eisenschrott zu geraten. Der Wind war so stark, dass sie nicht vorwärtsgekommen wären, wenn sie das Lagerhaus nicht vor dem allerschlimmsten Wüten des Luftstroms bewahrt hätte.

Die beiden Gebäude hinter ihnen brannten schon bis zur Höhe von mindestens zwei oder drei Stockwerken. Der Wind schleuderte immer neue Autos gegen die Gebäude, wie große Molotowcocktails, und ein Brennstofftank nach dem anderen platzte. Das Benzin spritzte heraus und rann die Häuserwände entlang, und wenn es auf die Flammen traf, breitete sich das Feuer auf ein immer größeres Gebiet aus. Nirgendwo hörte man eine Sprinkleranlage. Bestimmt hatte der gewaltige elektromagnetische Impuls der Atomexplosion alle elektronischen Systeme irreparabel verschmort.

Lauri hätte nicht geglaubt, dass die Windstärke noch zunehmen könnte, aber der Wind heulte immer höllischer.

»Lauri!«, schrie Alice.

Lauri war klar, dass er in der realen Welt zu diesem Zeitpunkt Alice' Stimme nicht mehr hätte hören können. Aber in einem Wachtraum war alles möglich.

»Lauri! Gibt es hier Gasleitungen?«, überschrie Alice den Wind.

Lauri wollte ihr nicht sagen, dass alle Häuser der Umgebung Erdgas verwendeten, das würde sie bestimmt gleich selbst merken.

In diesem Moment entstand in dem unteren Teil eines weiter entfernten Wolkenkratzers plötzlich eine schwarze Öffnung, und das ganze hohe Haus stürzte einfach zur Seite, brach in einem erstaunlich kurzen Augenblick zu einem wirren Durcheinander von großen Betonplatten, Treppen, Rohren und Betoniereisen zusammen. Aus diesem Chaos schossen nach allen Seiten lange Explosionsflammen hervor, Rohre brachen, und Gas brannte in der Luft. Lauri sah zu, wie der Wind Schrott von ihnen fort und in Richtung auf das Zentrum des

Brandes schleuderte. Aber nur zweihundert Meter hinter ihnen tobte auch eine Flammenhölle.

Alice betrachtete die Wand des Lagerhauses, die sie vor der schlimmsten Wut des Feuers schützte.

»Auch dieses Haus ist bald hin«, schrie sie.

Lauri wusste, dass Alice recht hatte, aber er hatte keine Ahnung, was sie tun konnten, denn brennendes Methangas sprühte über hundert Meter weit aus den Ruinen heraus, in niedrigen und ständig ihre Form ändernden Flammen. Aus jeder Ritze der Ruinen züngelten kleinere Flammen hervor, und er und Alice würden keine Chance haben, das Areal zu überqueren, ohne zu verbrennen. Lauri wusste, dass weitere Brände den eigentlichen Feuersturm und den Superhurrikan, den der Feuersturm gerade aufbaute, noch verstärken würden. Die Flankenbrände würden also die Kraft des Feuersturms nicht unbedingt verringern. Sie waren zu nahe am Ground Zero, eine Konkurrenzsituation würde also in diesem Fall nicht entstehen können.

Das Lagergebäude erbebt. Jeden Moment konnte der Hurrikan die Wände eindrücken und das ganze Haus zum Einsturz bringen, und sie würden daruntergeraten.

»Jetzt ... kommt er!«, schrie Alice.

Das Haus stürzte ein. Ein großer Stein fiel Alice vor die Füße, und sie flohen. Aber wohin?

Das wusste Lauri nicht. Das Letzte, was er sah, war etwas, das mit dem Wind direkt auf sie zugewirbelt kam. Oh nein, dachte Lauri, als er den Gegenstand erkannte. Nicht das, nicht schon wieder das. Das habe ich schon so oft gesehen, und ich finde es am allerscheußlichsten. Vor seinen Augen zerfiel der in den Klauen des Windes zappelnde Heuballen in Tausende von einzelnen Halmen. Zunächst wurden sie in alle Richtungen verstreut, ordneten sich aber dann in Sekundenbruchteil zu einem Hagel unzähliger parallel ausgerichteter kleiner Speere, die mit dem Wind waagrecht und in irrwitziger Geschwindigkeit auf sie zugerast kamen, und Alice schaute genau in ihre Richtung, und dann kamen all diese Halme ...

Lauri ließ sich eiskaltes Wasser über den Kopf laufen und versuchte, den Albtraum abzuschütteln. Dann ging er mit einem Handtuch um die Hüften ins Wohnzimmer und sah nach, ob inzwischen eine Nachricht von Alice eingetroffen war. Es war nichts gekommen, keine SMS und keine E-Mail. Seit Alice sich zum letzten Mal gemeldet hatte, waren mehr als vierundzwanzig Stunden vergangen. Das war ungewöhnlich, aber nicht unnormale. Es gab dafür eine Milliarde verschiedener, völlig plausibler Erklärungen. Die wahrscheinlichste war der Zeitunterschied zwischen Japan und den USA.

Lauri sah auf die Uhr. Er hatte noch Zeit. Er würde Alice jetzt anrufen. Lauri holte sein Handy, drückte die Kurzwahltaste und wartete. Er erreichte Alice auch diesmal nicht. Deshalb hinterließ er eine Nachricht auf der Mailbox: »Hallo, Darling, ich bin es nur. Ruf mich doch mal an. Aber bitte nicht um vierzehn Uhr unserer Zeit. Da hab ich ein wichtiges Treffen in Washington.«

Zwei Stunden später las Kenneth Andrews Lauri an der vereinbarten Straßenecke auf. Lauri setzte sich auf die Rückbank des langen schwarzen Fords. »Wie schön, dass du dich bequem hast, einen Anzug anzuziehen«, sagte Andrews sauertöpfisch.

»Ja, und das, obwohl du mich nur zwei Dutzend Mal daran erinnerst hast. Pro Tag.«

»Aber du hast den zerknautschtesten und billigsten ausgewählt, den du auf dem Flohmarkt der Heilsarmee finden konntest.«

»Ich habe keinen anderen Anzug.«

»Zahlen wir dir keinen Lohn? Ich muss deswegen mal mit Janet sprechen.«

»Ich investiere lieber in andere Dinge.«

»So, so«, knurrte Andrews.

»Wenn du ein Model dabeihaben willst und keinen Experten, dann bitte doch Farley mitzukommen«, antwortete Lauri. Andrews Pedanterie nervte ihn.

Die Autobahn näherte sich dem Ufer, und die Häuser von Staten Island und die schmale Meerenge, die die Insel vom Festland trennte, tauchten links zwischen

Gebäuden und Bäumen in der Ferne auf. Hallo, Staten Island, ich komme bestimmt irgendwann mal wieder in der Nacht vorbei, dachte Lauri.

Eine Stunde später bot sich ihnen ein ganz anderer Anblick. Jetzt beherrschte Sandheide die Landschaft. Unterbrochen wurde sie nur von ebenem, dicht bewachsenem Buschland und einzelnen Laubbäumen.

Aus irgendeinem Grund ging Lauri ein seltsamer Kindervers durch den Kopf: *Das Kätzchen wiegt sich hoch oben im Baum*. Er hatte das Gefühl, dass der Vers mit etwas Wichtigem zusammenhing (Wenn der Wind bläst, wiegt es sich nie im Traum). Aber womit?

»Vergiss nicht, dass dies eine völlig außergewöhnliche Situation ist«, sagte Andrews ungefähr zum dreißigsten Mal.

Lauri sah am Wegweiser der Kreuzung, dass sie Philadelphia schon hinter sich gelassen war. Gleich würden sie zum Delaware-Fluss kommen. Zu beiden Seiten der Landstraße wuchs hier dichter Mischwald, überwiegend Laubbäume, und es gab hohe, mit Pflanzenwuchs bedeckte Sanddünen.

*... bricht der Ast dann ab ...*

»Es ist durchaus nicht üblich, dass die Präsidentin der Vereinigten Staaten Berater der unteren Klasse in so intimmem Rahmen trifft.«

*... stürzt die Wiege herab ...*

»Das zeigt, dass sie die Bedeutung der Sache tatsächlich verstanden hat.«

*... und weg sind Kätzchen, Wiege und Baum.*

Plötzlich fiel Lauri ein, woher er dieses idiotische Geplapper kannte.

»Eis neun«, sagte Lauri.

»Wie bitte?«, fragte Andrews.

»Kurt Vonneguts Buch *Katzenwiege*. Eis neun.«

»Könntest du das erklären?«

»Wir sehen oft nur das, was wir sehen wollen.«

»Das ist aber ein neuer und origineller Gedanke«, spottete Andrews. »Ich bin völlig aus dem Häuschen.«

»Wir neigen dazu, uns an eine besonders angenehme und unseren Zwecken entgegenkommende Einzelheit zu klammern. Die großen Zusammenhänge sind uns egal. Sie sind zu kompliziert. Sie in all ihrer Kompliziertheit zu verstehen, würde mehr Zeit und mehr Geduld erfordern.«

»Sodass?«

Sie näherten sich offensichtlich dem Ufer des Delaware, denn im Dünengelände und in den weitläufigen Heideflächen gab es nun große Feuchtgebiete, deren Ufer mit Schilf bewachsen waren. Im Schilf standen Graureiher auf der Jagd, und in der Luft kreisten Möwen und Fischkrähen in kleinen Schwärmen. Lauri sah auch eine keilförmige Flugstaffel Kanadagänse.

»Die Figur des Wissenschaftlers bei Vonnegut ärgert sich darüber, dass die Marineinfanterie während des Zweiten Weltkriegs durch den Schlamm stapfen musste«, sagte Lauri. »Deshalb erfindet er einen Stoff namens Eis neun, ein Wasser, das sich schon bei wesentlich höheren Temperaturen zu einem festen Stoff, also zu Eis, verwandelt als gewöhnliches Wasser. Die große Idee des Wissenschaftlers ist es, Eis neun in einen tropischen Sumpf zu geben, bevor die Marineinfanterie an Land geht, sodass der Sumpf gefriert und die Soldaten nicht im Morast versinken.«

»Das scheint ein brauchbarer Stoff zu sein«, brummte Andrews. »Eine Idee, die man unbedingt untersuchen sollte. Gibt es so einen Stoff schon, oder ist das reine Fiktion?«

»Der Wissenschaftler bei Vonnegut denkt nicht weiter, er hört beim ersten Bindeglied der Kausalkette auf zu denken und tut nicht mehr den nächsten logischen Schritt. Und auch nicht den nächsten und den darauffolgenden.«

»So?«

»Na, sieh mal, die Bäche, die aus dem Sumpf entspringen, gefrieren auch. Auch die Flüsse, in die die Bäche münden, frieren zu. Und wenn der Fluss ins Meer mündet, friert das Meer zu, und das ist das Ende der Welt.«

Andrews sah Lauri verärgert an.

»Wenn dies eine Art Witz war, dann verstehe ich nicht, an welcher Stelle ich hätte lachen müssen.«

»Vergiss das Ganze«, sagte Lauri. »Es sei denn ... Hast du vom Orion-Projekt gehört?«

»Womit hängt das doch gleich zusammen?«

»Mit der Eis-neun-Forschung.«

»Wie bitte?«

»Das Orion-Projekt sollte mit Atombomben funktionierende Raumschiffe entwickeln«, erklärte Lauri.

»Ist das Prinzip nicht auch in der Praxis getestet worden?«, fing Andrews Feuer.  
»Haben die Versuche nicht gezeigt, dass das Konzept funktioniert hätte? Dass man mit so einem Raumschiff sogar bis zum Alpha Centauri hätte fliegen können? Oder erinnere ich mich falsch?«

Tja, dachte Lauri Nurmi. Gewissermaßen schon. Er hatte dieselben urbanen Legenden gehört wie Andrews. In Wirklichkeit war der Prototyp des Orion nur einen Meter lang gewesen, und er hatte nicht Atombomben, sondern gewöhnlichen C-4-Plastiksprengstoff verwendet. Er war nur fünfzig Meter hoch gestiegen. Bewies der Start einer Pulverrakete in den Silvesternachthimmel, dass der Mensch mit der Kraft einer Atombombe zu den Sternen fliegen konnte?

Auf dem Papier waren freilich auch Orion-Versionen für interstellare Raumflüge entwickelt worden. Aber für die Beschleunigung des Super-Orion hätte man viele Millionen Atombomben vom Gewicht einer Megatonne benötigt, einige Tausend Mal mehr als die gesamten Nuklearwaffenbestände der Menschheit zusammengenommen. Eine später entwickelte Version auf der Grundlage desselben Gedankens, Daedalus, hätte als Betriebsenergie dreißig Milliarden sehr kleine Atombomben gebraucht.

Irgendwann hatten die Entwickler von Orion und Daedalus an den von den Atombomben verursachten Fallout gedacht. Aber den hatten sie nicht für ein ernstes Problem gehalten. Der Weltraum war ja sehr groß. Dann war ihnen aufgefallen, dass der von den Atombomben ausgestoßene Teilchenstrom sich

direkt gegen die Erde richten würde.

Aber vielleicht wäre selbst das letzten Endes nicht so schlimm, hatten sie gedacht und sich darauf konzentriert, über wesentlichere Dinge nachzudenken wie zum Beispiel über die Vernichtung von Moskau und Kiew mit Raketen, die Atomsprengköpfe trugen.

Noch später war ihnen dann eingefallen, dass der Teilchenstrom, den die Atombomben hinterlassen würden, insgesamt die Form von ionisiertem Plasma haben würde. Mit anderen Worten: Das Magnetfeld der Erde hätte einen großen Teil davon mit großer Effizienz angesaugt, und zwar genau dorthin, woher er gekommen war. In der Atmosphäre hätten sich die Atome zusammengeballt und wären als leiser, federleichter Regen aus winzigen Nanopartikeln herabgeschwebt. Alle Menschen auf der Erde hätten die Teilchen eingeatmet.

Eis neun, dachte Lauri.

Sie kamen zu einer Brücke, die über den Delaware führte. Lauri blickte nach Südost zur Delaware Bay, die als blauer Streifen am Horizont schimmerte.

»Denk zum Beispiel mal an die Fusionsforschung«, sagte Lauri zu Andrews.

»Ja?«

»Wie man allen eingeredet hat, der Fusionsreaktor sei sicherer als ein gewöhnliches Kernkraftwerk«, sagte Lauri. »Oder dass er weniger atomaren Müll produzieren würde. Warum wollen alle glauben, dass man mit Fusionskraftwerken unbegrenzt saubere Energie allein mit Meerwasser erzeugen kann?«

Wir sehen so oft einzig und allein das, was wir sehen wollen. Das ist unsere gefährlichste Eigenschaft, dachte Lauri. Wenn wir davon nicht loskommen, werden wir vielleicht vernichtet werden, weil die Technologie sich so schnell entwickelt. Denn in solchen Zeiten können wir es uns eigentlich nicht mehr leisten, herumzualbern und Spielchen zu treiben. Viele unserer Spielzeuge sind einfach schon so gefährlich, dass wir es wagen müssten - sofort und nicht erst mit langer Verzögerung -, ihnen und all ihren Eigenschaften unmittelbar ins Auge zu blicken. Direkt in den schwarzen und fürchterlichen Abgrund der Wahrheit zu blicken, unabhängig davon, was wir dort sehen.

Jeder Mensch glaubt, dass er äußerst rational ist, nur kühl vernünftig und völlig unemotional und sich einzig und allein auf die kalten Fakten konzentriert, sinnierte

Lauri. In gewisser Weise ist das auch bestimmt wahr. Nur dass es eine grenzenlose Menge von Fakten gibt. Die Fakten bilden ein uferloses Meer, und der Mensch neigt dazu, auf sehr gefühlsbestimmter Grundlage aus der Menge der unendlich vielen Wissensbrösel genau diejenigen auszuwählen, die seinen Vorstellungen entsprechen. Er findet das, was er finden und wissen will. Das, was er gleichsam schon beschlossen hat zu wissen. Eine latente A-priori-Lösung, die schlimmste Plage der Wissenschaftler.

»Und nun noch Eis neun«, sagte Andrews und klang ein wenig besorgt.  
»Hoffentlich hast du nicht vor, diese Geschichten der Präsidentin zu erzählen.«

Zwei Reiher mit gebogenem Hals flogen in geringer Höhe über die Landstraße. Sie verschwanden kurz darauf hinter dem Ahornwald neben der Straße.

Eigentlich hatte ich gedacht, dass wir der Präsidentin genau diese Eis-neun-Geschichte erzählen, dachte Lauri, und zwar wir beide gemeinsam. Meiner Ansicht nach haben wir das sogar vereinbart. Nur dass wir dieselbe Geschichte vielleicht in etwas anderer Form erzählen, als ich es vorhin getan habe.

Aber diesen Gedanken teilte er Kenneth Andrews nicht mit.

Der Aufprall schleuderte den Mitsubishi vorwärts, und Alice Kleiner Falke Donovan spürte im Nacken einen stechenden Schmerz, obwohl sie den Kopf instinktiv nach vorn gezogen und versucht hatte, sein haltloses Herumschleudern mit beiden Händen abzubremesen.

Dann kam die Bewegung zum Stillstand.

Alice wartete darauf, dass das Heck des Autos herunterkrachte, begriff dann aber, dass der Toyota unter sie gefahren war und den Mitsubishi in einer halb senkrechten Position festgekeilt hatte.

Plötzlich war es ganz still, in der Luft lag starker Benzingeruch, und Alice hörte, wie aus dem Auto eine Flüssigkeit tropfte. Tip, tip, tip. Hoffentlich ist das kein Brennstoff, dachte sie.

Alice sah, dass der Hals des Yakuza, der hinter Akiko gesessen hatte, gegen die Windschutzscheibe abgeknickt war und sich der Mann nicht mehr rührte. Er würde ihnen keine Probleme mehr bereiten. Der andere Yakuza dagegen bewegte sich und jammerte leise. Das Gesicht des Mannes war fast bis zur Unförmigkeit zerquetscht. Alice bemerkte, dass er immer noch seine Pistole festhielt. Ob er noch genug sah, um schießen zu können? Der Benzingeruch war sehr stark, und das Mündungsfeuer der Pistole könnte die Dämpfe entzünden.

Alice schaffte es, ihren Sicherheitsgurt zu lösen, hob langsam ihren Fuß auf Lenkrad und Armaturenbrett und trat mit voller Kraft dem Yakuza, der in unangenehmer Weise vor sie hingeschleudert worden war, ins Gesicht. Ein Krachen, und der Mann rührte sich nicht mehr. Seine Finger wurden schlaff, und Alice nahm seine Pistole an sich.

So viel dazu, dachte sie, jetzt nur raus hier, und zwar sofort, wir haben nicht mehr viel Zeit.

Sie sah nach Akiko. Die betastete sich die Stirn und machte nicht den Eindruck, schlimm verletzt zu sein, war aber ganz benommen.

Alice versuchte, die Tür zu öffnen, aber sie rührte sich nicht.

»Akiko, könntest du probieren, ob die Tür auf deiner Seite aufgeht?«, bat sie mit eiskalter Ruhe, zählte aber zugleich die Sekunden.

»Ich ... Mir ist ein bisschen schwindlig«, sagte Akiko. Ihre Stimme klang breiig. Sie tastete mit einer matten Bewegung nach dem Türgriff.

Alice wartete nicht länger, sondern trat mit beiden Füßen gegen den oberen Rand der Windschutzscheibe, so stark sie nur konnte. Die Scheibe gab nach und fiel als Teppich von Glasbröseln heraus. Einige kleine Stücke blieben im Rahmen stecken, und Alice passte auf, dass sie sich nicht an ihnen verletzte, als sie sich über die stark ramponierte Kühlerhaube des Mitsubishi hinausfallen ließ. Trotzdem spürte sie einen schneidenden Schmerz und etwas Warmes, Nasses an einer Hand, verdrängte das aber.

Sie spürte, wie ihr Puls raste.

Wie lange war der Aufprall her? Fünfzehn Sekunden? Zwanzig? Wo war der Geländewagen? Hatte er schon bemerkt, was passiert war? Die Männer hatten mindestens zwei Maschinenpistolen, vielleicht auch noch andere Waffen. Wenn sie den Jeep anhielten und zu Fuß zurückkämen, würde es einen sehr ungleichen Kampf geben. Sie würden dann keine andere Alternative haben, als auf die andere Straßenseite zu flüchten. Aber würde die benommen wirkende Akiko dazu imstande sein? Ihre Position hatte sich zwar verbessert, da ein Teil der Gegenseite aus dem Spiel ausgeschieden war, aber sie waren noch nicht Herr der Lage.

Alice sah, wie sich vor ihnen auf der Landstraße, etwa sechs- oder siebenhundert Meter entfernt, die Geschwindigkeit der im Dunkeln leuchtenden roten Lichtpunkte verlangsamte, und einen Augenblick später standen die Lichter still.

Mindestens zwanzig Sekunden, dachte Alice, also erst die von hinten Gekommenen, dann Akiko und dann ihr kleinen Süßen dort in eurem schicken kleinen Jeep.

Schnell ging Alice zu dem zerschmetterten Toyota. Sie sah aus dem Augenwinkel, wie der Jeep versuchte zu wenden, jedoch vor dem Wall aus Betonklötzen halten und zum äußeren Rand des Fahrstreifens zurücksetzen musste.

Gut, dachte sie, noch ein paar Sekunden mehr.

Die rückwärtige Ecke des Mitsubishis hatte sich direkt in die Windschutzscheibe des Toyotas hineingedrückt. Das sah schlimm aus. Der Personenwagen ist wohl

doch die effizienteste Massenvernichtungswaffe, die der Mensch bisher erfunden hat, ging es Alice durch den Kopf. Der eine Yakuza jammerte laut, und Alice schoss ihn dreimal in Kopf und Oberkörper. Vielleicht übertreibe ich, dachte sie, aber wir sind nicht in der Lage, uns Zartgefühl leisten zu können. In diesem Moment wollte sie keinen einzigen handlungsfähigen Yakuza hinter sich wissen.

Die Geräusche der Waffen waren angenehm matt. Alice hoffte, dass die Yakuzas im Jeep das Mündungsfeuer nicht bemerkt hatten. Sie ging um den Toyota herum, öffnete die Tür und nahm die Waffe aus dem Futteral unter dem Mantel des toten Yakuza an sich. Sie sah zum Jeep hinüber. Der hatte so weit zurückgesetzt, wie er es nur wagte, und versuchte wieder zu wenden, hatte aber immer noch nicht genug Platz. Erneut musste der Fahrer zurücksetzen.

Akiko hatte die Tür aufbekommen und kam herausgestolpert. Sie schwankte und wäre der Länge nach zu Boden geschlagen, wenn Alice sie nicht festgehalten hätte.

Wieder ruckte der Jeep an und schaffte es zu wenden. Man hörte, wie der Motor aufheulte und das Auto sich in Bewegung setzte, genau auf sie zu. Gut so, gebt Gas, soviel ihr könnt, dachte Alice zufrieden. Ihr kommt nicht dazu, eure Handlungsweise zu ändern, wenn ihr seht, was hier los ist. Das ist mir gerade recht.

Alice legte Akiko auf die Erde.

»Bleib einen Augenblick da liegen«, sagte sie und hoffte, dass der Autohaufen sie schützen würde, wenn die Gegenseite das Feuer eröffnete.

Der heulende Jeep näherte sich aus etwa dreihundert Metern Entfernung.

Alice las ihre Pistole und die von Akiko vom Boden des Mitsubishis auf. In der Hand hielt sie ihre eigene Waffe, die anderen drei Pistolen legte sie neben sich auf den Erdboden. Dann hockte sie sich hin und lehnte sich gegen den Mitsubishi. Denkt ruhig, ich sei auch benommen oder bewusstlos, dachte sie. Das Herz trommelte ihr in der Brust, seine schnellen Schläge dröhnten ihr in den Ohren und im Zwerchfell.

Das Geräusch des Jeeps spaltete die Luft, und Alice hörte, wie er an Tempo verlor. Aber der Fahrer bremste nicht, sondern legte nur einen niedrigeren Gang ein. Alice wandte ihm den Rücken zu und hoffte, der Jeep würde näher kommen, bevor die Männer ausstiegen. Wenn er schon zweihundert oder hundert Meter vorher halten würde, wäre das eine schlechte Konstellation, bei einer solchen Entfernung würde sie mit einer Pistole nichts gegen zwei Maschinenpistolen ausrichten können.

Alice schloss für einen Moment die Augen und lauschte. Der Jeep fuhr noch langsamer, hielt aber nicht an, er kam näher. Jetzt war er schon ziemlich nah. Wie nah?

Alice umschloss die Pistole mit beiden Händen. Dann wandte sie sich um.

Der Wagen näherte sich durch die Dunkelheit; seine Scheinwerfer leuchteten wie die Augen eines prähistorischen Tiers, und er brüllte wie ein lebendes Wesen. Alice wartete noch einen Augenblick, dann begann sie zu feuern. Sie leerte das Magazin der ersten Pistole auf die Windschutzscheibe. Die Waffe donnerte, und ihre Hand wurde zurückgestoßen, das Mündungsfeuer blitzte im Dunkeln. Hoffentlich hat der Wagen kein Panzerglas, dachte Alice.

Das Monster schlug einen Haken, aber Alice wusste nicht, ob der Fahrer einen Treffer bekommen hatte oder ob er nur dem auf der Straße liegenden Schrott auswich. Sie ließ die leere Pistole fallen und schnappte sich die zweite Waffe. Der Jeep war fast auf ihrer Höhe angelangt. Er beschleunigte, und Alice wurde klar, dass der Fahrer beschlossen hatte vorbeizufahren. Vielleicht war er aber auch verletzt, und sein Fuß hatte sich auf dem Gaspedal verkrampft. Alice schoss drei Kugeln durch die vordere und vier durch die hintere Tür, ergriff die dritte Pistole und leerte sie auf das sich entfernende Fahrzeug. Zumindest ein Teil der Schüsse durchschlug das hintere Fenster des Wagens.

Der Jeep kam von der Fahrbahn ab, und es ertönte ein lautes Krachen. Alice nahm die letzte Waffe und lief über die Straße. Die haben zwei Maschinenpistolen, dachte sie, ich kann kein Risiko eingehen. Sie riss die Tür auf und feuerte auf Heck und Vordersitze des Wagens, bis auch das vierte Magazin leer war.

War das jetzt übertrieben, fragte sie sich. Ihr Herz hämmerte so laut, dass sie das Gefühl hatte, es komme ihr zu den Ohren heraus.

Alice ließ die Waffe fallen. Sie polterte zu Boden.

Wir haben überlebt, dachte sie. Ich habe sie tatsächlich erledigt, verdammt. Alle Mann.

Alice sank auf die Knie, ein unerhörtes Gefühl der Erleichterung durchflutete sie. Alles überschüssige Adrenalin war plötzlich wie fortgeblasen, die Kraft war ihr aus den Gliedern geflossen wie das Wasser aus der Wanne. Tränen brannten ihr in den Augen und tropften auf ihre Hände herab.

Alice hörte hinter sich Akikos Schritte, konnte aber nicht reagieren.

»Ich hatte schon gedacht, wir würden bald den Fischen zum Fraß vorgeworfen«, sagte Akiko mit tiefer Stimme.

Alice wandte sich um und wischte sich dabei über das Gesicht. Sie bemerkte, dass ihre Hand blutverschmiert war.

»Bist du okay?«, fragte sie Akiko.

Die hielt sich den Kopf.

»Der Nacken tut mir weh, aber sonst kaum etwas.«

»Das tut mir leid.«

»Das muss es nicht, es ist besser, leicht verletzt zu sein als tot.«

»Ich habe dein Auto wohl ein bisschen ramponiert«, sagte Alice und fühlte sich plötzlich schuldig und elend. »Obwohl ich versprochen hatte ...«

»Das macht nichts«, versicherte Akiko. »Es hätte sowieso nicht mehr allzu viele Jahre gehalten«, lachte sie und setzte sich neben Alice auf die Straße.

Es war ganz still, nur die Bleche der in Schrott gefahrenen Wagen knackten und seufzten in der Dunkelheit. Der aus den Tanks auslaufende Brennstoff stank.

Alice spürte einen leichten Windhauch an der Wange. Es ist schön, noch am Leben zu sein, dachte sie. Dass man noch den Wind auf der Haut spüren kann. Sie blickte hinauf und sah über sich einen schwindelerregend hohen Sternenhimmel. Hier, weit außerhalb der Stadt, konnte man die Milchstraße erkennen.

»Weißt du was?«, unterbrach Akiko die Stille.

Alice konnte nicht antworten.

»Ich hab immer geglaubt, dass all die amerikanischen Filme und Fernsehserien Fiktion seien«, sagte Akiko gemächlich. »Aber bei euch geht es anscheinend tatsächlich so zu.«

*Mathematical Background and Programming Aids for the Physical Vulnerability System for Nuclear Weapons. A Classification of Structures Based on Vulnerability to Blast from Atomic Bombs. The Cookie Cutter Model - Basic Principles. Methods of Analysis for Structures Subjected to Dynamic Loads. The Rand Study on Redefining the Basic Overpressure-Damage Curves* und so weiter. Lauri hatte sich im Lauf der Zeit durch Hunderte von Forschungsberichten über die Bewertung der Auswirkungen von Atombomben hindurchgearbeitet.

Die amerikanischen Forscher hatten in Atomtestgebieten ganze künstliche Kleinstädte erbaut, um die Druckwirkungen einer Atombombe zu verstehen und um herauszufinden, wie viel Schaden die Druckwelle einer Kernexplosion von bestimmter Größe bei verschiedenen und auf unterschiedliche Art gebauten Häusern und anderen Gebäuden anrichten würde.

Sorgfältig hatten sie gemessen, um wie viel Zoll oder Millimeter jeder Nagel sich unter dem Einfluss der Druckwelle einen Kilometer, zwei, fünf und zehn Kilometer von der Kernexplosion entfernt in den Balken gedrückt hatte. Die Ergebnisse hatten sie sorgfältig aufgezeichnet, und das Wissen um die Auswirkungen von Atombomben war nach jedem Test angewachsen.

Die Häuser im Testgebiet waren nur aus Stein und Metall gebaut worden. Darin gab es nichts Brennbares, kein Papier, kein Holz, keinen Kunststoff, kein Gas. Sogar die Gardinen waren aus Metall.

Denn damit die wissenschaftlichen Forschungen wissenschaftstaugliche und auf wissenschaftliche Art wissenschaftliche Ergebnisse zeitigten, mussten die Modelle einfach genug sein. Sonst könnten die Ergebnisse vage, chaotisch und irreführend sein, und dann wären sie nicht mehr ebenso zuverlässig wie wissenschaftlich.

Der Sitzungsraum, in dem sie sich befanden, war klein und sehr spartanisch eingerichtet: nackte Betonwände und eine große Karte der Vereinigten Staaten, keine Bilder oder andere Kunstwerke, an der Decke eine einfache Lampe, hinter dem Schreibtisch eine weitere. Außer einem Schreibtisch gab es in dem Raum nur noch ein paar Stühle und ein Bücherregal. Über dem Raum befand sich eine sechzig Meter dicke Schicht aus spezialgefertigtem Stahlbeton. Der Raum lag unter dem riesigen fünfeckigen Gebäude des Pentagons.

Nur fünf Personen waren anwesend. Hinter dem Schreibtisch saß eine etwa fünfzig Jahre alte, grauhaarige Frau. Sie strahlte Würde und politisches Charisma aus, was kein Wunder war, denn sie war die Präsidentin der Vereinigten Staaten von Amerika. Die Autorität der USA in der Welt war im vergangenen Jahrzehnt zwar so stark wie nie zuvor gesunken, aber dennoch hatte die amerikanische Präsidentin wahrscheinlich weiterhin mehr Macht als sonst irgendein Mensch auf der Welt.

Kenneth Andrews und Lauri Nurmi saßen in einfachen Sesseln der Präsidentin gegenüber. Zu beiden Seiten der Tür stand je ein breitschultriger Sicherheitsmann mit versteinerner Miene. Draußen gab es weitere bewaffnete Wachleute.

Die Präsidentin legte das letzte Memorandum aus der Hand. Sie nahm die Brille ab, klappte die Bügel zusammen und legte die Brille auf den Tisch. Ihre Bewegungen waren betont langsam, so als hätten sie den Zweck, der Präsidentin noch ein paar Augenblicke zum Nachdenken zu geben. Dann wandte sie sich an Kenneth Andrews.

»Diesen Memoranden zufolge glauben Sie also, dass die Terroristen eine kleine Menge hoch angereichertes Plutonium und sechs Tonnen Lithium 6 besitzen.«

»Ganz recht«, bestätigte Andrews.

»Das heißt, sie wären in der Lage, eine oder mehrere sehr große Atombomben zu bauen?«

»So ist es, Frau Präsidentin«, bestätigte Andrews.

»Wenn sie diese Bomben tatsächlich gegen uns einsetzen würden, was wäre dann das schlimmste Szenario?«

Lauri sah Andrews an. Sie hatten ausgemacht, dass in erster Linie Andrews derjenige sein sollte, der das Wort führte. Falls er wollte, dass Lauri antwortete, würde er ihm ein Zeichen geben.

»Das allerschlimmste Szenario ...«, begann Andrews, überlegte es sich aber mitten im Satz anders. »Na, das ist unwahrscheinlich, das werden wir leicht verhindern können, sodass wir darauf jetzt keine Zeit verschwenden sollten.«

Die Präsidentin nickte.

»Gut. Ich akzeptiere Ihre Einschätzung, Oberst Andrews. Und die anderen

schlechten Drehbücher?«

Andrews zwinkerte Lauri in der vereinbarten Weise zu.

»Angenommen, sie können einen nuklearen Sprengkörper der Kategorie Zar-Bombe herstellen«, begann Lauri, »und würden ihn in einem Flugzeug hoch genug über dem Atlantik zünden ...«

Die Präsidentin sah Lauri fest an, und dieser schwieg. Die Präsidentin wandte sich an Andrews.

»Der elektromagnetische Puls würde alle Flugzeuge und alle sensiblen Elektroanlagen in Nordamerika und Europa verbrennen?«, fragte die Präsidentin.

»Leider«, bestätigte Andrews. »Alles würde aufhören zu funktionieren. Trinkwasserversorgung, Heizungssysteme, Kühlsysteme, Autos, Züge, Flugzeuge, die elektrischen Anlagen der Krankenhäuser, Telefone, Computer, Internet, Rundfunk und Fernsehen, die Satelliten auf niedrigen Umlaufbahnen. Sensible Elektroanlagen gibt es heute überall.«

»Wie hoch müssten sie kommen?«, fragte die Präsidentin. Sie griff wieder nach einem der Memoranden und blätterte darin. »Es stand hier irgendwo.«

»Zwanzig bis dreißig Kilometer.«

»Ist das überhaupt möglich?«, fragte die Präsidentin. »Mit einer gewöhnlichen Düsenmaschine? Ohne Raketenmotoren?«

»Ja, wenn sie Schwung holen und direkt nach oben fliegen. Irgendwann sackt die Maschine ab und beginnt zu fallen, aber falls es ein Selbstmordanschlag ist ... Letztlich ist es nicht so kompliziert, Raketenmotoren an die Tragflächen von Flugzeugen zu montieren. Auch viele Amateure haben das schon gemacht.«

Die Präsidentin wirkte nachdenklich. Sie spitzte die Lippen.

»Wenn sie schon eine Atombombe haben, was können wir dann tun, um einen solchen Schlag zu verhindern?«

»Nichts«, antwortete Andrews. »Ich meine, wenn wir sie nicht finden.«

»Aha«, sagte die Präsidentin leise.

Es klopfte an der Tür.

Die Sicherheitsleute erwachten aus ihrer Versteinerung, und der eine von ihnen öffnete die Tür. Eine junge Frau schob einen Servierwagen herein und stellte zuerst drei kleine Tablettts auf den Tisch, die eine Vertiefung für Kaffeetassen besaßen, und dann einen flachen, aus Weide geflochtenen Brotkorb mit Butterbrotten. In einem anderen Korb reichte sie Gebäckstücke.

»Kaffee oder Tee?«, fragte die Präsidentin.

Sie warteten, bis sich die Serviererin wieder entfernt hatte. Lauri sah zu, wie die Präsidentin vier Stück Zucker in ihren Kaffee tat und Milch dazugoss. Dann nahm sie den Löffel und rührte um.

»Viel mehr fürchten wir freilich, dass sie die Bombe in ein Frachtschiff packen und sie in den Hafen von New York oder Los Angeles bringen«, sagte Lauri dann.

»Und es ist natürlich praktisch unmöglich, alle hereinkommenden Container zu überprüfen«, bemerkte die Präsidentin. »Nicht wahr?«

Als J. Robert Oppenheimer gefragt wurde, ob böswillige Menschen eine Atombombe nach New York einschmuggeln könnten, antwortete er, das sei ohne Weiteres möglich, und eine kleine Gruppe von Menschen könne mit einer Atombombe die ganze Stadt vernichten. Als er gefragt wurde, wie sich eine solche Katastrophe verhindern ließe, wies er den Frager zurecht, indem er schlagfertig antwortete: »Mit einem Schraubenzieher.« In der Praxis war die Sache natürlich um einiges komplizierter.

Täglich erreichten fünfzigtausend Container die Vereinigten Staaten. Das waren durchschnittlich einhundertvierzig Schiffe, sechstausendfünfhundert Eisenbahnwaggons und dreißigtausend Lastkraftwagen. Jeden Tag. Die amerikanischen Behörden konnten praktisch nur einen kleinen Teil der Container überprüfen, weniger als zehn Prozent. In vielen Containern befanden sich weitere kleinere Kisten. Wenn diese mit den passenden Materialien ausgekleidet waren, war es sehr schwierig zu erkennen, was sie enthielten. Um alle Container zu überprüfen, hätte es einer gewaltigen Anzahl von Arbeitskräften bedurft. Darüber hinaus hatten die USA eine lange gemeinsame Grenze mit Kanada und Mexiko und eine noch längere Küstenlinie. Es war unmöglich, jeden Meter Küste in jeder Bucht ständig zu überwachen. Außerdem würde die Überprüfung jedes einzelnen Containers die Häfen der Vereinigten Staaten blockieren, und in der Folge würde

der Welthandel zusammenbrechen.

»Wenn die Bombe sehr groß ist, muss sie in einem Schiff sein, das ist die einzige Möglichkeit«, sagte Andrews. »Wir haben einige Beweise dafür, dass die Terroristen versuchen könnten, die Bombe im Frachtraum eines Schiffs zu bauen, der noch größer ist als ein Container. Wir bitten um die Genehmigung, verdächtige Schiffe noch relativ weit draußen auf dem Meer überprüfen zu dürfen.«

»Warum nicht erst im Hafen?«, fragte die Präsidentin. »Das wäre politisch und diplomatisch eine einfachere Lösung.«

Die Präsidentin erhob sich kurz, um Lauri das Gebäck zu reichen. Dieser nahm sich einen Kopenhagener und reichte den Korb an Kenneth weiter.

»Wenn sie eine Bombe haben, die groß genug ist, müssen sie gar nicht erst bis zum Zoll kommen«, sagte Lauri. »Die Defence Nuclear Administration hat sich Atombomben mehr als fünfzig Jahre lang quasi als gewöhnliche Bomben vorgestellt, die nur größer sind als normale und ihre Zerstörungen vor allem durch Druck bewirken. Aber die Druckwirkung ist bei der Atombombe kein so wichtiger Faktor.«

Die Präsidentin trank von ihrem Kaffee. Sie schien zu zweifeln.

»Ich habe das allerdings etwas anders verstanden«, sagte sie. »Die Druckwelle einer Kernexplosion lässt einen Wolkenkratzer doch einstürzen wie ein Kartenhaus.«

»Ja, aber ein Feuersturm zerstört immer ein viel größeres Gebiet«, bestätigte Andrews Lauris Behauptung. »Gebiete, auf die sich mehr als zehn Kalorien Strahlung pro Quadratzentimeter konzentrieren, fangen Feuer. Gardinen brennen, Kunststoffe brennen, Bücher brennen. Eine Atombombe entfacht einen Feuersturm, der fünfundzwanzig Mal größer sein kann als der von der Druckwelle zerstörte Bereich.«

Lauri und Andrews wussten beide, dass der Unterschied bei sehr großen Bomben noch dramatischer wäre. Der Druck einer Explosion wurde immer im dreidimensionalen Raum freigesetzt. Er nahm schnell ab, im Wesentlichen im Maße der Kubikwurzel der Entfernung. Mehr als die Hälfte der Energie einer Atombombe wurde jedoch in Form von elektromagnetischer Strahlung und von Wärmestrahlung freigesetzt. Die Strahlung wurde erst gestoppt, wenn sie auf eine Fläche traf, die ihr den Weg versperrte. Die Stärke der Strahlung nahm in der

Quadratwurzel der Entfernung ab, viel langsamer als die Stärke der Druckwelle.

»Moment, Moment«, warf die Präsidentin ein. »Habe ich das jetzt richtig verstanden? Wollen Sie mir sagen, dass sie eine Bombe in zehn Kilometern Entfernung auf dem Meer zünden und Manhattan damit verbrennen können, wenn diese Bombe nur groß genug ist?«

Ihre Finger trommelten in schnellem, ungeduldigem Stakkato auf die Tischplatte.

»Das haben Sie ganz richtig verstanden, Frau Präsidentin«, sagte Andrews.

»Wie groß müsste eine Bombe für diesen Zweck sein?«

Andrews sah Lauri an. Erklär du das, sagte seine Miene. Du handelst dir doch auch sonst gern Unannehmlichkeiten ein.

»Je größer ihre Bombe ist, in desto größerer Entfernung können sie sie zünden«, sagte Lauri. »Wenn sie die Bombe bis in den Hafen bekommen, genügt es, dass sie eine Sprengladung von der Größe der Hiroshima-Bombe haben. Auch die zerstört schon ganz Manhattan.«

Die Präsidentin rieb sich mit einer raschen Bewegung die Schläfen. Diese Geste war sowohl Lauri als auch Andrews von ihren Fernsehauftritten her vertraut.

»Aber das kann doch nicht stimmen«, sagte die Präsidentin. »Eine Hiroshima-Bombe würde nur einen kleinen Teil Manhattans vernichten.«

»Bei allem Respekt, Frau Präsidentin, die alten Modelle haben die Auswirkungen des Feuersturms außer Acht gelassen. Sie haben sich nur auf die Druckwirkung konzentriert.«

»Wir haben sechstausend Milliarden Dollar für Kernwaffen und die entsprechende Forschungs- und Entwicklungsarbeit ausgegeben, mehr als für die Gesundheitsfürsorge und das Unterrichtswesen, und wir verstehen nicht, wie sie wirken? Das kann ja wohl nicht sein, junger Mann.«

Die Präsidentin wirkte empört.

»Wenn auf einem bestimmten Gebiet gleichzeitig genügend Brände aufflammen, entsteht eine außergewöhnlich starke, aufsteigende Luftströmung«, mischte Kenneth Andrews sich wieder in das Gespräch ein. »Von den Rändern des

brennenden Gebiets her strömt neue Luft nach. Wenn der von den Bränden erzeugte aufsteigende Luftstrom stark genug ist, kann der Wind, der von den Rändern her bläst, die Ausmaße eines Hurrikans erreichen. Dann facht er die Brände noch mehr an, was das Feuer wiederum verstärkt. Die Folge sind viele neue, sich ungehemmt ausbreitende Brände. Das ganze Gebiet verwandelt sich in ein Feuermeer, in dem kein Mensch überleben kann.«

»Und das ist in unserem Modell nicht berücksichtigt worden?«

»Nein«, versicherte Lauri. »Das konzentriert sich nur auf die Druckwirkung.«

»Warum?«, fragte die Präsidentin verwundert.

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte Andrews. »Aber Organisationen haben die ungute Tendenz, sich auf das zu konzentrieren, was sie schon können und wissen.«

Wortlos schenkte sich die Präsidentin Kaffee nach. Lauri und Andrews verstanden, dass sie einen Augenblick brauchte, um das Gehörte zu verdauen. Sie schwiegen und warteten.

In Dresden und Hamburg war ein Feuersturm entstanden, dachte Lauri. Hiroshima wurde in einem Feuersturm zerstört, ebenso Nagasaki. Wir aber sehen nur das, was wir sehen wollen.

»Es würde also viel mehr Opfer geben als einige Hunderttausend«, konstatierte die Präsidentin nach kurzer Zeit. »Selbst wenn die Explosion nicht größer wäre als die in Hiroshima?«

»Die Brandlasten pro Hektar sind in den heutigen Städten entscheidend größer als im Zweiten Weltkrieg«, erklärte Lauri. »Die Häuser sind höher, und überall gibt es gewaltige Mengen Kohlenwasserstoff, im Kunststoff, im Asphalt, im Brennstoff der Verkehrsmittel und im Erdgas. Ein Brand wird extrem heiß, sodass auch die Winde extrem stark werden.«

»Wie stark könnten die Winde sein?«, fragte die Präsidentin.

»Die Feuerstürme von Dresden und Hiroshima erzeugten Winde von mindestens hundertsechzig Kilometern pro Stunde«, antwortete Lauri. »Wenn in Manhattan eine Nuklearwaffe von der Stärke der Hiroshima-Bombe explodieren würde, dann würde die Windgeschwindigkeit nach den neuen Modellen sechshundert Stundenkilometer erreichen. Wenn die Bombe noch größer ist ... Ich weiß es

nicht.«

»Was bedeuten diese Geschwindigkeiten?«, fragte die Präsidentin.

»Ein sehr starker Hurrikanwind von zweihundertsiebzig Stundenkilometern erzeugt einen Druck von vierhundertfünfzig Kilo pro Quadratmeter«, erklärte Lauri. »Ein solcher Druck kann schon einen Mann für einen Augenblick in die Luft schleudern. Er kann Dächer abreißen und die Wände von normal gebauten Häusern eindrücken.«

»Wieso höre ich das alles erst jetzt?«, wunderte sich die Präsidentin.

»Ein Superhurrikan, der eine Geschwindigkeit von sechshundert Stundenkilometern erreicht, würde noch fünfmal stärkere Kräfte erzeugen«, fuhr Lauri fort. »Er würde die für unsere Wolkenkratzer kalkulierten Sicherheitsgrenzen klar überschreiten. Ich glaube, er würde sie tatsächlich zu Fall bringen, sie abrechen, indem er die Länge des Gebäudes quasi als großen Hebelarm benutzt.«

Die Präsidentin zwinkerte mehrmals rasch nacheinander, im Übrigen blieb ihr Gesicht aber völlig ausdruckslos.

»Bei Tornados der Klasse fünf der Fujita-Skala entstehen manchmal Winde von bis zu fünfhundert Stundenkilometern«, fügte Lauri noch hinzu. »Die können einen Strohhalm durch einen Baumstamm hindurchschlagen. Der menschliche Körper zum Beispiel ist viel weicher als ein Baumstamm.«

Die Präsidentin schüttelte den Kopf. Lauri sah, dass es ihr immer noch schwerfiel zu glauben, was sie gehört hatte. Aber sie bewahrte auch jetzt ihre kühle Ruhe, trotz der schlechten Nachrichten, die sie bekommen hatte. Eine beachtliche Leistung, dachte Lauri. Aber vielleicht musste ein Mensch auch erst eine harte Schule durchlaufen, ehe er so weit war, die größte Militärmacht der Welt zu lenken.

»Wie groß wäre das Gebiet, in dem solche Winde aufträten?«, fragte die Präsidentin.

»Dazu haben wir keine ordentlichen Modelle«, sagte Andrews. »Aber die Hurrikanwinde würden mit Sicherheit ein Gebiet verwüsten, das mindestens einige Dutzend Mal größer ist als das von einem Feuersturm zerstörte.«

Die Präsidentin schüttelte den Kopf.

»Haben Sie für mich noch mehr gute Nachrichten, oder war das schon alles?«, fragte die Präsidentin, und über ihr Gesicht huschte ein sarkastisches Lächeln. Sie klang plötzlich sehr müde, und Lauri fand, dass sie jetzt viel älter aussah als noch vor einer halben Stunde. Lauri und Andrews wechselten einen raschen Blick. Die Präsidentin bemerkte es.

»Lassen Sie hören«, forderte sie sie auf. »Was haben Sie mir noch nicht erzählt? Worum geht es?«

»Um nichts Besonderes«, antwortete Andrews ausweichend. »Abgesehen davon, dass ... wir keine Ahnung haben, was als Nächstes passiert.«

Alice Donovan bibberte in ihrer Decke und betrachtete die in der Nacht rotierenden Lichter der Krankenwagen. Die Stirn tat ihr weh, und als sie hinfasste, war ihre Hand voller Blut. Offenbar hatte sie irgendwann auch an der Stirn eine Wunde bekommen. Na, die Wunde konnte nicht sehr tief sein, weil ihr das Blut nicht bis in die Augen gelaufen war. Auch ihre Hand schmerzte, aber dieser Schmerz tat ihr nur gut, denn er erinnerte sie daran, dass sie immer noch sehr lebendig war. Die Polizisten trugen einen großen, mit Reißverschluss verschlossenen Plastiksack vorbei. Alice wusste nur zu gut, was darin war.

»Bitte«, sagte Akiko und reichte ihr einen großen Becher heißen, wunderbar duftenden Tee. »Trink das, dann fühlst du dich besser.«

»Danke«, sagte Alice.

Sie trank aus dem Becher und verbrannte sich die Zunge. Woher hatten sie hier ein so heißes Getränk? Alice betrachtete die Bündel, die in den Krankenwagen geschleppt worden waren.

»Ich habe wohl etwas übertrieben«, sagte sie reumütig.

»Vielleicht hattest du keine andere Wahl«, stellte Akiko fest.

»Was glaubst du? Bekomme ich Schwierigkeiten?«, fragte Alice.

Akiko schüttelte den Kopf.

»Nein. Die wollten uns umbringen. Da bin ich sicher. Ich verstehe nicht, warum, aber sie wollten uns zur Hinrichtung fahren.«

»Das habe ich mir auch gedacht.«

»Außerdem bist du die offizielle Vertreterin eines fremden Staates, und schon allein eine gegen deine Person gerichtete bewaffnete Entführung wäre ein sehr schweres Verbrechen.«

Akiko schwieg einen Moment und machte einen Schmolmund.

»Obwohl du unsere diesjährigen Statistiken damit ja nun wirklich nicht verschönerst«, sagte sie dann. »In Japan werden normalerweise weniger als zwanzig Menschen pro Jahr mit Schusswaffen getötet. Du hast den diesjährigen Saldo um mindestens vierzig Prozent erhöht.«

Kann man angesichts dessen noch davon sprechen, dass ich den Ball flach gehalten hätte, überlegte Alice in Gedanken.

»Wisst ihr, wer die sind?«, fragte sie Akiko. »Beziehungsweise waren? Ich meine, hat es einer überlebt?«

Akiko wurde ernst.

»In drei von ihnen gibt es noch einen Lebensfunken, aber der eine dürfte keine wirkliche Chance haben. Und auch die beiden anderen sind in keinem besonders guten Zustand. Du hast wirklich Häcksel aus ihnen gemacht. Thunfischflocken. Aber sie sind tatsächlich Mitglieder des Roten Drachen. Es ist übrigens auch derjenige dabei, dessen Fingerabdrücke sich an dem Lastauto und an den Monitoren des Yoshikawa-Konzerns gefunden haben.«

»Wer von ihnen war es?«

»Er war in dem Geländewagen. Du hast ihn wohl erschossen.«

»Ach. In dem Geländewagen waren vier oder fünf Männer. Ich konnte sie gar nicht voneinander unterscheiden.«

Alice trank von ihrem Tee und versuchte, ihre Gedanken zu ordnen. Weshalb hatte man sie überfallen? Warum hatte man sie aus dem Weg räumen wollen?

»Wir haben in dieser Sache schon seit vielen Wochen ermittelt«, bemerkte Akiko.

Alice verstand, dass Akikos Gedanken in dieselbe Richtung gegangen waren wie ihre eigenen.

»Sie haben bisher nichts dergleichen getan«, fuhr Akiko in ihren Überlegungen fort. »Deshalb frage ich mich: Warum jetzt? Wir müssen etwas Neues herausbekommen haben, etwas, das sie als besonders bedrohlich empfinden. Als so gefährlich, dass sogar der Mord an einer amerikanischen Agentin für sie ein Risiko ist, das man in Kauf nehmen muss.«

»Ja, es muss etwas Neues sein«, überlegte Alice laut. »Etwas, was wir erst jetzt herausgefunden haben. Und es muss etwas sein, weswegen sie glauben, das Problem dadurch lösen zu können, dass sie uns umbringen. Also dich und mich.«

»Es muss also mit etwas zu tun haben, das sich zwischen uns beiden abgespielt hat. Etwas, das die anderen noch nicht wissen.«

Ein Sanitäter kam und sah sich Alice' Stirn an.

»Verdammt, die müssen uns abgehört haben. Auf die eine oder andere Weise«, rief Akiko aus.

Alice drückte mit der Hand ihr Pflaster fest.

»Bestimmt«, sagte sie. »Aber selbst wenn sie jedes unserer Worte gehört hätten, verstehe ich es trotzdem nicht. Was zum Teufel sollen wir denn herausbekommen haben? Wir haben doch nur im Dunkeln getappt, ohne irgendwelche vernünftigen Hinweise zu haben.«

Alice versuchte, sich zu erinnern, worüber sie gesprochen hatten.

»Es muss etwas sein, dessen Bedeutung wir selbst noch nicht erkannt haben«, sagte sie.

»Wir müssen in der Zeit zurückgehen und überlegen, worüber wir gesprochen haben«, schlug Akiko vor. »Wir müssen unser Gespräch möglichst genau, Wort für Wort, rekonstruieren.«

Dann fiel ihr noch etwas anderes ein, und sie grinste schelmisch.

»Verflixt«, sagte sie. »Die Yakuza müssen doch die Abhörbänder von unseren Gesprächen haben. Ob sie uns die ausleihen würden, wenn wir sie schön darum bitten?«

Julia Noruz stand auf dem Balkon und rauchte die wer weiß wievielte Zigarette an diesem Tag. Lauri und Alice haben recht, dachte sie, ich sollte aufhören. Oder zumindest weniger rauchen. Wie oft habe ich das Rauchen schon aufgegeben, überlegte sie. Andererseits hatte das Rauchen auch eine gute Seite, nämlich, dass es nichts mit radioaktiver Strahlung zu tun hatte. Denn es war doch klar, dass ...

... dass ...

... denn man konnte ja nun nicht denken, dass ...

Und da rückten plötzlich alle Mosaiksteinchen an ihren Platz. Der ganze Komplex, der an einen zerklüfteten, sperrigen Schrotthaufen erinnert hatte, ordnete sich im Bruchteil einer Sekunde, verblüffend brav und schön, zu einer ebenen und glänzenden, naht- und kantenlosen Kugelfläche.

Es schwindelte Julia, und zur Sicherheit hielt sie sich am Balkongeländer fest.

»Geht es dir gut?«, fragte Robertsons Stimme von der Balkontür her. Julia winkte ungeduldig ab.

»Alles in Ordnung?«, fragte Robertson noch einmal.

»Ja, mir fehlt nichts. Ich will nur in Ruhe nachdenken.«

Könnte das stimmen, überlegte Julia fieberhaft. Nein, das kann es nicht. Überhaupt nicht.

Aber andererseits ... Es würde alles erklären. So schöne Formen sind meist kein bloßer Zufall. Im Grunde glaube ich, dass sie niemals Zufall sind. Nicht dann, wenn so viele scheinbar zusammenhanglose Teilchen plötzlich beschließen, sich ineinanderzufügen. Ohne um Erlaubnis zu fragen. Gnadenlos wie der Teufel persönlich. Ohne auch nur im Geringsten Mitleid mit den alten Paradigmen zu empfinden.

Wie eine Schlafwandlerin ging Julia zurück zu ihrem Schreibtisch.

»Julia?«

David Farleys Stimme kam von irgendwo weit her.

Die Inder haben jahrhundertlang ihre verdammten Bidis geraucht, dachte Julia. Vielleicht noch länger. Wie lange? Viele haben wirklich viel geraucht, auch heute noch kosten die Bidis eigentlich nichts im Vergleich zu den modernen Zigaretten. Und Ganja, das gerauchte Marihuana und Haschisch? Oder Opium? Die von Haschisch oder Opium abhängigen Menschen tun oft nichts anderes als kiffen. Sie sitzen mit ihrem Stoff viel schlimmer in der Klemme als ich mit meinem Nikotin, dachte Julia. Hab ich zum Beispiel Watson jemals ohne einen Marihuana-Joint gesehen, überlegte sie. Und wenn sie ihr Gedächtnis noch so sehr anstrenge, sie konnte sich an einen solchen Anblick nicht erinnern.

Und der Rauch von Brennholz und Viehdung? In den Häusern, in denen das Essen auf Holzfeuer zubereitet wird, wo es jedoch nicht einmal einen Rauchabzug gibt oder während des Monsuns nicht einmal eine Lüftungsklappe? In den Häusern, die in den Bergen des Himalaja im Winter mit Brennholz geheizt werden, sodass der gesamte Rauch drinnen bleibt? Die Belastung mit Feinstaubpartikeln muss fantastische Dimensionen haben, Tausende Male größer als die Mengen, die der Mensch in den reichen Industrieländern normalerweise einatmet.

Wenn all dies wahr und unbestreitbar dokumentiert ist, wie sollte es dann möglich, wenn auch nur in der Theorie möglich sein, dass ...?

In Gedanken ging Julia noch einmal alle wichtigen Punkte der Schlussfolgerungskette durch. Jedes Kettenglied hatte Bestand. Großer Gott, dachte sie, so muss es sein.

Bestimmte Gewebe des Menschen, wie zum Beispiel die Haut und in geringerem Maße auch das ganze Verdauungssystem, verkraften kleine Dosen radioaktiver Strahlung ohne Problem. Die auf die Haut treffende Gammastrahlung ist nicht gefährlich, wenn sie nicht sehr stark ist. Die Hautzellen bemerken die Bombardierung mit Alphateilchen gar nicht. Die mit dem Wasser und der Nahrung in den Organismus gelangenden radioaktiven Stoffe sind meist nicht viel gefährlicher als die Strahlung, die auf die Haut trifft, denn sie werden vom Organismus nicht sonderlich gut absorbiert. Vielmehr wird das, was durch den Mund in den Magen gelangt, meist einige Stunden später oder spätestens nach einigen Tagen wieder ausgeschieden.

Das ist die einzige Möglichkeit, all die widersprüchlichen Beobachtungen zu erklären, dachte Julia. Die Krebsepidemien im Südirak und die Folgen von

Tschernobyl. Der Witz dabei ist, dass die in bestimmten Gebieten gemessenen Bequerel-Mengen gar nicht mit der Morbidität zu korrelieren brauchten. Im Grunde sollte die Korrelation sogar in den meisten Fällen negativ sein.

Wir haben alles ganz falsch verstanden, dachte Julia. Denn wenn wir unsere Hypothese auf den Kopf stellen und uns das Bild andersherum ansehen, dann ist doch ...

»Julia?«, fragte Farley mindestens zum dritten Mal, jetzt allerdings schon mit lauterer und viel gereizterer Stimme.

Julia wandte sich um und sah Farley an.

»Jablokow hat recht«, platzte Julia heraus.

»Wie bitte?«, fragte Farley verwundert.

»Jablokow hat recht«, wiederholte Julia.

Farley sah sie verständnislos an.

»Was ist das jetzt für ein Witz?«

»Gar keiner«, wehrte Julia ab. »Ich meine es ganz ernst.«

»Na, dann würde ich jedenfalls sagen, dein Timing ist sozusagen für den Arsch«, sagte David Farley beleidigt. »Wo ist Andrews?«

Julia bemerkte erst jetzt, dass Farley irgendwie seltsam war. Er atmete heftiger als sonst, und auf seinem Gesicht lag ein eigentümlich ängstlicher, ja fast panischer Ausdruck. Normalerweise war Farley kühl und beherrscht, betont gelassen. Julia hatte ihn noch nie so gereizt und nervös gesehen. Außerdem war dies vermutlich das erste Mal, dass sie Farley einen groben, vulgären Ausdruck benutzen hörte. Er bediente sich sonst einer korrekten, gepflegten Sprache.

»Kenneth ist bei der Präsidentin«, sagte Julia. »Zusammen mit Lauri.«

»Bei der Präsidentin der Vereinigten Staaten?«

»Ja.«

»Oh Scheiße, was für ein Timing«, heulte Farley auf.

Oha, schon zum zweiten Mal, dachte Julia. Es musste wirklich etwas passiert sein.

»Bevor sie etwas beschließen, müssen sie unbedingt erfahren, was ich gerade herausbekommen habe«, sagte Farley.

»Das hat ja wohl noch Zeit. Ich glaube nicht, dass sie momentan Telefongespräche entgegennehmen.«

»Oh verdammte Kacke! Wir müssen es wenigstens versuchen.«

»Was hast du, Dave?«, fragte Julia. »Bist du okay?«

»Nein, wirklich nicht. Hassan Yussuf hat ausgesagt.«

»Lass hören«, forderte Julia ihn auf.

»Erinnerst du dich an die Fotos von dem großen Metallzylinder?«

»Ja?«

»Wir hatten recht. Sie haben ihre Bombe im Frachtraum eines Schiffs gebaut.«

»Das haben wir ja schon vermutet.«

Abgesehen davon, dass ich nicht recht daran geglaubt habe, dachte Julia. Jetzt musst du es akzeptieren, sagte sie sich. Du musst lernen zu akzeptieren, dass auch du mal im Irrtum sein kannst.

»Aber das ist noch nicht alles«, fuhr Farley fort. »Yussuf hat gesagt, dass die Bombe im Frachtraum des Schiffs schon fertig ist. Er weiß nicht, in welchem Land es sich befindet, und er kennt den Namen des Schiffs nicht. Er weiß nur, dass es von Westen kommt, weil die Höhenwinde angeblich von West nach Ost wehen.«

»Der Jetstream, ja.«

»Ja, genau. Seit die Japaner das während des Zweiten Weltkriegs entdeckt haben ...«

»Was hat er sonst noch gesagt?«, unterbrach ihn Julia.

»Er hat gesagt, die Bombe sei schon an ihrem Platz.«

»Oh Scheiße!«

»Aber das Schlimmste ist, was Yussuf sonst noch erzählt hat. Er hat gesagt, dass auf die Bombe ...«

Die Präsidentin der Vereinigten Staaten von Amerika starrte Lauri und Kenneth Andrews irritiert und gereizt an und erwartete eine Antwort.

»Der von einem Feuersturm verursachte Hurrikanwind bläst zwar die Flammen nach innen«, begann Lauri. »Aber wenn die Brandlast groß genug ist, kann sich das Feuer auch als Linienbrand nach außen ausbreiten, wenn also so viel Strahlungswärme vorhanden ist, dass sie die Umgebung in Brand setzt, obwohl der Wind nach innen bläst. Der Wind kann die Infrarotstrahlung nicht aufhalten.«

Die Präsidentin schüttelte ungläubig den Kopf.

»Was ist Ihre Einschätzung?«, fragte sie Andrews.

»Wir können nichts Sicheres sagen, Frau Präsidentin«, antwortete Andrews ausweichend. »Das ist bislang noch nie erforscht worden.«

»Das ist noch nie erforscht worden? Ich traue wohl meinen Ohren nicht!«

»Bei großen Waldbränden kann es hundertfünfzigtausend Kilowatt Wärmeleistung pro Meter Brandfront geben«, fuhr Lauri fort. »Einen solchen Brand kann nichts außer einem starken Regen aufhalten.«

»Und in einer großen Stadt?«

»Nun, wie viel könnte das sein? Einige Hunderttausend, Millionen Kilowatt pro Meter Linie«, schätzte Lauri. »Kaum wesentlich mehr. Aber der Brand kann sich natürlich als Linienfeuer nur so lange nach außen ausbreiten, wie es genügend Brandlast gibt. Wenn die Besiedlung aufhört, wird sich auch der Brand allmählich verlangsamen. Schließlich kommt er zum Stillstand. Er kann sich also nicht unendlich ausbreiten.«

Die Präsidentin stand auf, ging zu einer großen Karte der Vereinigten Staaten und betrachtete sie. Sie fuhr mit dem Finger über die Karte, über die großen Siedlungszentren und deren Umgebung. Lauri vermutete, dass sie sich erinnerte, wie die einzelnen Orte aussahen, hatte die Präsidentin doch bei ihren Wahlkampagnen das Land kreuz und quer bereisen müssen. Vermutlich überlegte sie, was für Brandlasten es an den jeweiligen Stellen geben mochte.

»Haben Sie den Eindruck, dass wir es im Kalten Krieg ein wenig übertrieben haben?«, fragte sie. »Dass wir nicht Zehntausende von Kernwaffen gebraucht hätten?«

»So könnte man es sagen, Frau Präsidentin«, antwortete Lauri.

Andrews hob die Hand, als wolle er um das Wort bitten wie in einer Konferenz.

»Gibt es noch etwas?«, fragte die Präsidentin.

Sie wandte den Blick nicht von der Karte.

»Wie ich schon sagte, es ist etwas schwierig, zu diesen großen Bränden ein Modell zu erarbeiten«, begann Andrews.

Andrews sah, dass der Zeigefinger der Präsidentin auf der Karte von San Francisco nach Oakland, von dort nach Berkeley und weiter nach Concord und Stockton wanderte.

»Ja?«, fragte die Präsidentin zerstreut.

»Wir können ein Modell von dem sogenannten Firebrand-Effekt auf dem Gebiet des eigentlichen Feuersturms erstellen«, sagte Andrews. »Die verschiedenen brennenden Gegenstände, die durch die Luft geschleudert werden, beschleunigen in dieser Zone die Ausbreitung des Feuers stark. Aber wir können die Ereignisse in der Umgebung des Feuersturms nicht prognostizieren. Die Hurrikanwinde würden über sehr große Gebiete hinwegfegen. Häuser stürzen ein, Gasleitungen bersten. Autos und Motorräder werden durch die Luft geschleudert, prallen gegen harte Gegenstände, und ihre Brennstofftanks platzen auf, Benzin strömt aus.«

Der Finger der Präsidentin glitt auf die andere Seite des Kontinents. Jetzt startete er in Boston und wanderte von dort nach Worcester und Providence.

»Durch die Luft fliegen Metallgegenstände und außerdem viel Sand, Staub und Erde«, fuhr Andrews fort. »Aber es regnet nicht. Der Wind ist trocken und heiß, sodass die statische Elektrizität auch ein Faktor ist, den man berücksichtigen muss, der jedoch, so fürchte ich, bisher nicht berücksichtigt worden ist. Ein mit solcher Geschwindigkeit wehender Wind produziert viel Reibungsenergie. Er lädt alles mit elektrischer Energie auf.«

Springfield, Hartford, Waterbury.

»Wenn viele Gas- und Benzinleckagen entstehen, können im Bereich der Hurrikanwinde viele Sekundärbrände entstehen«, fuhr Andrews fort. »Tausende, Zehntausende, letztlich Millionen. Auch in der Sahara erzeugen die Sandstürme so viel statische Energie, dass das Benzin explodiert, wenn man versucht, bei starkem Wind zu tanken.«

Bridgeport. Stamford. New York.

Lauri sah, dass die Präsidentin allmählich ihre Gelassenheit verlor. Auf ihrer Stirn perlten ein paar kleine Schweißtröpfchen, die sie rasch wegwischte.

»Der Hurrikanwind würde natürlich einen großen Teil der Brände ausblasen. Aber wenn sie einmal richtig in Gang kommen, wie es bei einem Erdgasbrand oder einem Benzin- oder Wasserstoffbrand leicht der Fall ist, dann würde der vom Wind herangeführte Sauerstoff den Brand vielleicht irgendwann noch anfachen und die Flammen zu noch größerer Wut schüren. Zumindest dann, wenn der Wind sonst schon ein wenig schwächer geworden ist.«

Trenton. Philadelphia. Baltimore. Washington DC.

»Der Hurrikanwind könnte auch brennende Autos und alle möglichen anderen brennenden Gegenstände mitreißen, die dann wie riesige Brandsätze wirken würden. Mit anderen Worten, wir haben keine Ahnung, wie der Prozess voranschreiten würde. Nicht die geringste. Wir müssten damit experimentieren, um etwas aussagen zu können.«

Richmond. Hampton.

Die Präsidentin nahm den Finger von der Karte und wandte sich wieder Andrews zu.

»Das, was geschehen würde, hinge sicherlich von den Umständen, den Brandlasten, ihrer Verteilung und Ähnlichem ab«, sagte Andrews. »Entweder entstehen hier und da mehrere Zentren von neuen Großbränden, die allmählich die Kraft des ursprünglichen Feuersturms verringern ...«

»Aha«, seufzte die Präsidentin.

»... oder das ganze von dem Superhurrikan verheerte Gebiet fängt Feuer, bevor der

ursprüngliche Feuersturm ausgebrannt ist. Dann ... Nun, es ist sehr schwer zu sagen, was dann passieren würde.«

Die Präsidentin wandte sich wieder der Karte der Vereinigten Staaten zu, als sähe sie sie zum ersten Mal.

»In Hiroshima und Nagasaki gab es nur sehr kleine Brandlasten pro Hektar«, merkte Andrews noch an. »Die Häuser waren einstöckig und bestanden zum Teil nur aus Papier. Kunststoffe gab es nicht und auch kaum Autos.«

Die Präsidentin wirkte noch erschöpfter, und sie tat Lauri fast leid.

»Frau Präsidentin?«, fragte er trotzdem.

»Ja?«, seufzte die Präsidentin.

»Ahm, möchten sie trotzdem noch das allerschlimmste Szenario dieser Theorie hören? Obwohl es eigentlich keine reale Chance gibt, dass es dazu kommt.«

Julia Noruz empfand die Lage als seltsam unwirklich. Es fiel ihr schwer zu glauben, dass das alles tatsächlich geschah. Sie ließ den Blick für einen Moment nach draußen wandern, zu dem samtblauen Streifen Himmel, der durch das Fenster zu sehen war. Über den Himmel glitt eine einsame weiße Schönwetterwolke. Julia hätte sich gerne darauf konzentriert, diese Wolke zu betrachten und ihre gemächliche, ruhige Wanderung über die von Hektik und Stress pulsierende Stadt zu verfolgen.

»David, das kann nicht wahr sein«, wehrte Julia ab.

Sie wunderte sich, warum ihr die eigene Stimme so merkwürdig in den Ohren klang, als käme sie von irgendwo weit her. Sie war sich sicher, dass sie Farleys Worte richtig verstanden hatte. Farley hatte sie sehr deutlich und so langsam artikuliert, dass eigentlich nicht die Gefahr eines Missverständnisses bestand. Dennoch bat sie Farley, seinen Satz zu wiederholen, denn sie hoffte wider besseres Wissen, dass sie ihn in irgendeinem Punkt doch falsch verstanden hatte, dass Farley doch nicht das gesagt hatte, von dem Julia in Wahrheit wusste, dass er es gesagt hatte.

Denn wenn etwas Schlimmes geschah, etwas so Schlimmes, dass man es nicht einmal denken konnte, schob man die Sache gern wenigstens noch ein wenig auf. Wenigstens ein kleines Weilchen, ein ganz klein wenig länger. Auch einige Sekunden kamen einem manchmal wie eine so lange Zeit vor, dass es deshalb den Versuch lohnte. Denn mit ein wenig Glück könnte in diesen paar Sekunden alles - vielleicht - wieder gut werden. Mit geringer, aber doch sich von null unterscheidender Wahrscheinlichkeit.

»Yussuf hat gesagt, dass ...«

Jetzt kommt es, dachte Julia.

»... dass auf die Bombe ... zwölftausend Tonnen Uran geladen worden sind.«

Julia schloss für einen Moment die Augen. Sie wusste, dass es für Lithium 6 viele interessante Verwendungsmöglichkeiten gab. Aber diese war sicherlich die allerschlimmste.

»Chefin?«, wunderte sich Farley. »Bist du noch da?«

Aus Plutonium 239 oder Uran 235 konnte man keine sehr große Atombombe bauen. Die Physik setzte ihrer Größe Grenzen. Wenn der Haufen zu groß war, fing er von selbst an zu brennen. Oder er explodierte.

»Er hat auch gesagt, dass das Schiff schon unterwegs hierher sei«, sagte Farley.

»Ihr habt also den Namen des Schiffs nicht aus ihm herausbekommen?«, fragte Julia.

Wenn aber genügend Lithium 6 zur Verfügung stand, gab es für die Größe der Bombe theoretisch eigentlich keine Obergrenze mehr. Im Prinzip hätte man dann alles Uran der Welt zu einer einzigen, unvorstellbar riesigen Nuklearwaffe zusammenbauen können.

»Nein«, klagte Farley. »Yussuf kennt ihn wohl nicht. Wie du weißt, sieht er mittlerweile kaum mehr ... wie ein Mensch aus, sodass ich glaube, dass er im Wesentlichen schon alles erzählt hat, was er weiß.«

Wenn einige Dutzend Gramm Plutonium mit Hilfe von herkömmlichen Sprengstoffen in einem Gemisch aus Lithium 6 und Deuterium zusammengepresst wurden, dann war das Ergebnis zunächst, im Verlauf einer guten Mikrosekunde, nur eine sehr kleine Atomexplosion. Ein wenig Wärme, aber nicht mehr als tausend Kilo herkömmlicher Sprengstoff erzeugt hätten. Außerdem wurde eine gewisse Menge Neutronen freigesetzt.

»Eine wichtige Sache hat Yussuf noch gesagt«, fuhr Farley fort.

Aber wenn die Neutronen auf Atome von Lithium 6 trafen, kam es zu vielerlei verschiedenen Kernreaktionen.

»Wenn das Schiff angegriffen wird, können sie die Bombe innerhalb von einer Sekunde sprengen«, sagte Farley.

Jede der Reaktionen setzte viel Energie frei.

»Yussuf hat gesagt, dass im Frachtraum drei Männer am Auslöser sitzen«, berichtete Farley.

Das Lithium 6 zerfiel, und durch den Zerfall entstand Tritium.

»Also, wenn wir etwas tun wollen, müssen wir es sehr geschickt anstellen.«

Tritium und Deuterium fusionierten.

»Sonst schaffen sie es, die Bombe zu zünden.«

Ein Teil des Deuteriums fusionierte mit Deuterium.

»Dann würde sie jedenfalls nicht im Hafen explodieren«, versuchte es Julia.

Die Spaltung des Lithium 6 setzte Energie frei.

David Farley schüttelte den Kopf und knurrte: »Hör doch auf, Julia.«

Die Fusion von Deuterium und Tritium setzte Energie frei.

»Ich glaube ehrlich gesagt nicht, dass das klappt, und du weißt es ebenso gut wie ich, dass es in diesem Fall scheißegal ist ...«

Die Fusion von Deuterium mit Deuterium setzte Energie frei.

»... wo die Bombe explodiert«, fauchte Farley.

Vor allem setzte jede der innerhalb von Millionstel Sekunden ablaufenden Reaktionen auch weitere Neutronen frei. Sehr, sehr viele Neutronen.

»Wir alle sind praktisch schon tot«, schrie Farley.

Lauri sah die Präsidentin an, die plötzlich um zehn Jahre gealtert schien. Er hatte den Eindruck, als wüsste die Präsidentin, er möge Schluss machen, aber er wusste auch, dass es besser wäre, wenn er seine Sache jetzt bis zu Ende vortrug. Eine solche Gelegenheit würde sich kaum noch einmal bieten. Niemals wieder.

»Das schlimmste Szenario wäre, wenn die Terroristen ein Schiff mit Natururan oder abgereichertem Uran kapern und in seinem Laderaum eine Atombombe sprengen würden, die Lithiumdeuterid enthält«, sagte Lauri.

»Warum wäre gerade das das Schlimmstmögliche, schlimmer als alles andere, was Sie mir berichtet haben?«, wollte die Präsidentin wissen.

»Das wäre deshalb das schlimmste Szenario, weil man mit Lithium 6 oder einer Mischung aus Lithium und Deuterium auch gewöhnliches Uran 238 sprengen kann«, erklärte Lauri.

»Wie bitte?«

»Mit Hilfe von Lithium 6 kann man eine kolossale Atombombe zum Beispiel aus ganz gewöhnlichem, unangereichertem Natururan bauen«, fuhr Lauri fort. »Oder aus abgereichertem Uran, das wir heute in Form von Geschossen mit Uransprengköpfen an nahezu alle verkaufen, die es haben wollen, weil es für uns nichts als leicht radioaktiver Problemmüll ist.«

»Aber Uran 238 kann doch nicht explodieren«, warf die Präsidentin ein.

Weiß sie es wirklich nicht, wunderte sich Lauri. War es möglich, dass sie es nicht wusste? In allen für ein breites Publikum bestimmten Büchern wurde immer gesagt, dass man Uran 238 nicht zur Herstellung von Nuklearwaffen verwenden könne. Aber hätte die Präsidentin der Vereinigten Staaten es nicht dennoch wissen müssen?

»In Uran 238 kann keine wirkliche Kettenreaktion geschehen«, erklärte Andrews. »Wenn ein Uran-238-Atom gespalten wird, können die bei dem Zerfall freigesetzten Neutronen keine weiteren Atomkerne mehr spalten. Aber wenn in einem aus Uran 238 bestehenden Mantel eine große Menge Lithium 6 und Deuterium gesprengt wird, ist der ursprüngliche Neutronenstrom so massiv, dass

ein relativ großer Teil der Uran-238-Kerne gespalten wird und Energie freisetzt.«

»Wirklich?«, wunderte sich die Präsidentin. »Sind Sie sich da ganz sicher?«

»Die größten der im Kalten Krieg gebauten Nuklearwaffen waren dreiphasig«, versetzte Andrews. »Fissions-Fusions-Fissionsbomben. Wasserstoff-Uranbomben. So wie Castle Bravo. Ein winziger Plutonium-239- oder Uran-235-Zünder. Dann Lithiumdeuterid und darum herum ein massiver Mantel aus Natururan. Auf dieselbe Weise könnte man, zumindest theoretisch, eine noch viel größere Nuklearwaffe bauen.«

»Angenommen, im Laderaum eines Frachtschiffs befinden sich zehntausend Tonnen Natururan«, sagte Lauri. »Die Urantransporte umfassen heutzutage ziemlich große Mengen. Das wurde so eingerichtet, damit die Terroristen zahlenmäßig weniger Chancen haben. Falls die Terroristen im Laderaum des Schiffs eine große Wasserstoff-Uran-Bombe zünden, die einige Tonnen Deuterium und Lithium 6 enthält, könnte ein erheblicher Teil der Urankerne der Erzfracht gespalten werden.«

»Ein wie großer Teil?«, fragte die Präsidentin.

»Darüber möchte ich nicht spekulieren«, sagte Lauri. »Wir haben dazu keine ordentlichen Modelle. Und selbst wenn wir sie hätten, wären sie in diesem Fall nicht sehr verlässlich. Aber es würde sich um eine gewaltige Kernexplosion von nie da gewesenen Ausmaßen handeln. Falls die Explosion in Küstennähe stattfinden würde, würde sie sofort ein riesiges Gebiet in Brand stecken. Vor allem würde sie einen radioaktiven Niederschlag kontinentalen Ausmaßes verursachen.«

Die Präsidentin wandte den Blick wieder der Karte der Vereinigten Staaten zu.

»Der Fallout würde einen großen Teil der Vereinigten Staaten bedecken, nicht wahr?«

»Ja«, bestätigte Lauri.

»Wie viele Menschen könnten umkommen?«

»Wie hoch ist zurzeit unsere Bevölkerungszahl?«, entgegnete Lauri.

»Dreihundertfünfzig Millionen, plus die illegalen Immigranten, schätze ich. Ein Teil des Fallouts würde bis nach Eurasien gelangen. Und auch dort würden nicht alle überleben. Ich glaube, die Gesamtzahl würde bei über einer halben Milliarde

liegen.«

»Machen Sie keine Witze!«, herrschte die Präsidentin ihn an.

»Aber nein, Frau Präsidentin«, versicherte Lauri. »Der Fallout einer Wasserstoff-Uran-Bombe ist immer extrem tödlich, weil er viel Uran 237 enthält, besonders, wenn ein großer Teil des Niederschlags bis in die tieferen Schichten der Atmosphäre gelangt und nicht so hoch aufsteigt, dass das Uran 237 zerfällt, bevor es von Lebewesen eingeatmet wird. Wir sprechen jetzt von einer außergewöhnlich schmutzigen und außergewöhnlich großen Atombombe. Etwa so, als würde jemand zehntausend Castle Bravos gleichzeitig zünden.«

»Diese schlimmste Möglichkeit ist natürlich sehr theoretisch«, mischte Kenneth Andrews sich schnell ein. »Die Terroristen müssten Zugriff auf einen sehr großen Urantransport bekommen. Sie müssten ein Frachtschiff aus Australien, Kanada, Namibia oder dem Kongo kapern, ohne dass jemand es merkt. Außerdem müssten sie ihre Bombe in dessen Frachtraum, unter das Uran, schaffen können. Solche Anschläge können wir verhindern, und zwar leicht.«

»Ich hoffe, dass es so ist«, sagte die Präsidentin. »Ich hoffe es wirklich.«

Sie ging wieder zu ihrem Tisch und setzte sich. Dann schenkte sie sich die dritte Tasse Kaffee ein.

»Ich hatte immer geglaubt, es genüge, wenn wir das neunzigprozentige Kernwaffenuran unter Kontrolle haben«, sagte sie dann.

Lauri beobachtete, wie die Präsidentin Zucker in ihre Kaffeetasse tat. Wieder vier Stücke und etwas Milch.

»Wenn wir wirklich in Sicherheit sein wollen, müssen wir auch die Anreicherung von Uranerz zu Uran verhindern«, sagte Lauri. »Denn dann, wenn das Uranerz zu reinem Uran angereichert ist, ist der Schaden schon eingetreten. Wenn wir uns nur darauf konzentrieren zu verhindern, dass sich das Verhältnis zwischen den Uranisotopen ändert, machen wir es den Terroristen etwas schwieriger, aber nicht sehr viel.«

»Und die Kernkraftwerke?«, fragte die Präsidentin.

»Mit allem Respekt: Die müssen wir einfach vergessen, Frau Präsidentin«, sagte Lauri.

»Die Kernkraftwerke vergessen?«

Die Präsidentin öffnete die oberste Schublade ihres Schreibtischs, entnahm ihr die Vortagsnummer der New York Times und breitete die Zeitung auf dem Tisch aus.

»Und das hier?«, fragte sie aggressiv.

»DAS EISFELD AMERY DROHT ZU ZERFALLEN«, schrie eine Schlagzeile, die die ganze Seite füllte. »Das Festlandeis der Prydz Bay ist in Gefahr«, meldete der fast ebenso große Untertitel.

»Auch das ist schlimm, nicht wahr?«, fragte die Präsidentin herausfordernd.

Julia Noruz kämpfte gegen die aufsteigende Panik an und versuchte, klar zu denken. Aber die innere Stimme, die ständig GAME OVER GAME OVER GAME OVER wiederholte, hämmerte ihr die Gewissheit ein, dass sie GAME OVER GAME OVER GAME OVER schon verloren hatten, dass alles schon zu spät war, dass sie diesmal nichts mehr tun konnten, GAME OVER GAME OVER GAME OVER. Dass jetzt alles nur noch unausweichlich dem jammervollen letzten Akt zutrieb.

Tu was, rief Julia sich selbst tonlos zu. Raff dich auf!

»Also gut, zuerst müssen wir das Schiff finden«, sagte sie.

Sie wunderte sich selbst, wie ruhig und kühl sie sich plötzlich anhörte.

»Dann können wir überlegen, wie wir darauf zugreifen«, ergänzte sie.

»Das wird nicht ganz einfach sein, falls Yussuf die Wahrheit gesagt hat«, bemerkte David Farley. »Aber ich glaube nicht, dass er zu dem Zeitpunkt noch den Mumm hatte, uns etwas vorzulügen.«

»Lass uns darüber später nachdenken«, sagte Julia. »Zuerst müssen wir das Schiff finden und davon ein Satellitenbild bekommen. Das Schiff zu finden, sollte eigentlich nicht so schwierig sein.«

»Meinst du?«

»Solche Urantransporte sind nicht so zahlreich. Erstens ist es unterwegs zu einem Ort, wo Uranbrennstoff für unsere Kernkraftwerke hergestellt wird. Außerdem kommt es von Westen, sodass Namibia und Kongo außer Betracht bleiben. Auch Kanada scheidet aus. Es kommt also höchstwahrscheinlich aus Australien. Oder gibt es noch andere Möglichkeiten?«

»Du könntest recht haben«, bestätigte Farley.

Julia ist manchmal verdammt schnell, dachte Farley voller Bewunderung wider Willen. Julia hatte sich schon an ihren Rechner gesetzt, und ihre Finger glitten über die Tasten.

»Tatsächlich ist es hier«, sagte sie und bedeutete Farley, sich anzusehen, was sie entdeckt hatte. »Die australische *MS Bristol*.«

»Das ging aber schnell«, wunderte sich Farley. »Bist du sicher? Außerdem ist Bristol in England.«

»Hiernach ist die *MS Bristol* mit ... elftausend Tonnen Uran beladen.«

Farley ließ einen Pfiff hören.

»Das muss dasselbe Schiff sein.«

»Das denke ich auch. Aber ich prüfe noch, ob von irgendwo anders vielleicht noch eine zweite große Lieferung Uran zu uns kommt. Über eine andere Route, meine ich.«

Julia klickte neue Dateien hervor und sah sie rasch durch.

»Nein ... es ist nichts Entsprechendes unterwegs. Nirgends ... Nicht mal im Osten. Die *MS Bristol*, das muss unser Schiff sein.«

»Gute Arbeit«, seufzte Farley. »Bei dir geht das ruck, zuck. Das muss ich zugeben.«

»Nur war das noch nicht der Aufgabe schwierigster Teil. Als Nächstes müssen wir klären, wo dieser Kahn sich gerade befindet. Wir müssen wissen, wie viel Zeit uns noch bleibt.«

Julia klickte den Auskunftsdienst für Schiffsbewegungen hervor und gab dort den Namen *MS Bristol* ein.

Der Computer arbeitete einen Moment. Dann erschien ein Satellitenfoto des Schiffs. Es war ein großes, gut hundert Meter langes Frachtschiff. Die gewaltige Kommandobrücke befand sich auf dem hinteren Deck. Auf dem Vorderdeck gab es zwei lange Reihen von Stahlcontainern, die sehr eng beieinanderstanden. In der Nähe des Bugs war die Reihe der großen, rechteckigen Stahlkisten unterbrochen, offenbar wegen der in den Laderaum führenden Luken. Zwischen Luken und Bug gab es außerdem noch eine kleinere Gruppe von vier Containern. Kurz darauf flimmerten auch die von Julia erbetenen Daten über den Bildschirm.

Julia sah sie sich an, ohne etwas zu verstehen.

Dann wurde ihr klar, welchen Teil der Welt die Karte darstellte, aber sie wollte es nicht glauben.

»Na was?«, wunderte sich Farley.

»Die *MS Bristol* hat vorgestern Hawaii passiert. Sie fährt schon auf Los Angeles zu.«

Julia und Farley hörten, wie die Tür hinter ihnen aufging. Sie sahen Alice Donovan, deren beide Hände verbunden waren. Ihre Nase war leicht verbrannt, und auch um die Stirn trug sie eine breite, weiße Mullbinde.

»Fragt mich nichts«, bat Alice. »Ich werde euch alles erzählen, lasst mich nur erst verschlafen.«

»Das war wohl ein heftiger Trip«, konstatierte Julia unnötigerweise.

»Das kann man wohl sagen.«

»Möchtest du gleich noch so eine Reise unternehmen?«, erkundigte sich Farley.

»Nicht unbedingt«, versetzte Alice.

Alice und Lauri lagen schweißnass im Halbdunkel der heißen Nacht. Lauri hatte sein Bein um Alice gelegt und drückte sie fest an sich.

Es war vier Uhr morgens. Sie waren erst vor einer Stunde nach Hause gekommen, müde und verzweifelt, denn obwohl sie stundenlang verschiedene Möglichkeiten eines Angriffs gegen die *MS Bristol* erörtert hatten, war ihnen keine davon tauglich erschienen. In allen von ihnen durchgespielten Szenarien hatten die Terroristen es immer geschafft, die riesige Wasserstoff-Uran-Bombe im Laderaum des Schiffs zu sprengen.

Jede Übung hatte auf die gleiche Weise geendet: Jedes Mal war ganz Nordamerika von tödlichem radioaktiven Niederschlag bedeckt worden, und nur einige Stunden später war ein Ausläufer der todbringenden, sich nach Osten ausbreitenden Wolke schon über der europäischen Halbinsel angekommen.

Schließlich hatten sie beschlossen, es für diesen Tag gut sein zu lassen oder besser gesagt für diese Nacht, obwohl sie genau wussten, dass sie eigentlich keine Zeit mehr hatten. Sie mussten bald ihren Zug tun, was auch immer das sein würde. Jede Stunde brachte die *MS Bristol* unausweichlich näher an Los Angeles heran. Sie mussten sich schnell etwas Neues einfallen lassen.

Lauri wusste, dass sie wenigstens einige Stunden schlafen mussten, aber er glaubte nicht, dass ihm das gelingen würde. Auch Alice war wach.

Es war schwer, sich zu entspannen, jetzt, wo nur noch wenige Tage übrig waren, im schlimmsten Fall nicht einmal mehr das. Wenn es ihnen nicht gelingen würde, auf irgendeine Weise die Absichten der Terroristen zu vereiteln, würde die *MS Bristol* bald Tausende von Tonnen Uran 237 über Nordamerika verteilen.

Lauri sah Alice an. Er stellte fest, dass auf ihrem Gesicht schon wieder dieser ihm so gut bekannte Ausdruck extrem starker Konzentration lag. Deshalb vermutete er, dass Alice schon eine Idee hatte oder dabei war, eine zu entwickeln, und sagte nichts.

Alice sah vor ihrem inneren Auge die Tausenden von runden Schmelzwasserseen im Dauerfrostgebiet Westsibiriens unter dem Hubschrauber liegen. Sie dachte an damals, als die russischen Meeresforscher sie auf einem Eisbrecher in die Nähe des

Nordpols mitgenommen hatten. Sie wollten messen, wie weit sich der Rand des auf dem Eismeer treibenden Packeises schon von der sibirischen Küste zurückgezogen hatte. Alice erinnerte sich, wie der Eisbrecher plötzlich einen Hilferuf von einem Fischtrawler erhalten hatte, dessen Bordwand von einem fast ganz unter Wasser liegenden, durchsichtigen und schwer wahrnehmbaren Eisblock aufgeschlitzt worden war. Das Schiff war eines jener für die Umgebung völlig ungeeigneten Fischereifahrzeuge gewesen, die vom Rückzug des Treibeises auf das Eismeer hinausgelockt worden waren. Als sie bei dem Fischtrawler angekommen waren, war der schon halb gesunken gewesen, und die Fischer in ihren Rettungsanzügen hatten ihnen vom hinteren Deck aus zugewinkt.

Dieser Vorfall erschien Alice plötzlich wichtig. Warum hatte das Unterbewusstsein ihr dieses Bild gerade jetzt in Erinnerung gerufen? Die Antwort kam ihr so blitzartig wie eine aufflammende Leuchtreklame in derselben Sekunde, da sie sich diese Frage stellte.

Aber natürlich, dachte sie, warum sollten wir es nicht genauso machen.

Lauri sah, wie Alices Augen vor Eifer zu leuchten begannen.

»Was ist denn?«

»Dir wird das wohl nicht gefallen«, warnte ihn Alice.

Sie erklärte Lauri ihre Idee.

»Das könnte funktionieren«, sagte Lauri etwas widerwillig. »Auf jeden Fall ist es bisher der beste Vorschlag. Aber die Frage lautet: Wen schicken wir dorthin?«

Alice antwortete nicht. Lauris Miene spiegelte Unglauben.

»Nein, Alice. Das geht nicht. Auf keinen Fall. Du bist gerade von einem harten Job aus Japan zurückgekommen. Du wärst dort beinahe getötet worden.«

Alice sagte nichts. »Diesmal brauchst du es gar nicht erst zu versuchen«, sagte Lauri. »Da fährt jetzt jemand anders hin.«

»Na gut«, willigte Alice ein. »Gehen wir mal davon aus.«

Aber die Art, wie Alice ihr Einverständnis äußerte, gefiel Lauri nicht.

»Noch immer nichts«, schimpfte Lauri ungeduldig.

Er glitt von dem auf die Seite gekippten, voll Wasser gelaufenen und halb gesunkenen Segelboot ins Wasser hinab und schwamm auf die andere Seite des Boots, zu Alice.

»Wir müssen nur abwarten«, sagte Alice ruhig.

Alice hatte nur einen kleinen, knallroten Bikini an, Lauri trug eine Badehose. Sie sollten möglichst ungefährlich und schlimm verbrannt aussehen, damit sie als glaubwürdige Schiffbrüchige durchgingen. Wenn das so weitergeht, werden wir nur allzu glaubwürdig sein, dachte Lauri, bald sind wir so rot wie gekochte Krebse. Wenn wir zu schlimm verbrennen, kommen wir bald nicht mehr ohne Morphinium aus dem Bett hoch.

Obwohl sie zeitweise von dem halb über dem Boot hängenden Spinnakersegel vor der sengenden Sonne geschützt gewesen waren, hatten sie doch schon eine ausreichende Menge ultravioletter Strahlung abbekommen.

»Was, wenn sie nicht halten?«, fragte Lauri.

»Sie werden halten«, antwortete Alice. »Sie wollen nicht verdächtig wirken.«

»Aber wenn nicht?«

»Na, dann müssen wir uns was anderes ausdenken.«

Lauri verspürte plötzlich eine große Zärtlichkeit für Alice. Er betrachtete ihr vertrautes, liebes Gesicht und bereute all die Misshelligkeiten und jeden Streit, den er in den vergangenen Monaten zu Hause angezettelt hatte.

Er würde alles wiedergutmachen und nicht mehr so egoistisch sein und nicht mehr nur an seine schlechte Laune oder an seine Gereiztheit denken. Oder an das, was Alice seines Erachtens falsch machte. Und an das, was seiner Ansicht nach in ihrer Beziehung vielleicht fehlte. Er würde sein Bestes tun, damit Alice mit ihm glücklich war. Er würde sich darauf konzentrieren, sich auch ihre Wünsche anzuhören und das, was sie versuchte, ihm zu sagen. Er würde alles so machen, wie

er das schon vor Jahren hätte tun sollen.

»Was?«, fragte Alice verwundert und lächelte als Antwort auf Lauris unerwartet zärtlichen Gesichtsausdruck.

Lauris Blick glitt über Alices Schultern, wanderte über die Seite zum Bogen der Hüfte und verweilte kurz auf ihren Brüsten. Mit den Augen streichelte er ihren Körper, der jetzt seltsam fleckig war durch den absichtlich herbeigeführten Sonnenbrand. Auf der Stirn hatte sie eine lange, halb verheilte rote Schramme.

Lauri betrachtete Alices Kniekehlen und ihre feingliedrigen Hände und staunte, wie schön und fein gebaut die Hand des Menschen doch war und auf wie vielfältige Weise und in wie viele verschiedene Richtungen ihre Gelenke sich bewegen konnten. Er wunderte sich, wie besonders schön gerade Alice' Hände geformt waren. Zugleich beschlich ihn Angst, denn er wusste aus Erfahrung nur allzu gut, wie schnell diese körperliche Schönheit vernichtet werden konnte, wie entsetzlich leicht ein junger und lebenskräftiger Frauenkörper sich in nichts als faulendes Fleisch verwandeln konnte.

Aber er wusste auch sehr gut, was Alice' elastischer und erstaunlich starker Körper im Bedarfsfall alles auszurichten vermochte. In Afghanistan, im Irak, im Tschad und an manchen anderen Orten hatte Alice viele Male bewiesen, dass sie ein gefährlicher und tödlich effizienter Gegner war. Lauri hatte auch gehört, was Alice mit den neun Yakuzas gemacht hatte. Jetzt aber wirkte dieselbe Frau in seinen Augen zart und geradezu zerbrechlich.

Wir werden das hier überleben, dachte er.

In Wirklichkeit war er sich seiner Sache keineswegs so sicher, wie er es gerne gewesen wäre. Denn nach den Satellitenbildern waren an Bord der *MS Bristol* mindestens neunzehn bewaffnete Männer. Auf den Satellitenbildern hatten sie gesehen, dass viele zumindest eine Maschinenpistole hatten, und andere waren im Besitz noch gefährlicherer Waffen. Alice und er hingegen besaßen überhaupt keine Waffen, wie sie da an dem halb gesunkenen, auf die Seite gekippten Boot hingen und darauf warteten, dass das Frachtschiff näher kommen und sie aus dem Meer fischen würde.

Ich wäre lieber nicht hier, dachte Lauri. Vor allem möchte ich nicht, dass Alice hier ist. Ich halte es schon aus, wenn mir etwas zustößt, aber wenn Alice etwas passiert, werde ich es mir nicht verzeihen, dass ich mich auf das hier eingelassen habe.

Alice hatte sich natürlich sofort als Freiwillige gemeldet, als vereinbart worden war, das Projekt zu realisieren. Sie hatte Kenneth Andrews lustlose Einwände in drei Sekunden abgeschmettert. Lauri hatte sich darüber geärgert, dass Alice die Sache nicht mit ihm besprochen hatte und dass sie immer so verdammt verantwortungsbewusst und ehrgeizig war.

Lauris Ärger war verflogen so wie immer, und er hatte sich freiwillig als »Segelgesellschafter« für seine Frau gemeldet.

Drei Stunden zuvor hatte ein Flugzeug der Küstenwache per Funk Kontakt zur *MS Bristol* aufgenommen und mitgeteilt, dass man ein ungefähr auf ihrer Route befindliches, halb gesunkenes Segelboot und mindestens zwei Überlebende gesichtet habe. Die Leute von der Küstenwache hatten die *MS Bristol* gebeten, die Schiffbrüchigen aus dem Meer zu fischen, weil ihr eigener Brennstofftank fast leer war, sodass der Bordcomputer eine Wasserung und einen neuen Start nicht mehr akzeptierte. Der Kapitän der *MS Bristol* hatte positiv auf die Bitte reagiert.

Und so segeln wir hier jetzt, dachte Lauri.

Sie waren vor elf Stunden hierhergeschleppt worden, nachdem der Routenplan der *MS Bristol* ausreichend präzise vorhergesagt werden konnte.

»Ich glaube, da ist Rauch am Horizont«, sagte Alice. »Vielleicht sollten wir jetzt unsere Signalraketen abschießen?«

»Lass uns noch einen Moment warten. Wir sollten vielleicht so lethargisch wirken, als ob wir den Rauch des Schiffs nicht sofort gesehen hätten.«

Der aus dem Schornstein der *MS Bristol* aufwirbelnde Qualmstreifen wurde höher.

»Jetzt?«, fragte Alice.

»Ja, schieß eine ab.«

Alice schoss eine Leuchtrakete in den Himmel. Sie explodierte zu einer roten, langsam herabsinkenden Kugel.

»Noch eine«, forderte Lauri sie auf.

Alice feuerte eine zweite Rakete ab. Sie war noch nicht erloschen, als sie die Antwort sahen, die von der *MS Bristol* aufstieg.

»Hurra, wir sind gerettet«, rief Lauri aus und mimte den Begeisterten.

»Sei nicht albern«, sagte Alice. »Mal sehen, was uns dort erwartet.«

»Aber zumindest kommen wir aufs Schiff. Versuch bitte, möglichst elend zu wirken. Wenn du dir ein paar Tränen abringen könntest, wäre das von Nutzen. Wir müssen auf geradezu pathetische Weise dankbar erscheinen: Wir hatten schon die Hoffnung aufgegeben, sie haben uns das Leben gerettet und all so was.«

»Sollen wir uns noch etwas sonnen?«

»Nein, wir sind schon ausreichend verbrannt. Lass uns im Schutz des Segels bleiben, bis sie näher kommen.«

Kurz darauf sahen sie ein Frachtschiff am Horizont.

»Es kommt direkt auf uns zu«, bemerkte Lauri. »Jetzt heißt es: Augen zu und durch, kleine Rothaut.«

»Heute ist diese Bezeichnung wohl zum ersten Mal ganz zutreffend«, seufzte Alice.  
»Meine Schultern tun mir nämlich schon ganz schön weh.«

Zwanzig Minuten später war das Frachtschiff bei dem Segelboot angelangt. Es war groß, hundertdreißig bis hundertvierzig Meter lang. Lauri beschirmte mit der Hand seine Augen und versuchte, einen Eindruck vom Deck des Schiffes zu gewinnen. Er erkannte auf der Kommandobrücke eine Reihe schwarzer Silhouetten, ein Teil der Männer schien bewaffnet zu sein. Auf dem Hauptdeck befanden sich weitere Bewaffnete. Dahinter ragten rostbraune, rote und graue Stahlcontainer auf, die mit dicken Metalltrossen befestigt waren.

Vom Schiff wurde ein Rettungsstuhl herabgelassen. Damit wurde ein stämmiger Mann in einem Nassanzug ins Wasser gelassen. Mit kräftigen Stößen schwamm er auf das Segelboot zu. Er zog ein Tau hinter sich her.

»Seid ihr okay?«, fragte der Mann mit starkem australischem Akzent.

Verdammte Verräter, dachte Lauri, ließ sich aber nicht anmerken, was in ihm vorging. Wie viel hat man euch wohl dafür bezahlt? Wisst ihr überhaupt, wobei ihr da mitmacht?

»Dem Himmel sei Dank, Sie sind gekommen«, atmete Alice auf.

Ihre Tränen waren überzeugend. Gut gespielt, dachte Lauri.

Der Mann in dem Nassanzug suchte für den Haken am Ende des Taus einen geeigneten Befestigungspunkt.

»Nehmen Sie sie zuerst«, sagte Lauri ritterlich.

»Sie haben bestimmt Durst«, sagte der Australier.

»Das kann man wohl sagen«, bestätigte Lauri.

Zehn Minuten später waren Lauri und Alice an Bord der *MS Bristol*. Der Kapitän des Schiffes begrüßte sie mit einem Handschlag.

»Marcus Hamilton«, stellte er sich vor. »Schön, Sie zu Gast zu haben. Ich würde vorschlagen, dass Sie zuerst beim Arzt vorstellig werden, er kann Ihnen dann Ihre Kabine zeigen. Sie sind bestimmt sehr müde.«

»Wir sind Ihnen unendlich dankbar«, sagte Lauri. »Sie haben uns das Leben gerettet. Wir dachten schon, unser letztes Stündlein hätte geschlagen.«

»Ganz so schlimm stand es vielleicht doch nicht. Ein Flugzeug der Küstenwache hatte Sie schon bemerkt. Das hat Sie gerettet.«

»Viele Waffen«, sagte Lauri beiläufig und deutete auf zwei Wachleute hinter Kapitän Hamilton. Beide hielten Maschinenpistolen in den Händen.

Hamiltons Miene verfinsterte sich.

»Das muss heutzutage sein. Wir haben angereichertes Uranerz geladen. Gelber Kuchen, sozusagen. Yellowcake. Daraus wird Brennstoff für Kernkraftwerke gemacht.«

Lauri sah zu, wie der Rettungstaucher, der ihnen heraufgeholfen hatte, eine kleine Funkboje an ihrem Segelboot befestigte. Dann löste er das Tau und ließ das Segelboot treiben. Einen Moment später hörten Lauri und Alice, wie die Maschinen der *MS Bristol* vom Leerlauf wieder auf normalen Betrieb umschalteten. Das Schiff bewegte sich wieder vorwärts, auf Los Angeles zu, das nur noch tausendsechshundert Kilometer entfernt war.

Der Schiffsarzt, Desmond Clarke, machte den Eindruck eines kompetenten Profis. Er ließ die Ankömmlinge eine Salz- und Zuckerlösung trinken und gab ihnen große Flaschen davon mit. Er gab ihnen auch Salben und Schmerztabletten für ihren Sonnenbrand, der sie mittlerweile gehörig quälte.

Oh verdammt, wir haben es wohl etwas übertrieben, dachte Lauri. Gleichzeitig überlegte er, wer von den Leuten an Bord letztlich mit den Terroristen gemeinsame Sache machte. War ein Teil der Besatzung unschuldig, oder befanden sich alle auf kriminellen Abwegen?

Der Arzt führte die Schiffbrüchigen über eine Treppe in die Gästekabine, die sich im hinteren Teil des Schiffes direkt unter dem Hauptdeck befand.

Lauri und Alice hatten sich die Konstruktionszeichnungen der *MS Bristol* bis in alle Einzelheiten eingeprägt. Danach lagen die Mannschaftsquartiere größtenteils in zwei Etagen auf der Kommandobrücke. Darunter, unter dem Hauptdeck, gab es noch zwei weitere Reihen von Kabinen. Der Maschinenraum lag ebenfalls im Heck des Schiffes, wesentlich tiefer unterhalb der Kabinen. Das gleichmäßige, dumpfe Stampfen der Hauptmaschine des Schiffes dröhnte jetzt irgendwo unter ihren Füßen. Der ganze vordere Teil des Schiffes bis hin zur Kommandobrücke bestand laut Zeichnungen aus einem einzigen großen Laderaum, in den man durch drei verschiedene Luken gelangte. Laut den Zeichnungen gab es auf dem Schiff Funkanlagen, sowohl auf der Kommandobrücke als auch in einer eigenen Funkerkabine in der Basis der Kommandobrücke in Höhe des Hauptdecks.

»Sie sind doch ein Paar?«, vergewisserte sich Clarke. »Der Kapitän hatte es so verstanden.«

»Das hat er ganz richtig gesehen«, sagte Alice und schenkte Clarke ihr strahlendstes Lächeln.

»Na, dann lasse ich Sie jetzt allein, damit Sie sich ausruhen können. In den Schränken hängen allerlei Kleider, da finden Sie beide etwas Passendes.«

Clarke schloss die Tür hinter sich und entfernte sich. Kurz darauf hörten Alice und Lauri, wie jemand anderes an die Tür kam und sie verriegelte. Lauri wartete ein Weilchen und probierte dann vorsichtig, ob sie sich öffnen ließ. Das Schloss gab nach, aber ein Riegel verhinderte, dass sich die Tür öffnete.

Die Kabine war sauber und geräumig und offenbar für zahlende Gäste gedacht. Sie

besaß ein Badezimmer und ein WC. Es gab eine Kaffeemaschine und einen kleinen Kühlschrank, in dem sich sogar ein paar Lebensmittel und Bier fanden. Foster's, natürlich. Doch keine dieser an sich angenehmen Einzelheiten änderte etwas an der Tatsache, dass sie in ihrer Kabine gefangen waren.

Lauri öffnete die Schranktüren und prüfte rasch, was sie enthielten. Unauffällig hielt er auch Ausschau nach möglichen Kameras oder Mikrofonen. Er fand nichts, aber das war natürlich noch kein Beweis dafür, dass es keine Mikrofone gab. In den Schränken fand sich kein Seil, dafür eine ganz ordentliche Auswahl an Damen- und Herrenbekleidung. Ein Teil davon hing auf Kleiderbügeln aus sehr dickem und steifem Metalldraht. Lauri dachte, dass sie ihnen noch gut zupasskommen würden.

»Wunderbar, dass man auf dem Schiff für derartige Situationen gerüstet ist«, sagte Lauri laut.

»Und die Kabine ist schön.«

Lauri wählte Hose, Hemd und Schuhe in Schwarz. Unter den Damenkleidern waren leider nicht so viele schwarze, daher musste Alice sich mit einem dunkelroten Rock und einer schwarzen Bluse begnügen. Na ja, auch Dunkelrot ist im Dunkeln nicht gut zu erkennen, dachte Lauri.

Mit den Lippen artikulierte Lauri tonlos den Satz: Hier könnten Mikrofone sein. Alice nickte. Sie nahm einen Notizblock und einen Stift vom Tisch und schrieb: WAFFEN? TÜR VERRIEGELT? WARUM? VERDÄCHTIG? Sie zeigte Lauri den Notizblock, und der nickte. Das Verschließen der Kabinentür war zweifellos alles andere als vertrauenerweckend.

Kriegst du das Schloss auf, fragten Alice' Lippen tonlos.

Ja, aber das merken sie, antwortete Lauri.

Und das Fenster?

Sehen wir uns das an, sagte Lauri tonlos.

Er schob das Bullauge der Kabine auf und schaute hinaus. Das Fenster lag etwa acht Meter über dem Meer. Es war so groß, dass er gerade eben hindurchkommen würde, Alice würde trotz ihrer Hüften besser hindurchpassen. Lauri spähte nach oben. Bis zur Reling des Decks waren es etwa drei Meter. Zwischen Fenster und Reling gab es nichts, woran man sich hätte festhalten können. Wir brauchen drei

Meter Seil, flüsterte Lauri, aber wir können es erst in der Nacht versuchen.

Als Antwort macht Alice mit Daumen und Zeigefinger das Okay-Zeichen. Sie tauschte ihren Bikini gegen Unterwäsche, die sie im Schrank gefunden hatte. Wem wohl diese Kleider gehören, dachte Lauri. Der Frau des Kapitäns?

»Lass uns schlafen gehen, ich bin todmüde«, sagte Alice laut.

»Ist mir recht.«

Er beugte sich über Alice und küsste sie.

»Sollten wir nicht ein bisschen Petting machen?«, flüsterte Alice ihm ins Ohr. »Für den Fall, dass sie eine Kamera oder ein Mikrofon haben. Damit sie sehen, dass wir keine Angst vor Kameras oder Mikrofonen haben.«

»Du Exhibitionistin«, sagte Lauri leise. »Aber mir soll es recht sein.«

Hinter dem Horizont, fünfzig Kilometer von der *MS Bristol* entfernt, dümpelte ein großes Flugboot der US-Army. Darin hielten sich außer der Mannschaft auch vierunddreißig Gäste auf: eine dreißigköpfige Kommandogruppe, Kenneth Andrews, George Robertson, Julia Noruz und David Farley.

Andrews, Julia und George beobachteten auf Videomonitoren das Satellitenbild der *MS Bristol*.

»Das Schiff ist jetzt noch zehn Minuten in Reichweite der Kamera dieses Satelliten«, sagte Julia. »Dann dauert es wieder eine Viertelstunde, bevor wir es wieder sehen können.«

»Zum jetzigen Zeitpunkt unternehmen sie noch nichts«, sagte Andrews. »In der Nacht werden die Unterbrechungen der direkten Sicht dann schon viel unangenehmer sein. Aber die *Oregon* verfolgt sie unter Wasser nur wenige Kilometer entfernt. Die hören sofort, wenn auf dem Schiff geschossen wird.«

»Mir gefällt diese Operation nicht«, mischte sich Farley ein. »Es gibt zu viele Punkte, an denen etwas schiefgehen kann.«

»Du hattest keine besseren Vorschläge damals, als wir den Einsatz besprachen«, verteidigte sich Julia. »Die Lage ist schwierig, und die Risiken sind auf jeden Fall außergewöhnlich groß, egal, was wir tun.«

Aber das schlechte Gewissen drückte auch sie wie Blei. Wir haben hier gut spekulieren, dachte Julia.

»Wenn überhaupt jemand diesen Einsatz bewältigen kann, dann sind es die beiden«, sagte Andrews. »Beide sind schon für sich allein sehr gefährlich. Alice hat gerade in ziemlich hässlicher Weise neun Yakuza erledigt. Und wenn sie zusammenarbeiten ... Na, ich möchte jedenfalls nicht unbedingt zur Gegenseite gehören, wenn es auf dem Schiff losgeht.«

»Ich gehe eine rauchen«, sagte Julia.

»Dass du nur nicht ins Wasser fällst, wenn wir plötzlich losmüssen«, mahnte Andrews.

Julia öffnete die Luke und kletterte auf eines der großen Schwimmwerke des Boots. Sie ließ ihr Feuerzeug aufschnappen und atmete gierig den Rauch ein. Ich bin ein Junkie, dachte Julia voller Selbsthass. Inhalieren ist doch immer noch die direkteste und schnellste Methode, einen Stoff ins Gehirn zu bekommen, überlegte sie. Deshalb raucht man auch Crack oder Heroin. Aber gerade jetzt brauche ich das wirklich, jetzt steht viel auf dem Spiel.

Im Grunde hatte Julia den Verdacht, die Risiken könnten noch viel größer sein, als irgendjemand auch nur ahnte.

Die größten Strahlenmengen nach dem Unglück von Tschernobyl waren in den Gebieten gemessen worden, in denen es geregnet hatte, als der Fallout darüber hinweggezogen war. Aber bei Regen fielen die heißen Teilchen nicht mehr als Klein- und Nanopartikeln, Aerosole, herab, die man leicht in die Lunge einatmen konnte. Die Regentropfen waren im Durchschnitt eine Million Mal größer als die Wolkentröpfchen. Dort, wo es nicht geregnet hatte, waren also weniger Becquerel heruntergekommen, aber wahrscheinlich in gefährlicherer Form. Die Teilchen, die über die Verdauungsorgane in den Körper gelangten, blieben nur Stunden oder Tage im Organismus, die eingeatmeten Klein- und Nanopartikeln dagegen konnten sich für Jahrzehnte in den Lungenbläschen oder anderen inneren Organen festsetzen.

Es war falsch, Verbindungen zwischen den von Atomtests am schlimmsten kontaminierten Gebieten und der gestiegenen Zahl der Krebserkrankungen zu suchen, denn es würden sich keine finden lassen. Das russische Akademiemitglied Jablokow hatte lange behauptet, ein großer Teil der in der ganzen Welt zunehmenden Krebsmorbidity könnte eine Folge der in der Atmosphäre durchgeführten Atomtests sein. Vielleicht hatte er recht, dachte Julia. Wir haben im Hintergrundrauschen nur die Spitzen gesucht, vielleicht hätten wir uns auch das Hintergrundrauschen selbst ansehen sollen.

Und wenn nun die meisten der durch das Rauchen verursachten Krebserkrankungen und Herzkrankheiten eine Folge der radioaktiven Strahlung sind? Vor dem Zweiten Weltkrieg drängten die Studenten und sogar die älteren Ärzte bis hin zu den Professoren in großen Scharen in die Obduktionsräume, wenn ein an Lungenkrebs Verstorbener dorthingebacht worden war. Die Zunahme der Krebserkrankungen konnte nicht nur an den modernen Zigaretten und an der gestiegenen Lebenserwartung der Bevölkerung liegen. Die Inder hatten doch jahrhundertlang schon ihre Bidis geraucht.

Und wenn nun die Tabakpflanzen, die die verschiedenen Spurenelemente besonders gierig aus dem Erdboden aufsaugten, damit zugleich eine größere Menge radioaktiver Teilchen aufnahmen als früher? Teilchen, die bei Atomtests und den Unfällen in Tschernobyl und Sellafield freigesetzt worden waren? Kleine Uranpartikel, die die Kohlekraftwerke über ihre Umgebung verteilten? Der Granitstaub von Beton und Straßenbetten und das von ihnen freigesetzte Radon und Polonium? Und wenn nun eine brennende Zigarette diese Teilchen in die Lungenbläschen wie in eine Dauerparkhalle transportierte? Und wenn nun jedes dieser winzigen Teilchen genau dieselben Zellen einem radioaktiven Langzeitbombardement aussetzte? Sie immer wieder von Neuem beschädigte? Vielleicht konnten die Zellen den Schaden so und so oft reparieren, schließlich aber versagte irgendetwas.

Und wenn nun die radioaktiven Klein- und Nanopartikel permanent neben anderen Mutationen auch neue Krebsgene erzeugten? Krebskrankheiten mit einer neuen genetischen Grundlage, die sich endlos von einer Generation zur nächsten vererbten?

Julia hoffte mehr als alles andere, sie möge nicht recht haben. Aber sie fand es erschreckend, dass sie in Wirklichkeit nicht mal in groben Zügen wussten, wie viele Menschen sterben würden, wenn es Alice und Lauri nicht gelang, den Terroranschlag zu verhindern.

Wir wissen es tatsächlich nicht, dachte Julia. Aber ist es so, dass wir es deshalb nicht wissen, weil es schwierig war, die Wahrheit herauszubekommen? Oder ist es so, dass wir es deshalb nicht wissen, weil wir es nicht wissen wollten?

Später in der Nacht riss Alice den Stoff ihres Bikinioberteils auf, geschützt unter der Decke und mit möglichst kleinen und ruhigen Bewegungen. Die Polsterung, eine Sonderanfertigung, zerfiel sofort in zwei acht Meter lange, dünne Seilstücke. Alice knüpfte in die Seile Knoten im Abstand von dreißig Zentimetern. Damit die Knoten groß genug wurden, steckte Alice die Streifen eines zerrissenen Lakens hinein, bevor sie sie festzog. Die Knoten verkürzten zwar das Seil, aber es war trotzdem immer noch mehr als lang genug. Obschon dünn, würde das Seil doch eine Belastung von mehreren Hundert Kilo aushalten. Aber ohne die Knoten wäre es schwierig, daran hochzuklettern, und es würde schmerzhaft in die Hände schneiden.

Unterdessen nahm Lauri die Kleiderbügel auseinander und wickelte den Stahldraht zu einer Strähne zusammen. Dann bog er die Strähne zu einem Haken, der schon so stark war, dass er sein Gewicht tragen würde, ohne sich sonderlich zu verbiegen.

»Gehen wir?«, flüsterte Alice ihm ins Ohr.

Lauri nickte. In der Kabine war es stockdunkel. Lauri trat ans Fenster, öffnete es und steckte den Kopf hinaus. Die Sternenhaufen funkelten im All, aber der Mond würde noch lange nicht aufgehen. In der Dunkelheit waren gerade eben noch die ständig ihre Form verändernden weißgrauen Schaumkronen zu erkennen.

Die Schiffsmotoren stampften dumpf, die Schläge der Wellen gegen den Bug waren als mattes Klatschen und Dröhnen zu hören. Das gegen die Schiffsborde der *MS Bristol* anbrandende Wasser rauschte leise. Vom Deck her aber war nichts zu hören. Gab es da etwa gar keine Wachen?

Dann hörte Lauri Schritte. Sie näherten sich in ruhigem, gleichmäßigem Takt. Die Schritte gingen vorüber. Sie warteten. Zehn, fünfzehn Minuten. Wieder gingen die Schritte an ihnen vorbei und entfernten sich dann zum Bug hin. Wenn die Wache diesen Rhythmus beibehielt, hätten sie fünfzehn Minuten Zeit. Das war mehr als genug, eine geradezu fürstliche Spanne Zeit für eine so einfache Operation, wie sie sie vorhatten.

Lauri reckte sich hinaus und warf den aus den Kleiderbügeln gefertigten Haken zur Reling hinauf. Der erste Wurf ging haarscharf vorbei, der Haken flog klirrend gegen die Reling und prallte ab. Mit angehaltenem Atem warteten sie, ob jemand es

gehört hatte. Doch es geschah nichts, was darauf hingedeutet hätte, und Lauri warf den Haken noch einmal. Diesmal blieb er fest am Geländer hängen, und Lauri zog ein paarmal heftig daran, um sich zu vergewissern, dass er wirklich festsaß. Dann ergriff er das Seil und begann, an Deck zu klettern, die Knoten hielten gut und erleichterten ihm den Aufstieg. Alice folgte ihm.

Lauri löste den Haken vom Seil und band dieses an einer unauffälligen Stelle ans Geländer. Im Bedarfsfall würden sie mit seiner Hilfe schnell zurück in die Kabine gelangen. Trotz der Dunkelheit nahm Lauri wahr, dass das seitlich am Schiff herabhängende Seil bis ins Wasser reichte. Es schleifte durch die Wellen und wirbelte kleine Tropfenschauer auf, aber Lauri glaubte nicht, dass jemand das bemerken würde. Jedenfalls nicht, bevor es hell wurde. Und am Morgen würde schon alles vorbei sein. Auf die eine oder andere Art.

»Was jetzt?«, flüsterte Alice. »In den Laderaum?«

Lauri nickte. Hassan Yussuf hatte gesagt, dass drei Männer im Laderaum den Zünder der Bombe bewachten, bereit, ihn zu zünden, falls das Schiff angegriffen werden sollte.

Lauri und Alice wussten, dass Kenneth Andrews und die Mitglieder der Einsatzgruppe das Schiff über Satellit und über die Periskope der U-Boote beobachteten. Sie sollten jene drei Männer ausschalten, deren Aufgabe es war, die Bombe zu zünden. Dann sollten sie den Kommandoeinheiten, die das Schiff beobachteten, irgendwie signalisieren, dass sie ihre Aufgabe erfüllt hatten. Die würden sofort zu Hilfe kommen, wenn die Gefahr einer unmittelbaren Explosion eliminiert war. Sobald Lauri und Alice diese drei Männer unschädlich gemacht hatten, mussten sie nur noch zusehen, dass sie drei oder vier Minuten am Leben blieben, dann würden sie in Sicherheit sein.

Auch drei Minuten können manchmal eine sehr lange Zeit sein, dachte Lauri. Es kann viel mehr sein als der Abstand zwischen Überleben und Tod. Aber andererseits wusste er auch, dass Alice mindestens ebenso gefährlich war wie er selbst, wenn es darauf ankam. Vielleicht konnte sie nicht in jeder Hinsicht eine ebenso fulminante Schnelligkeit entwickeln, aber das konnte auch kaum jemand anders. Außerdem war Alice als Schützin erheblich geschickter als selbst Lauri. Schusswaffen hatten sie natürlich noch nicht, bis sie sich selbst welche beschaffen würden.

Lauri sah auf die Uhr. Ihre erste Waffe würde bald, in fünf Minuten, vorbeikommen.

»Wir warten auf den Wachposten«, flüsterte Lauri Alice zu.

Einige Minuten darauf hallten die Schritte des Wachmanns über das Deck.

Sie warteten, bis er bei ihnen angelangt war, dann trat Lauri hinter dem Rettungsboot hervor und versetzte dem Mann einen Schlag hinters Ohr. Der Schlag war hart, der Mann verlor sofort das Bewusstsein und wäre auf das Deck gefallen, wenn Alice ihn nicht aufgefangen hätte. Er hatte keine Maschinenpistole, sondern nur eine einfache Pistole bei sich.

»Nimm du sie«, flüsterte Lauri. »Du schießt besser.«

Sie versteckten den Wachmann unter der Plane des Rettungsboots. Wie lange es dauern würde, bis man seine Abwesenheit bemerkte, wussten sie nicht, denn sie hatten keine Ahnung, in welchen Abständen die Wachen gewechselt wurden. Aber auf jeden Fall war es das Beste, die eigentliche Arbeit so bald wie möglich zu erledigen.

Von der Ecke der Kommandobrücke aus spähten sie in Richtung Bug. Einige Meter entfernt vor ihnen unterbrachen geradlinige Umrisse den freien Blick in Richtung Horizont. Das Deck war leer. Aus den direkt über ihnen liegenden Fenstern der Kommandobrücke fiel Licht, außerdem gab es an den Funk- und Radarmasten kleine Warnleuchten, und an der Tür, die zur Kommandobrücke führte, leuchtete eine einsame Glühbirne. Im Übrigen lag das ganze Schiffsdeck im Schutz schwarzer, dunkler Schatten.

Gebückt schlichen sie zu den nächstgelegenen Containern. Lauri bewunderte wieder Alices Fähigkeit, sich schnell und nahezu lautlos zu bewegen. Die Indianerspiele der Kindheit sind nicht umsonst gewesen, dachte Lauri, obwohl ich es nie gelernt habe, mich ebenso leise zu bewegen. Alice war sicherlich von ihren traditionsbewussten Verwandten unterwiesen worden!

Sie tauchten in den Canon zwischen den Containerreihen ein. Die großen Stahlkisten standen dicht bei dicht, sodass man nach keiner Seite zwischen ihnen hindurchsehen konnte. Das Maschinengeräusch der *MS Bristol* wurde matter, während sie zum Schiffsbug hin vorrückten.

Die Container endeten, und sie blieben stehen, um abzuwarten. Niemand war zu sehen.

Die Luke zum Laderaum stand weit offen. Zwischen der Luke und dem Bug standen noch einige Container. Lauri wunderte sich über die offene Luke.

»Radon«, flüsterte Alice. »Uran gibt Radon ab, es soll durch die Luke entweichen.«

Sicherlich war das der Grund, dachte Lauri.

»Gehen wir«, sagte er.

Sie spähten vorsichtig in den Laderaum. Es war stockfinster, nirgends gab es ein Licht. Es hatte den Anschein, als wäre der Frachtraum tatsächlich voller Uranerz. Von der Luke führte eine Treppe abwärts, die kurz oberhalb des Erzhaufens endete. Mit angehaltenem Atem lauschten sie in die Dunkelheit, aber von unten waren keinerlei Geräusche zu hören, die auf die Anwesenheit von Menschen hätten schließen lassen.

»Eigenartig«, flüsterte Alice. »Es ist nicht ganz so, wie Yussuf es beschrieben hat.«

»Oder sie sitzen still im Dunkeln, für den Fall von Kommandoschlägen.«

Sie nahmen die feuchten Tücher aus der Tasche und banden sie sich so ums Gesicht, dass sie Mund und Nase bedeckten. Obwohl das Uranerz nicht sehr radioaktiv war, bedeutete das Einatmen von Uranstaub doch ein gewisses Risiko.

Dann stieg Alice, so leise sie konnte, die Treppe hinab. Zwischendurch hielt sie inne, um zu lauschen, aber aus dem Laderaum waren keinerlei von Menschen verursachte Geräusche zu hören. Alice konnte sich nur schwer vorstellen, dass irgendwo im Laderaum tatsächlich drei Männer versteckt sein könnten, die tagaus, tagein, Woche um Woche, Minute um Minute sich so still verhalten konnten. Ohne zu mucksen, zu atmen, zu husten, zu niesen, ein Wort zu sagen.

Die letzte Stufe. Alice ließ sich katzenhaft und völlig geräuschlos auf den Uranhaufen fallen. Die Metallstückchen waren grob und schartig und stachen ihr in die Handflächen.

Alice richtete sich ein wenig auf und schlich weiter in den Laderaum hinein. Lauri wartete einen Augenblick und folgte ihr dann. Durch die geöffnete Ladeluke fiel etwas Licht herein, aber je weiter sie vordrangen, desto weniger konnten sie sehen.

Alice fand mit der Hand die Seitenwand des Laderaums. Sie folgte ihr, indem sie bei jedem Schritt den Fuß möglichst langsam und möglichst geräuschlos aufsetzte.

Eine halbe Stunde später hatten sie den Laderaum umrundet, ohne etwas anderes als Uranerz in großen, welligen Haufen gefunden zu haben.

»Hier sind sie nicht«, flüsterte Lauri Alice zu. »Sie sind irgendwo anders, vielleicht in der Funkerkabine. Aber die Bombe muss irgendwo hier sein. Von hier müsste ein Kabel dorthin führen, wo sie sich aufhalten. Wenn wir das durchtrennen ...«

»Und wenn dadurch die Bombe gezündet wird?«

»Das glaube ich nicht.«

»Bist du sicher?«

Lauri seufzte.

»Nein. Vielleicht sollten wir das Kabel suchen und nachsehen, wohin es führt.«

Aber sie fanden kein Kabel und auch keinen anderen Hinweis auf eine gewaltige Röhre mit einer Atombombe, obwohl sie fast zwei Stunden in dem dunklen Laderaum danach suchten.

»Wir kommen nicht weiter«, flüsterte Lauri. »Es ist zu dunkel hier.«

»Was schlägst du vor?«

»Wir brauchen Licht. Sehen wir mal nach, ob es in den Rettungsbooten eine Taschenlampe gibt.«

»Und wenn das Kabel unter dem Uran ist?«

»Dann müssen wir uns was anderes einfallen lassen.«

»Wie viel Zeit haben wir noch, bis es hell wird?«

»Nicht viel. Zweieinhalb Stunden vielleicht. Außerdem geht der Mond bald auf. Das erschwert die Sache.«

Sie kletterten zurück an Deck. Am Nachthimmel war schon der erste matte Schimmer des aufgehenden Mondes zu erkennen. Die Zeit läuft uns davon, dachte Alice. Sie wollte sich gerade zu Lauri umdrehen und ihm etwas sagen, als im Dunkeln ein helles Licht aufflammte und direkt auf sie gerichtet wurde.

»Ich dachte mir doch, dass da etwas war ...«

Die Stimme von Kapitän Hamilton brach ab, nachdem Alice einen Schuss abgegeben hatte.

Alice' Kugel hatte mitten in die Lampe getroffen und sie zersplittern lassen. Das Licht erlosch, und es wurde wieder dunkel. Alice schoss nicht noch einmal, denn eine aus einer Maschinenpistole abgegebene Salve streckte sie zu Boden.

Lauri hörte das Rattern der Maschinenpistole, sah, wie im Dunkeln das Mündungsfeuer aufflammte und wie Alice, die vor ihm gestanden und ihn mit ihrem Körper vor den Kugeln geschützt hatte, sich zusammenkrümmte und sich den Leib hielt.

Katherine Henshaw erwachte schweißnass von ihrem eigenen Schreien. Es dauerte eine Weile, bis sie erkannte, dass sie in ihrem Bett lag und nicht auf der stillen, nächtlichen Landstraße neben einem Mercedes, der gegen einen Baum gefahren war und auf dem Dach lag. Auch heute noch träumte sie davon, wieder und wieder, in allen Einzelheiten und so lebendig, als wäre es gerade erst passiert. Die Bäume am Straßenrand, der stechende Geruch des auslaufenden Benzins. Ringsherum verstreute Sachen. Ihre Knie dick mit Schlamm bedeckt und schneidender Schmerz in den Handflächen, an den Knien und an der Stirn.

Katherine versuchte, sich zu beruhigen, und wartete, dass der Albtraum allmählich die Gewalt über sie verlor. Obwohl er das vermutlich niemals tun würde. Es gab Dinge, von denen sie wünschte, dass sie nur ein böser Traum wären. In Wirklichkeit aber waren sie etwas, woraus sie nie erwachen würde.

Wie viele Male hatte sie sich schon gewünscht, dass sie nicht zu Michaels Wohnung gefahren wären, sondern sich etwas anderes überlegt hätten. Oder dass Michael gefahren wäre. Michael hatte fahren wollen, aber er war noch schlimmer betrunken gewesen als sie, sodass es nicht falsch gewesen war, dass sie sich Michaels Schlüssel geschnappt hatte.

In der Rückschau war ihr natürlich klar, dass sie konsequenter sein und Michael am Weggehen hätte hindern müssen. Auf keinen Fall hätte sie sich ihm als Chauffeurin anbieten dürfen, nur weil sie weniger betrunken war.

Ich hätte es besser wissen müssen, dachte Katherine. Aber ich stand schon damals ziemlich stark unter Druck, wir beide standen unter Druck, und ich wollte mir ordentlich einen antrinken, und das haben wir dann ja auch getan.

Doch dann ...

Alles war so schnell gegangen. Die Lichter, die ohne Vorwarnung auf ihren Fahrstreifen herüberwechselten, die blendende Helligkeit. Sie hatte darauf mehr als halb blind reagiert und versucht, dem entgegenkommenden Auto auszuweichen.

In gewisser Weise war es nicht einmal mein Fehler, dachte Katherine. Abgesehen davon, dass ich nicht hätte fahren dürfen. Im Nachhinein waren viele Dinge ganz klar. Kristallklar.

Wenn ich nicht gefahren wäre, dachte Katherine, könnte Michael vielleicht noch gehen und laufen und schwimmen, und er hätte Frau und Kinder, und ich könnte mit mir selbst leben und würde mich nicht verabscheuen und hassen. Ich würde etwas ganz anderes tun, und Rheyra würde bestimmt noch bei mir wohnen, vielleicht auch Ritchie.

Katherine stand auf, zog sich ihren Bademantel an und ging in die Küche. Sie schenkte sich einen ordentlichen Whisky ein und betrachtete das fast volle Glas.

»Nein, verdammt!«

Sie nahm das Whiskyglas und goss die Flüssigkeit in den Ausguss.

Dann ging sie auf den Balkon. Mit beiden Händen ergriff sie das Geländer und atmete die kühle Nachtluft ein. Sie roch stark nach Smog und wirkte ebenso sauber und frisch wie Tabaksqualm. Ein bisschen so, als würde man Abgase direkt am Auspuff einatmen, dachte Katherine. Die Luft kratzte in ihren Lungen wie Sandpapier.

Eigentlich wäre es schön, ganz woanders zu wohnen, dachte Katherine. An einem Ort, an dem das Leben einfacher und leichter wäre. Mit einem kleinen Garten, einem Hund und vielleicht noch anderen Haustieren. Einige Apfelbäume und ein Kirschbaum, der im Frühling weiß blühen würde, sodass die Blütenblätter wie Schnee zu Boden fielen.

Sie versuchte, sich zu konzentrieren. Immer stärker hatte sie das Gefühl, dass sie heute noch etwas anderes quälte als all das, was sie sonst bedrückte.

Katherine ließ ihre Gedanken frei hierhin und dorthin schweifen. Was war nur in letzter Zeit alles passiert? Die Party bei Washburn, die N.T.U., Lauri Nurmi und Kenneth Washburn. Nein, Kenneth Andrews. Manchmal war es ziemlich schwierig, die beiden auseinanderzuhalten. Der zweite, noch schrecklichere Einsatz in Washburns Haus. Aber im Büro der N.T.U. hatte Lauri Nurmi sich für sie eingesetzt und seinen Chef k.o. geschlagen. Das war ziemlich unerwartet gekommen. Gelinde gesagt.

Es kam ihr so vor, als hätte ihr Gefühl heute etwas mit Lauri Nurmi zu tun. So als hätte etwas ihr gesagt, dass Lauri Nurmi in Gefahr war. Dass er vielleicht sterben würde, gerade jetzt, in dieser Nacht.

Soll ich ihn anrufen und ihn warnen, überlegte Katherine. Aber was kann ich sagen? Ich kann nichts anderes sagen, als dass ich böse Ahnungen habe. Warum sollte er mir glauben? Und was würde er davon halten?

Das ist egal, das hat jetzt keine Bedeutung, dachte Katherine. Aber klar war, dass sie ihn auf keinen Fall anrufen sollte.

Katherine nahm ihr Telefon und wählte Lauris Nummer.

»Kenneth Andrews«, meldete sich eine Stimme am anderen Ende.

»Ach, du bist es«, seufzte Katherine.

»Wer ist da?«

»Das willst du gar nicht wissen. Ich wollte Lauri Nurmi sprechen. Warum meldest du dich an seinem Telefon?«

»Warum hast du ihn angerufen?«

»Tja ... Ich habe einfach das Gefühl, dass er in großer Gefahr ist. Dass ... Ich weiß, wie blöd das klingt. Aber ich wollte ihn warnen.«

»Entschuldige, aber was hat er dir eigentlich alles erzählt?«, fragte Andrews misstrauisch.

»Mich hat es erwischt«, stammelte Alice. »Und zwar übel.«

Ihre Stimme bebte vor Schmerzen. Lauri zog Alice hinter eine Containerecke. Warum schießen sie nicht mehr, wunderte er sich. Vielleicht wollen sie uns lebend ...

Er löste die Pistole aus Alice' kraftloser Hand und steckte sie sich in den Gürtel.

»Scheißgeschichte«, keuchte Alice. »Ich hätte den Beruf wechseln sollen ... rechtzeitig.«

»Hab keine Angst. Ich schau mal, was passiert ist«, flüsterte Lauri und bemühte sich, seine Stimme ruhig klingen zu lassen.

Aber er musste ständig gegen die aufsteigende Panik ankämpfen. Nicht dich, schrie eine tonlose Stimme in ihm. Nicht dich, Alice, nicht dich!

Als er Alice vorsichtig auf den Rücken drehte, sah er, dass ihre Wunden gefährlich waren. Sie hatte drei Treffer abbekommen, mindestens einen davon in den Bauch. Ihr ganzer Unterleib war schon voller Blut, und die Wunde blutete immer stärker. Lauri verstand, dass er nicht viel tun konnte, um das Blut zu stillen, aber dennoch begann er, Streifen von seinem Hemd abzureißen.

»Es tut weh«, sagte Alice. »Sehr.«

»Versuch durchzuhalten«, stieß Lauri hervor. »Wir werden das hier überleben.«

Alice schüttelte den Kopf. Auf ihre Lippen trat ein kleines, verkrampftes Lächeln.

»Nein, ich hab mir gerade ... ein ... Landgut gekauft.«

»Gib nicht auf, du darfst jetzt nicht aufgeben.«

Lauri steckte Stoffstücke in Alice' Wunden und versuchte so, die Blutungen zu verlangsamen. Es half nur wenig.

»Es ist ein Elend, dass ... Aber denk immer daran, dass ich ... dich geliebt habe.«

»Wir werden noch tolle Sachen zusammen machen, wir werden auch heiraten, wenn du willst«, sagte Lauri eilig. »Und Kinder haben. So viele, wie du willst.«

Alice lächelte müde. Lauri sah, dass ihre Schmerzen schlimmer wurden. Die Kugel, die sie in den Bauch getroffen hatte, musste sie innerlich zerrissen haben.

»Es ist so leicht, einer sterbenden Frau ... alles Mögliche zu versprechen.«

»Du irrst dich. Du wirst nicht sterben.«

Alice hatte nicht die Kraft zu widersprechen.

»Also gut«, seufzte sie.

Lauri sah, dass ihre Kräfte schwanden.

»Lauri, eine Sache noch.«

»Lass uns später reden.«

»Falls ... ich nicht ...«

»Alice, lass gut sein ...«

»Aber falls ...«

»Versuch, noch einen Augenblick durchzuhalten. Ich erledige sie und komme dann zurück.«

»Also ... gut.«

Lauri sah, dass ihre Schmerzen so stark geworden waren, dass es ihr schwerfiel, noch ein Wort herauszubringen.

Also ...

Er hatte nicht viel Zeit, Alice musste dringend ärztlich behandelt werden. Er musste Hilfe holen und anschließend nachsehen, ob es in der Schiffsapotheke etwas Brauchbares gab. Aber das alles musste sehr schnell geschehen, und er würde nichts tun können, solange er die Terroristen nicht erledigt hatte. Es waren

mindestens achtzehn, und er saß zwischen zwei bis an die Zähne bewaffneten Gruppen von Terroristen in der Falle. Das war nicht gut. Manchmal hatte es besser gestanden.

Der Weg war versperrt, in beiden Richtungen. Sowohl rechts als auch links waren Männer mit Maschinenpistolen, wie viele genau, wusste er nicht. Er überlegte, ob es noch eine andere Möglichkeit gab, als sich zu ergeben. Denn das konnte er nicht tun, nicht in diesem Fall, in dem es um Diebstähle von Plutonium und Lithium 6 ging. Es standen einfach zu viele Menschenleben auf dem Spiel.

»Kommst du mit erhobenen Händen raus, oder sollen wir eine Handgranate werfen?«, rief einer der Terroristen.

»Könnte ich noch etwas Bedenkzeit bekommen?«, rief Lauri zurück.

Wenn die Terroristen eine Handgranate zwischen die Container warfen, würde auch Alice sterben. Er musste handeln, jetzt sofort. Ihre Kabine und das dort angebrachte Seil waren auf der anderen Seite des Schiffs, in Hecknähe, und er war gut zehn Meter vom Bug entfernt. Wie lang war doch das Schiff? Hundertdreißig, hundertvierzig Meter, hatte er geschätzt, als sie neben dem Schiff auf dem Meer getrieben waren. Die genaue Zahl auf den Zeichnungen war hundertsechsdreißig gewesen. Wenn er sich recht erinnerte, war das Schiff gut zwanzig Meter breit. Höchstens fünfundzwanzig Meter. Und die Geschwindigkeit des Schiffs? Die war im Moment nicht sehr hoch, die Maschinen liefen mit halber Kraft, der Kapitän hatte befohlen, das Tempo zu drosseln. Höchstens fünf, sechs Knoten, auf keinen Fall mehr als zehntausend Meter in der Stunde, drei Meter pro Sekunde also, vielleicht sogar etwas weniger. Es könnte also möglich sein, zumindest wenn ... Aber werde ich etwas sehen, wenn ich auftauche?

Lauri blickte zum Nachthimmel hinauf. Gerade stieg die klare Mondsichel aus dem Meer auf. Davor bebte ein zarter Lichtstreifen auf den Wellen. Die Umstände hätten besser sein können, aber vielleicht waren sie ausreichend. Sie mussten reichen.

»Na, kommst du jetzt da raus?«, rief eine Stimme links von ihm.

»Okay, ihr habt gewonnen, ich komme«, antwortete Lauri.

Er zog sich neben einen Container zurück, nahm einen Anlauf und sprang mit dem Kopf voran über das Geländer, dem elf Meter weiter unten wartenden, dunklen Meer entgegen.

Lauri war in Richtung Schiffsbug gesprungen. Er hörte wütende Schreie und mehrere Schüsse, aber die Kugeln schlugen nicht in seiner Nähe ein, denn er hörte kein Pfeifen. Er war sicherlich schon im Schutz der Schiffsflanke und damit in Sicherheit, sodass der Beschuss in diesem Augenblick kein Problem war. Zugleich fragte er sich, in einem wie spitzen Winkel er aufzutreffen wagte. Die Fallhöhe war beträchtlich, die Wasseroberfläche würde so hart sein wie ein Brett. Andererseits: Je steiler er aufträte, desto tiefer würde er hinabsinken, und desto mehr kostbare Sekunden würden für die Wende draufgehen. Und er hatte nicht viele Sekunden zu verschenken. Vielleicht keine einzige.

Die tiefschwarze Oberfläche des Wassers kam ihm entgegen. Lauri teilte sie und tauchte elegant ein. Luftblasen stoben in dichten Wolken um ihn herum, aber sie verflüchtigten sich schnell, wirbelten nach oben und entschwanden dem Blick. Das Wasser wurde schwarz, und er sah nichts mehr. Als er nicht mehr weiter nach unten sank, begann er nach oben zu kralen. Er drehte sich auf die Seite und stieg auf, bemühte sich aber zugleich, möglichst schnell noch weiter unter das Schiff zu gelangen.

Von allen Seiten umgab ihn undurchdringliche Schwärze, die ganze Welt war verschwunden. Hoffentlich bewege ich mich in die richtige Richtung, dachte er. Was, wenn ich Richtung Meeresgrund schwimme oder aufs Meer hinaus? Wie kann ich das wissen, wo ich doch nichts sehe? Und wenn ich nun direkt auf die Schiffsschraube zusteure? Dann traf seine Hand auf den Schiffsboden, und er spürte einen Schmerz, als die daran feststehenden Seepocken ihm die Fingerspitzen aufrissen.

Der gewaltige, massive schwarze Rumpf des Frachtschiffs flitzte über ihn hinweg, und er schwamm tiefer hinab, bemüht, den Schiffsboden nicht zu berühren.

Immerhin hab ich mir nicht den Rücken verrenkt, oder aber ich spüre den Schmerz noch nicht, dachte Lauri und kämpfte sich vorwärts. Ein Königreich für ein Paar Schwimmflossen, ging es ihm durch den Kopf, warum hab ich keine Schwimmflossen, der Mensch ist so fürchterlich langsam und schwerfällig unter Wasser. Ich sollte wenigstens einen Meter pro Sekunde vorwärts kommen, trieb er sich fieberhaft an.

Dröhnend glitt das Schiff über ihn hin.

Es fährt zu schnell, gleich bin ich in der Schiffsschraube, dachte Lauri verzweifelt.

Dann war er an der tiefsten Stelle des Schiffsrumpfs und schwamm unter dem Kiel hindurch, und die großen Seepocken, die sich trotz des giftigen Farbanstrichs dort festgesetzt hatten, rissen ihm wieder zwei wütende rote Schrammen in die Arme, als er den massiven Kiel streifte.

Wie weit war die Schiffsschraube noch entfernt? In dem dunklen Wasser konnte er sie nicht sehen. Ob ich sie sehen würde, wenn sie unmittelbar neben mir wäre, dachte Lauri. Oder kann sie mich unvermittelt zerstückeln, ohne Vorwarnung? Das Schiff bewegte sich viele Male schneller, als er schwimmen konnte. Wenn doch Alice hier wäre, sie ist eine viel bessere Schwimmerin als ich, dachte er.

Die Schiffsflanke stieg steiler an. Es war, als verblasste die Schwärze des Wassers. Ob er sich das nur einbildete?

Aber dann konnte er in der Schwärze den von der Schiffsschraube weiß gepeitschten Wasserschaum erkennen und schrie in Gedanken vor Schreck auf. Das Heck des Schiffs ist zu nahe, ich gerate in die Schraube! Das war nicht das Ende, das er sich gewünscht hatte, und vor allem Alice ...

Sein Kopf tauchte neben der *MS Bristol* auf, er schnappte nach Luft und bemerkte im matten Mondlicht zugleich, dass das Seil mit den Knoten schon ganz nahe, nur einen Meter entfernt, vor ihm hing und eigentlich schon vorüberglitt ... Himmel, ich werde es verpassen, dachte er noch, streckte mit dem Furor der Verzweiflung die Hand danach aus und ...

... klammerte sich an das Seil.

Lauri ergriff das Seil auch mit der anderen Hand und hing ein paar kostbare Sekunden lang daran, um abzuwarten, bis sein Atem sich beruhigt hatte. Das Schiff nahm ihn mit, sodass seine Taille und die Schenkel über die Oberfläche schleiften und das Wasser aufspritzen ließen, so als handelte es sich um eine absonderliche Variante von Wasserski. Die Wassertropfen funkelten matt im durchscheinenden Licht der Mondsichel.

Lauri schaute am Schiffsrumpf entlang nach oben. Der ragte hoch über ihm auf wie eine finstere, schwarze Mauer. Wie viel Zeit bleibt mir noch, bis die Terroristen darauf kommen, auch diese Seite des Schiffs zu inspizieren, überlegte er. Nicht unbedingt sehr viel.

Lauri machte sich ans Hochklettern. Elf Meter bis zum Deck. Zum Glück hatte Alice in weiser Voraussicht auf der ganzen Länge des Seils Knoten angebracht. Und zum Glück hatten sie das ganze Seil hinabgelassen. Man konnte nie wissen, wozu etwas gut war. Andererseits war der eigentliche Grund natürlich gewesen, dass ein Seil, das vom Deck nur bis zum Fenster ihrer Kabine gereicht hätte, viel verdächtiger gewesen wäre als ein vom Deck bis zur Wasseroberfläche reichendes, falls jemand es zufällig bemerkt hätte.

Dann hatte Lauri das Geländer erreicht und sprang an Deck. Er atmete auf vor Erleichterung, aber nur einen Moment. Er hatte immer noch mindestens achtzehn bis an die Zähne bewaffnete Terroristen gegen sich, die ihre Sache anscheinend beklagenswert gut beherrschten. Sie hatten Alice keine Chance gelassen.

Die Pistole steckte immer noch in Lauris Gürtel, er nahm sie heraus und ließ das Wasser aus dem Lauf rinnen. Alice hatte nur einmal geschossen, im Magazin mussten also noch sieben Patronen sein. Das war deutlich mehr als nichts.

Hinter der Ecke der Kommandobrücke waren Laufschritte zu hören. Wie viele Personen kamen da? Eine? Mehrere? Lauri erstarrte und spitzte die Ohren, hörte aber nur die Schritte einer Person. Bestimmt hatte der Kapitän einen Mann abkommandiert, auch die andere Seite des Schiffs zu kontrollieren. Warum hätte er mehrere Männer schicken sollen, es wusste ja niemand von dem Seil? Ausgezeichnet, dachte Lauri. Der Mann hatte sicherlich eine Feuerwaffe, hoffentlich war es eine Maschinenpistole.

Lauri presste sich gegen die Wand. Halb im Laufschriff kam der Terrorist hinter der Ecke hervor, und er hatte eine Maschinenpistole. Ausgezeichnet, dachte Lauri, ein besseres Geschenk könnte ich mir im Moment gar nicht vorstellen, vielen Dank. Der Mann schaute geradeaus und bemerkte Lauri erst, als er schon halb an ihm vorbei war. Er erstarrte, kam aus dem Tritt, und Lauri schlug ihn zuerst auf den Kehlkopf und dann sehr stark in den Nacken. Ohne einen Laut stürzte der Mann zu Boden. Die Maschinenpistole fiel ihm dabei jedoch aus der Hand und rutschte in Richtung Reling. Lauri wollte sie fassen, schaffte es aber nicht, und so polterte sie gegen die Reling und fiel ins Wasser. Lauri hielt sich nicht damit auf, sich über diesen Verlust zu ärgern. Er hatte gelernt, dass so etwas sinnlos war, es würde nur seine Konzentration beeinträchtigen. Er sah nicht mehr nach dem am Boden liegenden Mann, denn er wusste, dass der nie wieder aufstehen würde.

Einer, dachte er, siebzehn sind noch übrig. Das Kräfteverhältnis war nicht günstig, aber er hatte auch zwei Vorteile auf seiner Seite. Die Terroristen rechneten

bestimmt nicht mit ihm. Wenn er dieses Überraschungsmoment optimal nutzte, könnte er vielleicht gleich zur Begrüßung einige von ihnen ausschalten. Auch danach galt für ihn immer noch, dass jeder Entgegenkommende ein feindlicher Kämpfer war. Er würde schießen können, ohne zu fragen und ohne zu zögern. Aber die Terroristen mussten aufpassen, dass sie nicht auf ihre eigenen Leute schossen. Je chaotischer die Lage wurde, desto größer waren seine Chancen.

Lauri schlich lautlos, aber schnell zu der Treppe, die zur Kommandobrücke führte, und stieg hinauf.

Zeit gibt es jetzt auf Karten, dachte er. Von unten hörte er Schritte um die Ecke kommen, und plötzlich durchschnitten die Lichtkegel von Taschenlampen, die hin- und hergeschwenkt wurden, das Dunkel. Ihm kam der Gedanke, dass die Männer das Wasser sehen würden, das von seinen Kleidern auf das Deck gelaufen war, aber dagegen konnte er nichts machen. Alice würde sterben, wenn er nicht schnell handelte. Er musste unverzüglich die Haupttruppe angreifen und sie ausschalten.

Als Lauri die Kommandobrücke betrat, hörte er von unten einen überraschten Ruf. Weitere folgten, ebenso Flüche und Laufschriffe. Die Terroristen hatten ihren toten Kumpan gefunden. Es würde nur einen Augenblick dauern, und sie würden die Wasserpfützen entdecken. Ein paar weitere Sekunden, und sie würden das Seil bemerken und verstehen, dass er zurückgekehrt war. Er würde die Vorteile des Überraschungsmoments verlieren, wenn er nicht schnell agierte, und ohne das waren seine Chancen nahezu gleich null. Er musste sofort zur Sache kommen. Von der Vorderseite der Kommandobrücke her hatte er freie Schusslinie zum Vorderdeck hin, zu der Stelle, wo die Terroristen ihn und Alice überrascht hatten.

Lauri trat hinter der Ecke der Kommandobrücke hervor, direkt unter die brennende Lampe. Nur wenige Meter entfernt standen vier mit Maschinenpistolen bewaffnete Männer, denen vor Verwunderung die Kiefer herunterklappten, als sie den wassertriefenden Lauri erblickten.

Wenn Lauri Nurmi auch nur einen Augenblick innegehalten hätte, um nachzudenken, hätte er sofort begriffen, dass seine Lage aussichtslos war, dass er keine Chance hatte. Er hätte erkannt, dass er es nicht schaffen würde, vier Leute zu töten, bevor diese ihn mit ihren Kugeln durchsiebt hätten, zumal er selbst nur noch sieben Kugeln hatte.

Während des Zweiten Weltkriegs war nur einer von sechs Soldaten bereit gewesen, auf Soldaten der Gegenseite zu schießen, um sie zu verwunden oder zu töten. Fünf von sechs hatten absichtlich vorbeigeschossen.

In der Schlacht von Gettysburg während des amerikanischen Bürgerkriegs hatten die meisten Soldaten beider Seiten ihre Waffen immer wieder und wieder neu geladen, ohne sie zwischendurch abzufeuern, nur um das Töten und Verletzen anderer Menschen zu vermeiden.

Die Zeit verlangsamte sich. Sie blieb fast stehen. Lauris blickte einem der beiden Terroristen, die zuvorderst standen, fest in die Augen. Der Mann zögerte, verwirrt. Das sind keine erfahrenen Profis, dachte Lauri. Er sah, wie der Mann sich abwandte, weil er seinen Blick nicht ertrug. Der Lauf seiner Waffe richtete sich nach unten.

Der zweite Mann, der ihm gegenüberstand, drückte ab und gab eine Salve von vier oder fünf Schüssen ab. Aber im letzten Moment zog er instinktiv den Lauf der Waffe ein wenig beiseite, sodass die Kugeln über Lauris Kopf hinwegpiffen und in die Wand einschlugen. Die Querschläger verschwanden mit schrillum Pfeifen irgendwo, Farbteilchen von der Wand und kleine Metallsplitter regneten in einem Schwall auf Lauri herab. Das Mündungsfeuer der Maschinenpistole war so nahe vor Lauris Gesicht und Händen aufgeflammt, dass er dessen Wärme spüren konnte.

Lauris Hand bewegte sich, als wäre sie nicht ein Teil von ihm. Das Erste, was ihm als Folge ihrer Bewegung ins Bewusstsein drang, war ein kleiner Stoß gegen den Oberarm sowie die Tatsache, dass in der Stirn des Mannes, der vorbeigeschossen hatte, plötzlich ein kleines rundes Loch erschien. Dann spürte er gleich ein zweites Rucken in der Schulter und im Arm, und der Schädel des Terroristen, der die Waffe hatte sinken lassen, explodierte, sodass Blut und Knochensplitter durch die Luft spritzten. Die übrigen Terroristen hatten noch nicht einmal angefangen, ordentlich zu reagieren.

Wie mit Zeitraffer sah Lauri, wie die Augen des ersten Gegners, den er erschossen hatte, trüb und glasig wurden, wie die Kraft aus seinen Gliedern schwand und er zu Boden sackte, während der Terrorist neben ihm, der mit dem zerschossenen Kopf, mit gewaltiger Wucht direkt auf den hinter ihm stehenden Mann fiel und ihn daran hinderte, die Waffe zu erheben.

Lauri sah, wie der vierte Gegner ihn anschaute. Er sah die Angst in den Augen des Mannes, als dieser seine Taschenlampe fallen ließ, die Maschinenpistole packte und den Lauf auf ihn richtete. Aber die Waffe wurde langsam gehoben, so unglaublich langsam, dass Lauri schon fast lachen musste, als er verstand, dass die Lage sich in zwei Sekunden doch zu seinen Gunsten gewendet hatte. Seine Hand bewegte sich wie von selbst, er spürte zwei Stöße in der Hand, und der Terrorist zuckte zweimal, als die Kugeln sein Herz und seine Lunge durchschlugen. Die Maschinenpistole hörte auf, auf ihn zu zeigen, und Lauri verstand, dass seine Hand sich schon auf den letzten Gegner richtete.

Der vierte Terrorist versuchte verzweifelt, seinen toten Kameraden von sich abzuwälzen, um seine Waffe heben und schießen zu können, aber er hatte keine Chance, das rechtzeitig zu tun. Lauri schoss ihm genau zwischen die Augen.

Alle vier lagen am Boden, still und unbeweglich. Aber die Zeit verging weiterhin langsam, so als hätte sie irgendetwas in die Länge gezogen, sodass die Sekunden nur mühsam und angestrengt aneinander vorbeitröpfeln konnten.

Von irgendwo hörte man Rufe und Flüche und dann ein dumpfes Stampfen und metallischen Klang. Lauri stieg über die Toten hinweg und ließ die fast leere Pistole fallen. Er spähte durch das Seitenfenster in den Ruderraum der Kommandobrücke. Dort war niemand, das Schiff war offenbar auf automatische Steuerung geschaltet.

Lauri blickte zum Himmel hinauf. Der Mond stand schon deutlich höher und leuchtete heller. Aber die scharfen Schlagschatten, die Lauri hier und dort warf, minderten seine Chancen noch nicht entscheidend.

Von den vom Hauptdeck zur Kommandobrücke führenden Stufen, die Lauri einen Augenblick zuvor hinaufgestiegen war, war Gepolter zu hören. Es war unmöglich zu schätzen, wie viele Männer heraufgestürzt kamen. Es waren mindestens drei oder vier, vielleicht noch mehr.

Lauri hob eine Maschinenpistole vom Boden auf und stellte sie auf Einzelfeuer.

Wie viel Sekunden würde er haben, ehe der erste Angreifer das Oberdeck erreicht haben würde? Fünf? Zehn? Fünfzehn? Knapp zehn Sekunden meldete ihm die Rechenmaschine in seinem Gehirn. Er richtete die Maschinenpistole auf das obere Ende des Treppenhauses und wartete.

Die Zeit verging qualvoll langsam.

Das dauert aber, dachte Lauri. Die Treppenstufen erdröhnten weiterhin dann und wann wie in einem Film mit Zeitraffer. Lauri wusste durchaus, dass sich sein eigener Zeitsinn verändert, seine eigene Zeit sich gedehnt hatte und er selbst auf Hochtouren lief. Dennoch war er ungeduldig, er konnte nicht warten. Er hatte es eilig.

Nach einer halben Ewigkeit kam der erste Mann auf den Treppenabsatz gestürmt. Lauri sah ihn deutlich als schwarze Silhouette vor dem mondhellen Himmel. Der Mann schaute nach links, bemerkte Lauri und erstarrte.

Idiot, dachte Lauri.

Der Terrorist erholte sich von seiner Verblüffung und richtete seine Maschinenpistole auf Lauri. Aber ihr Lauf stieß gegen das Geländer, verhakte sich und ließ sich nicht weiter heben. Lauri konnte den Ausdruck von Wut und Verzweiflung auf dem Gesicht des Mannes sehen. Geh zum Teufel, du Dreckskerl, dachte Lauri und betätigte dreimal den Abzug. Die Kugeln trafen den Mann wie ein Vorschlaghammer, und Lauri sah, wie das schwarze Schattenbild über das Geländer geschleudert wurde.

Der Radau auf der Treppe verstummte. Man hörte ein Krachen und einen dumpfen Aufprall, dann nichts mehr.

Das ist doch unglaublich, dachte Lauri. Die Angreifer waren eindeutig an ihren Plätzen erstarrt und wussten nicht, was sie als Nächstes tun sollten.

Lauri hob eine zweite Maschinenpistole auf und hing sie sich mit dem Riemen über die Schulter. Dann schlich er langsam näher zum oberen Ende der Treppe. Ihr solltet jetzt entweder angreifen oder euch zurückziehen, und das ziemlich bald, dachte er. Aber ich beklage mich auch nicht, wenn ihr da bleibt, um euch auszuruhen, mir passt das großartig.

Lauri stellte die Maschinenpistole auf Dauerfeuer.

»Greifen wir ihn an, bevor er verschwindet«, rief einer der Männer auf der Treppe.

»Geh von mir aus alleine, verdammt«, zischte eine andere Stimme. »Ich will kein Blei in die Stirn kriegen.«

Tut mir leid, aber das Leben ist hart, antwortete Lauri im Stillen und überlegte, dass es sich lohnen würde nachzudenken, bevor man das Material für eine Superbombe an Terroristen verkaufte. Er schob den Lauf der Maschinenpistole vor und richtete ihn auf das obere Ende der Treppe, blieb aber selbst verborgen. Dann drückte er ab und feuerte blind hinunter, dem Winkel der Treppe folgend. Die Waffe ratterte, und die gelborangen Flammen des Mündungsfeuers leuchteten im Dunkel auf.

Das sind keine Profis, dachte Lauri wieder. Die können unmöglich Kampferfahrung haben. Irgendwo weiter weg, dort, wo die von ihm abgeschossenen Kugeln ihr Ziel gefunden hatten, hörte man schrille protestierende Schmerzensschreie, aber er kümmerte sich nicht darum. Die Maschinenpistole ratterte in seinen Händen, der Lärm betäubte ihm die Ohren, die glühend heißen Patronenhülsen wurden vom Magazin ausgespuckt und prallten hier und da klirrend vom Geländer und dem metallenen Schiffsdeck ab. Eine streifte seine Wange und verbrannte sie ein wenig; an der Wange blieb eine Spur zurück, die leicht schmerzte.

Lauri vertauschte die leere Waffe gegen die über seiner Schulter hängende und bewegte sich vorsichtig vorwärts, indem er im Schatten Deckung suchte. Dann spähte er aus einer neuen Deckung wieder auf die Treppe hinunter. Im Mondschein sah er, dass auf der Treppe vier Männer lagen, zwei von ihnen rührten sich nicht mehr und gaben auch keinen Ton von sich. Die beiden anderen wirkten nur leicht verletzt. Am unteren Ende der Treppe befand sich ein fünfter, etwas hysterisch, aber sonst unverletzt wirkender Terrorist. Er schluchzte laut, und Tränen rannen ihm die Wangen hinab.

Du solltest die Branche wechseln, dachte Lauri und erschoss den weinenden Feind am Fuß der Treppe mit einer kurzen Garbe. Dann stellte er die Maschinenpistole wieder auf Einzelfeuer um und schoss schnell, aber nicht hastig, zwei oder drei Kugeln auf jedes der vier blutigen Bündel, die auf der Treppe und an deren unterem Ende lagen. Danach rührte sich keines mehr.

Lauri hörte aus einiger Entfernung wütende Schreie vom Unterdeck her. Mindestens zwei Maschinenpistolen eröffneten das Feuer auf ihn. Die Mündungsfeuer loderten im Dunkeln wie krankes Feuerwerk. Er stand nicht in der Feuerlinie, zog sich aber dennoch zurück, denn er wusste, dass auch Querschläger,

die unglücklich auftrafen, viel Schaden anrichten konnten. Er konnte es sich jetzt nicht leisten, verletzt zu werden, das würde Alice' Ende bedeuten.

Einer unten, vier auf der Kommandobrücke und sechs bei der Treppe, das macht insgesamt elf. Viele können nicht mehr übrig sein, dachte Lauri.

Er kehrte zu den vier Gegnern zurück, die er mit der Pistole erschossen hatte. Hinter ihm, von der Treppe her, fielen Schüsse. Er hörte eine lange MP-Garbe. Schießt ihr nur, ich bin da schon lange nicht mehr, dachte Lauri. Lockt ruhig auch die anderen dorthin, mir aus dem Weg. Er hob eine neue Maschinenpistole auf, warf sich den Riemen über die Schulter und begab sich, ohne Zeit zu verlieren, auf die andere Seite der Kommandobrücke.

Auf dem Unterdeck war niemand zu sehen. Der Kampflärm hatte offenbar die restlichen Terroristen auf die andere Seite der *MS Bristol* gelockt.

Lauri schlich treppab. Noch immer sah er niemanden. Ein dummer Widersacher ist Gold wert, dachte Lauri und huschte, halb im Laufschrift und ohne anzuhalten, um die Ecke.

Vor sich erblickte Lauri vier Feinde, die ihm den Rücken zuwandten. Sie eilten auf die Treppe zu, auf der kurz zuvor ihre Kumpane gestorben waren. Das Dröhnen ihrer Schritte, ihre eigenen Stimmen und die Schüsse von der Treppe her überdeckten die Geräusche von Lauris Schritten, und so hörten und sahen die Terroristen ihn nicht, als er das Feuer eröffnete und die drei hintersten Männer jeweils durch kurze Garben in den Rücken zu Fall brachte. Alle drei stürzten zu Boden. Ihr Kamerad drehte sich um, aber er hatte keine Chance. Lauri legte ihn um, noch ehe er das Feuer erwidern konnte.

Fünfzehn, sagte ein tonloser Rechner in Lauris Kopf.

Wo waren die drei restlichen? Sicherlich hinter der nächsten Ecke, dort, wo er sechs Mann mit der Maschinenpistole getötet hatte. Von der Treppe her schallten immer noch Schüsse von Maschinenpistolen herüber. Wieder las Lauri eine neue Maschinenpistole auf und ging weiter, wobei er in dem Blut ausrutschte, das in großen Lachen auf dem Deck stand. Ein höllisches Chaos, schoss es ihm durch den Kopf.

Lauri stürmte um die Ecke, und zwei völlig erschütterte Feinde starben, noch ehe sie überhaupt richtig begriffen hatten, was mit ihnen geschah. Der dritte kam ihm entgegen, wandte sich aber sofort um zur Flucht, und Lauri schoss ihm von hinten

in den Rücken. Dann sah Lauri sich noch einem weiteren gegenüber, den er in den Kopf und weiter unten in den Leib schoss. Dann kam ihm niemand mehr entgegen. Er stürmte in die Funkerkabine und schlug den Funker mit dem Kolben der Maschinenpistole bewusstlos. Aber aus der Funkerkabine führten keine ungewöhnlichen Kabel heraus, und dort waren auch keine drei Leute, nicht einmal einer, der mit dem Finger am Abzug dagesessen hätte, bereit, die große Atombombe im Bauch des Schiffs zu zünden.

Wo sind sie, überlegte Lauri fieberhaft. Hab ich sie schon erwischt? Er hoffte inbrünstig, dass es so war.

Aus der Küche spähten drei unbewaffnete Männer, von denen zwei den weißen Kittel und die Mütze eines Kochs trugen, aber sie zogen sich eilig zurück, als Lauri zwei Schüsse auf die Wand direkt neben ihnen abfeuerte, sodass davon Farbe und Rost absprangen. Lauri wusste, dass sich einige Männer im Maschinenraum aufhielten. Sie hatten vielleicht wegen des Maschinenlärms noch nichts gehört, aber sie konnten später Probleme machen. Lauri rannte zum Maschinenraum und verriegelte die Tür von außen. Da bleiben sie, dachte er.

Nun sah er nur noch tote oder schwer verletzte Männer um sich herum, und niemand schoss auf ihn. Ein Verwundeter jammerte schwach, aber die meisten waren ganz still. Die Maschinen stampften, und das Schiff pflügte, vom Autopiloten gesteuert, weiter durch das Meer, so als wäre nichts geschehen. Das Deck war rutschig von dem Blut, das in kleinen Rinnsalen ins Meer floss.

Hier ist niemand mehr, dachte Lauri, sein Hirn lief immer noch auf Hochtouren. Hier sind keine drei Leute mehr, die die Bombe zünden könnten, vielleicht hab ich sie erledigt, hier ist niemand sonst, ich muss zu Alice, ich kann es jetzt wagen, zu Alice zu gehen, warum sieht keiner von diesen Terroristen wie ein Araber aus, damit hatte ich gerechnet, wo lag Alice noch mal?

Lauri rannte zu der Stelle, an der er Alice zurückgelassen hatte. Rasch sah er auf die Uhr. Es waren nur wenige Minuten vergangen, seit er über die Reling ins Meer gesprungen war, bald würden Andrews und Konsorten zusammen mit der Medizinertruppe eintreffen. Alice könnte noch eine Chance haben.

Dann sah er sie.

Sie war auf die Knie gefallen, sodass Kopf, Haare und Gesicht dem Stahldeck zugewandt waren. Sie war sehr still, und ihre Haltung wirkte unnatürlich.

»Alice ...?«

Aber Alice antwortete nicht. Und sie bewegte sich auch nicht, als Lauri ihre Hand berührte.

Als Kenneth Andrews, Julia Noruz und die Mitglieder der Kommandogruppe eintrafen, saß Lauri Nurmi auf dem Deck der *MS Bristol*, hielt Alice Kleiner Falke Donovan im Schoß und streichelte ihr übers Haar.

»Lauri, sie ist tot«, sagte Kenneth Andrews.

Lauri bemerkte nicht, dass Andrews ihn ausnahmsweise Lauri nannte und nicht Larry.

»Nein, Ken. Ich glaube, dass sie nur schläft.«

»Lauri, sie ist gegangen«, sagte Julia. »Du musst sie loslassen.«

Lauri schluchzte leise.

»Lauri«, appellierte Julia.

Lauri nickte.

»Warte ... noch einen Moment. Ich halte sie noch einen Augenblick. Nur ... einen Augenblick. Dann komme ich.«

Einige Minuten später war Lauri bereit loszulassen, und Julia führte ihn zur Strickleiter

»Ich glaube, einige haben überlebt«, erklärte Lauri ausdruckslos. »Mindestens drei, vielleicht auch vier.«

Sein Gesicht ist wie tot, dachte Julia.

»Im Maschinenraum sind außerdem einige unbewaffnete Männer, ich weiß nicht, ob sie in irgendeiner Weise schuldig sind. Ich habe ihnen nichts getan.«

»Wir haben zwölf Tote gezählt«, sagte Julia. »Die anderen sind am Leben. Gerade noch so. Aber mach dir keine Sorgen, die anderen machen jetzt weiter.«

Julia half Lauri an Deck des Patrouillenboots.

»Wo ... ist Kenneth?«, fragte Lauri kurz darauf.

Julia schaute auf ihre Uhr.

»Das frage ich mich auch.«

Es vergingen zehn oder fünfzehn Minuten. Dann kam auch Kenneth Andrews die Strickleiter herunter, ihm folgten zwei Marinesoldaten. Einen Augenblick später waren sie schon unterwegs nach Los Angeles.

»Aber wenigstens ... waren wir erfolgreich«, sagte Lauri. »Zumindest ist die Gefahr vorüber. Was?«

Kenneth Andrews' Miene war schwer zu deuten.

Lauri drehte sich nach der *MS Bristol* um, die immer weiter zurückblieb, als plötzlich ihr Heck explodierte. Hohe Flammen schlugen in die Luft, und eine donnernde Druckwelle fegte über sie hinweg. Lauri sah, dass Stücke von Metallplatten ins Meer regneten. Auf der vom Mond erleuchteten Wasseroberfläche sah er größere und kleinere Fontänen aufspritzen, wenn das Metall herunterfiel. Doch kein einziges Stück fiel nahe genug herab, dass es für sie eine wirkliche Gefahr bedeutete hätte. Im Mondlicht sah Lauri, dass vom Heck der Bristol schwarzer Rauch zum Himmel aufstieg. Das Schiff begann, mit dem Heck voran zu sinken.

»Was ist das denn?«, fragte Lauri. »Sie hatten also doch Bomben an Bord?«

Andrews schüttelte den Kopf.

»Nein, das hatten sie leider nicht. Wir haben das Schiff selbst versenkt.«

»Warum?«, schrie Lauri.

»Ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll, aber ... Na ja, sie waren keine Terroristen.«

Ein Schwindel erfasste Lauri. Ihm wurde schwarz vor Augen, und er musste sich an der Reling des Patrouillenboots festhalten, sonst wäre er über Bord gegangen. Er musste sich verhöhrt haben.

»Was hast du gerade gesagt?«

Andrews sah ihn an. Seine Miene drückte Mitleid aus, vielleicht sogar eine Art Zärtlichkeit, und der Anblick dieses auf Andrews' Gesicht völlig außergewöhnlichen Ausdrucks ließ die Welt vor Lauris Augen rotieren.

»Das waren keine Terroristen«, bestätigte Andrews.

»Was?«, brüllte Lauri. »WAS MEINST DU DAMIT, SIE WAREN KEINE TERRORISTEN?«

»Wir haben einen Fehler gemacht. Es tut mir leid.«

»KEN, DU REDEST DOCH JETZT SCHEISSE, NA KLAR WAREN DAS ...«

»Das war ein ganz gewöhnlicher, völlig legaler Urantransport für unsere eigenen Kernkraftwerke.«

»Aber sie hatten Waffen, Maschinenpistolen ...«

»Das waren Sicherheitsleute der australischen Bergwerksgesellschaft. Ihre Aufgabe war es, das Schiff vor Terroristen zu schützen, damit die Lieferungen von Kernbrennstoff in die USA nicht gefährdet würden.«

Andrews' Miene wurde wieder hart.

»Nun, heute waren sie gefährdet. Aber was willst du machen?«

»Nein, das kann nicht wahr sein ... Das kann nicht wahr sein.«

»Es tut mir leid, aber Fehler kommen vor. Man kann sich bemühen, sie zu minimieren, aber man kann sie nicht ganz vermeiden. Kollateralschäden gehören zum Risiko des Spiels. Das weißt du auch selbst. Du wirst dafür nicht zur Verantwortung gezogen, mach dir keine Sorgen.«

»Es ist egal, wie es mir ergeht. Aber wenn das Australier waren ... Das gibt einen fürchterlichen Skandal. Australien ist neben Britannien unser wichtigster und treuester Verbündeter im Kampf gegen den Terrorismus.«

»Wir können nichts dafür, wenn Al-Qaida einen australischen Erzfrachter versenkt. Ich glaube, das steigert nur die Motivation Australiens, uns zu unterstützen.«

»Aber Al-Qaida war doch gar nicht ...«

»Das kann niemand bezeugen. Wir haben schon an Al Jazeera eine Meldung geschickt, in der eine bisher unbekannte Al-Qaida-Zelle sich des Anschlags bezichtigt.«

»Aber die Überlebenden werden berichten, was geschehen ist.«

»Welche Überlebenden?«

»Wie bitte? Was hast du gesagt?«

Kenneth Andrews zuckte die Achseln.

»Du hast es doch gehört.«

»Kenneth, nein. NEIN! Du kannst doch nicht meinen, dass ...«

»Wir hatten keine Alternative. Und dies war kein unmögliches Opfer. Dies ist Krieg, und im Krieg sterben Menschen. Würdest du es besser finden, wenn wir die Unterstützung Australiens verloren hätten?«

## VIER

### HEISSE ASCHE

»Ich habe mich oft über Werners (Werner Heisenbergs) und Carl-Friedrichs (Carl-Friedrich von Weizsäcker) innere Einstellung gewundert, aber ich glaube, ich verstehe ihre Psychologie. Viele Menschen, besonders junge, können sich nicht abfinden mit der großen Irrationalität der Gegenwart, und so bauen sie in ihrer Fantasie Luftschlösser. Sie haben eine ungeheure Anstrengung unternommen, um solchen Dingen gute Seiten abzugewinnen, die sie nicht ändern können.«

Der Atomphysiker Max von Laue

in einem Brief vom 26. April 1942

an Lise Meitner, die »deutsche Marie Curie«

(die es als Erste verstanden hatte, dass es Otto Hahn

und Fritz Strassmann gelungen war,

Urankerne zu spalten)

Lauri Nurmi saß nackt in seinem hohen, mit Stoff bezogenen Sessel im Hauptgebäude von Sierra Vera und trank Whisky direkt aus einer Literflasche. Er war bei der zweiten Flasche des Tages, eine hatte er schon am frühen Morgen geöffnet und war dann für ein paar Stunden eingeschlafen. Als er wieder ein wenig zu sich gekommen war, ging er Nachschub holen.

Zum Glück gibt es im Keller einen ordentlichen Vorrat, dachte er, das ist mehr als genug.

Auf dem Tisch vor ihm lagen eine geladene Pistole und ein Haufen Zeitungsartikel. Die Ausschnitte stammten aus amerikanischen und australischen Zeitschriften und Zeitungen. In allen ging es um den neuesten Terroranschlag von Al-Qaida gegen ein australisches Frachtschiff, das eine Ladung Uranerz an Bord gehabt hatte. In den Artikeln wurde zwar erwähnt, dass durch diesen Anschlag Uran in einer Menge in den Tiefen des Ozeans versunken war, die ausgereicht hätte, um die Kernkraftwerke der Vereinigten Staaten sechs Monate lang zu betreiben. Im Vordergrund standen aber ausnahmslos die Opfer und ihre Familien. Neunundzwanzig Menschen waren grausam getötet worden, achtzehn davon waren bewaffnete Wachleute gewesen, die übrigen elf sonstiges Schiffspersonal. Niemand hatte überlebt.

In vielen Medien hatte es Fotos von allen Toten gegeben. Lauri hatte auch die Interviews mit ihren Ehefrauen und Eltern gelesen. Einige hatten erwachsene Kinder, und sie hatten der Presse ausführlich berichtet, wie tief der Vorfall sie getroffen und ihr ganzes Leben verändert hatte. Am schlimmsten waren die Bilder von den kleinen Kindern: die kleinen Kinder auf den Armen ihrer weinenden Mütter, die kleinen Kinder, deren Augen Erschütterung und Trauer spiegelten und in deren Leben nichts jemals wieder so gut sein würde, wie es vor Kurzem wahrscheinlich noch gewesen war.

Lauri Nurmi hatte noch nicht entschieden, an welchem Tag er sich erschießen würde, aber er wusste, dass es damit keine Eile hatte. Es würde in niemandes Leben irgendetwas ändern, denn nie würde jemand die ganze Wahrheit erfahren. Es ging nur um ihn selbst und um seine eigene Fähigkeit oder - richtiger gesagt - seine Unfähigkeit, mit sich selbst zu leben und sich dem zu stellen, was er getan hatte. Außerdem wäre es vielleicht nicht einmal gerecht, wenn er allzu bald, allzu rasch abträte. Die Angehörigen der Toten würden Jahre, Jahrzehnte, bis an ihr

Lebensende mit seinen Taten leben müssen. Vielleicht sollte auch er etwas länger leiden? Aber was wäre ein angemessener Zeitraum? Eine Woche? Zwei Wochen? Wie lange würde er es noch aushalten?

Die geladene Glock auf dem Tisch lächelte ihn verlockend an, sein liebster und treuester Freund. Vielleicht sein einziger Freund in der ganzen Welt. Auf ihn konnte er sich immer verlassen, selbst wenn alle anderen ihn im Stich ließen. Zum Glück war die Befreiung von allem nahe, sehr nahe, nur einen zärtlichen und schnellen, gewaltsamen, aber entschiedenen Kuss des lieben Freundes entfernt. Eine Armeslänge, nur einige wenige Bewegungen entfernt.

Aber jetzt noch nicht. Bald. Aber jetzt noch nicht.

Lauri trank seinen Whisky. Der Alkohol brannte ihm im Mund und wärmte ihm den Magen, aber nicht mehr so wie vor einer Woche. Sein Organismus stumpfte allmählich ab. Bald würde er etwas Härteres brauchen, um Alpträume und Dämonen wenigstens ein wenig fernzuhalten.

Die Sonne war hinter den Bergen untergegangen, und die Landschaft hüllte sich zunehmend in Dunkelheit. Tiefe Schatten bemächtigten sich auch des Hauptgebäudes von Sierra Vera, denn Lauri hatte nirgendwo Licht eingeschaltet. Aber die Dunkelheit der Außenwelt war nicht zu vergleichen mit den Schatten, die ihn innerlich bedrängten.

Plötzlich war ihm, als hörte er etwas.

Lauri lauschte angestrengt. Ja, er hatte richtig gehört. Es war das Geräusch eines näher kommenden Autos. Die Straße da draußen führte nach Sierra Vera. Offensichtlich wollte jemand hierher.

Was war das?

Vielleicht ... Ja natürlich, dachte Lauri. Was hatte er noch zu Kenneth gesagt, als der ihn neulich angerufen hatte? Er hatte ziemlich einen in der Krone gehabt und gedroht, alles zu enthüllen und E-Mails an die Medien zu schicken. Vielleicht hatte Kenneth das alles nach kurzer Überlegung ernst genommen. Oder er war zu der Auffassung gelangt, er müsse es weitergeben, und irgendein Vorgesetzter hatte es ernst genommen. Außerdem wussten sie ja, wie verantwortungslos er war, er hatte sogar Andrews und Robertson geschlagen. Jetzt war er völlig aus der Bahn geraten und konnte also Gott weiß was tun. Das war sicherlich die beste Erklärung. Sie waren gekommen, um ihn in die Mangel zu nehmen.

Na, hier würde sie eine große Überraschung erwarten, dachte Lauri und grinste freudlos. Sie würden auf einen schwierigen Job und spürbare Verluste gefasst sein müssen. Auf sehr schwere Verluste.

Lauri ergriff die Glock und entfernte das Magazin. Er schob es unter das Kissen des Sessels und legte die leere Waffe auf den Tisch, an ihren alten Platz, in Reichweite.

Verluste wird es nicht geben, dachte Lauri.

Nicht mehr. Nicht durch meine Hand. Nicht mehr durch meine Hand.

Eigentlich löst ihr damit auf schöne und saubere Weise auch mein Problem, überlegte er.

Das Geräusch des Autos kam näher. Gleich würde es in den Hof von Sierra Vera einbiegen. Irgendetwas stimmt hier nicht, dachte Lauri. Es war nur ein einziger Wagen. Also höchstens vier, fünf Männer, falls es nicht ein Kleinbus war, aber so hörte es sich nicht an. Kenneth Andrews hätte niemals eine so kleine Gruppe gegen ihn losgeschickt, nicht auf Lauris eigenes Spielfeld. Nicht nach Sierra Vera, wo er jeden Quadratmillimeter kannte und wo er ... na ja, alle möglichen Vorkehrungen getroffen hatte. Das hatte keinen Sinn, selbst wenn Kenneth gewusst hätte, dass er schon seit einer Woche versuchte, sich totzusaufen, seit dem Tag von Alice' Beerdigung.

Der Gedanke daran schnitt ihm ins Herz wie das Skalpell eines Chirurgen. Wieder sah er die von Trauer verzerrten Gesichter von Alice' Eltern und hörte die Stimme von Kleiner Baum Donovan, als sie sagte, er solle versuchen, sich nicht selbst die Schuld zu geben. Sie hatte gesagt, dass das Geschehene nicht seine Schuld und Alice mit ihm glücklich gewesen sei. Lauri verdrängte das Bild von Kleiner Baum Donovan aus seinem Gedächtnis und konzentrierte sich auf das aktuelle Problem.

Kenneth wäre in so einer Situation auf Nummer sicher gegangen. Davon war Lauri überzeugt. Kenneth ging niemals irgendwelche Risiken ein, wenn es nicht unbedingt nötig war. Vielleicht waren weitere Männer mit Fallschirmen oder übers Feld gekommen. Aber warum sollte er ihn dann so deutlich vorwarnen, indem er auch ein Auto schickte? Handelte es sich um eine Art Intrige? Es fiel Lauri schwer, die Logik des Überfalls zu begreifen.

Jetzt fiel das Licht der Scheinwerfer durch das Fenster ins Zimmer. Sie waren so hell, dass sie Lauri blendeten. Dann gingen die Scheinwerfer aus. Auch der Motor

wurde abgestellt.

Nun kommt schon, dachte Lauri.

Er saß im Dunkeln und wartete.

Es klopfte an der Tür. Lauri reagierte nicht. Nun kommt schon rein, dachte er plötzlich ungeduldig. Verschwendet nicht meine kostbare Zeit. Obwohl ich ehrlich gesagt keine Eile habe. Vielleicht kann ich noch einen Augenblick warten.

Die Tür knarrte leicht, als die Ankömmlinge sie vorsichtig öffneten und feststellten, dass sie nicht verschlossen war. Tempo, dachte Lauri. Die Tür öffnete sich ganz.

»Ist hier jemand?«, fragte eine Stimme im Dunkeln.

Eine Frauenstimme. Merkwürdig.

»Hier ist es ziemlich dunkel«, sagte die Frau.

Die Stimme kam Lauri irgendwie bekannt vor. Offenbar war die Frau allein. Was ist das denn jetzt, wunderte sich Lauri. Soll ich ihr die leere Glock zeigen, sodass sie mich mit Kugeln durchsieben kann, oder soll ich es sein lassen?

Die Schritte näherten sich, und Lauri sah die Gestalt jetzt als vage schwarze Silhouette in der Finsternis. Für eine Frau war sie sehr groß.

»Du bist da, nicht wahr?«, fragte die Stimme. »Ich mach hier mal ein bisschen Licht.«

Die Frau tastete nach der Stehlampe und knipste sie an. Das Licht stach Lauri in die Augen wie ein Messer, und ein paar Sekunden lang sah er gar nichts. Dann passten sich seine Augen an die veränderten Lichtverhältnisse an.

Die Frau stand ein paar Meter entfernt und musterte Lauri mit schwer zu deutender Miene. Ihr Blick fiel auf die Glock, und sie zuckte leicht zusammen. Lauri registrierte, dass die Frau ein schwarzes, ärmelloses T-Shirt, das die Schultern frei ließ, und eng anliegende Trikotosen in derselben Farbe trug.

»Hallo«, sagte Katherine Henshaw.

Lauri sah sie überrascht, aber gleichgültig an.

»Wie kommst du denn hierher?«

»Das war nicht schwierig. Eigentlich hat deine Freundin Julia mich gebeten, dich zu besuchen. Sie hat mir den Weg genau beschrieben.«

»Julia?«

»Sie sagte, dass du niemanden an dich heranlassen würdest und dass sie sehr besorgt um dich sei.«

»Das ist völlig unnötig.«

»Sie meinte, du würdest auf mich vielleicht anders reagieren als auf sie. Angeblich bin ich dir in vielerlei Hinsicht ganz ähnlich.«

Lauri rieb sich das Kinn und versuchte, seine Gedanken zu ordnen. Sie waren im Moment nicht besonders klar.

»Du hast schöne Pferde«, sagte Katherine. »So viel hab ich im Licht der Hoflaternen gesehen.«

»Wo hast du das Auto hingestellt?«

»Neben den schwarzen Tesla Roadster. Das ist vermutlich deiner?«

Lauri griff nach der Whiskyflasche und genehmigte sich einen ordentlichen Schluck.

»Möchtest du dich anziehen?«, fragte Katherine. »Dein jetziges Outfit stört mich nicht, ich bin daran gewöhnt. Aber wenn du selbst ...«

Lauri stand auf und zog sich die Hose an, die zusammengeknüllt auf dem Boden lag.

»Wenn du gekommen bist, um mich zu beschimpfen, dann leg mal los«, sagte er.  
»Es ist bestimmt alles richtig, was du zu sagen hast, und ich habe es mit Sicherheit verdient.«

Katherine Henshaw schüttelte den Kopf.

»Ich hab gehört, was passiert ist. Dass ihr es nicht geschafft habt, den Anschlag zu verhindern, und dass ... deine Frau tot ist.«

Ja, ja, das war schon die ganze Wahrheit, dachte Lauri. Er wusste, dass er ihr auch nicht mehr erzählen konnte. Falls Katherine alles wusste ... Im schlimmsten Fall konnte er auch ihr Leben gefährden, wenn er ihr die die ganze Geschichte erzählte.

Katherine sah zu, wie Lauri hastig ein paar Schlucke Whisky aus der Flasche nahm.

»Würdest du mir auch etwas anbieten?«, fragte sie. »Es ist unhöflich, allein zu trinken.«

Lauri stand auf. Er holte eine neue Flasche und ein Glas aus dem Schrank. Zwei Gläser fielen zu Boden und gingen in Scherben, aber Lauri kümmerte sich nicht darum. Er schenkte ein Glas randvoll und reichte es Katherine. Sie sah, dass der Whisky nicht überschwappte, obwohl Lauri stark betrunken war.

»Das ist ja eine ordentliche Portion«, bemerkte sie. »Etwas weniger hätte auch genügt.«

»Es ist noch mehr da.«

Katherine kostete und zog eine Grimasse.

»Nach dem, was Julia mir erzählt hat, dachte ich, du könntest ein bisschen Gesellschaft brauchen«, sagte Katherine. »Jemanden, mit dem du reden kannst.«

Lauri nahm einen Schluck aus seiner Flasche.

»Du wirst bald schwer betrunken sein, wenn du so weitermachst«, bemerkte Katherine.

»Ich bin schon ziemlich betrunken. Ganz verdammt betrunken. Aber nicht so sehr, wie ich es gern wäre.«

»Glaubst du, dass das hilft?«

»Ja. Es hilft. Zumindest für einige Zeit. Als ich ein kleiner Junge war, hatten wir in der Schule eine Aufklärungsstunde zum Thema Abstinenz. Es gab Werbung, in der

es hieß: Warum solltest du vor deinen Problemen in die Abstinenz flüchten, bei klarem Kopf erscheinen sie dir doch nur doppelt schwer. Oder wie war das noch? Auf jeden Fall war das für meinen Geschmack sehr scharfsinnig ausgedrückt. Wenn du einen klaren Kopf hast, erscheinen dir deine Probleme doppelt so schwer. Da hab ich gedacht, dass die Probleme nicht so groß werden, wenn ich permanent betrunken bin.«

»Vielleicht erinnerst du dich doch nicht ganz richtig«, sagte Katherine trocken und nippte an ihrem Glas.

Lauri sah Katherine nachdenklich an. Katherine sah, dass er leicht schwankte.

»Deine Tochter ... Rheyas?«, stieß er ohne Vorwarnung hervor.

Katherine krümmte sich gleichsam zusammen, als Lauri Rheyas Namen nannte.

»Ja?«

»Aus unseren Akten habe ich entnommen, dass ihr vollständiger Name Rheyas Bergman ist und dass sie bei ihrem Vater Ritchie Bergman lebt.«

»Richtig«, sagte Katherine.

Ihre Stimme war monoton, ohne Nuancen.

»Das ist schmerzlich für dich?«

Lange schwieg Katherine. Sie blickte zur Tür hinüber, und einen Augenblick lang glaubte Lauri schon, sie würde ebenso plötzlich und überraschend gehen, wie sie gekommen war.

Aber Katherine ging nicht.

»Ich bin schließlich selbst hierhergekommen«, sagte sie dann. »Ja, das ist für mich ein äußerst wunder Punkt.«

»Möchtest du darüber sprechen?«

»Eigentlich nicht«, sagte Katherine und wandte Lauri den Rücken zu, damit er ihr Gesicht nicht sah.

»Na, dann lassen wir das. Aber ... vielleicht interessiert es dich, dass ... Na ja, lassen wir das.«

Katherine wandte sich ihm wieder zu.

»Wer bist du selbst?«, sagte sie plötzlich herausfordernd.

»Wie meinst du das?«, fragte Lauri verwundert.

»Du bist selbst so ein schräger Vogel. Du hast einen seltsamen Familiennamen. Du lächelst nur, wenn du einen wirklichen Anlass dafür hast, was nicht sehr oft der Fall zu sein scheint. Und du kannst lange Zeit schweigen. Eigenartig. Sehr unamerikanisch. Du bist ein bisschen wie ein Waldbewohner aus dem Grenzgebiet, der per Zeitmaschine aus dem 18. Jahrhundert in die Gegenwart geschneit kommt.«

Lauri stand auf.

»Gehen wir raus?«, schlug er vor. »Wir könnten uns am Lagerfeuer etwas zu essen machen.«

»Bist du überhaupt imstande, ein Feuer anzuzünden?«, zweifelte Katherine.

»Also, ich kann ein Feuer anzünden, selbst wenn ich so blau bin, dass ich auf allen vieren krieche. Als kleiner Junge habe ich die Hälfte meiner Zeit im Wald verbracht.«

»Na gut«, willigte Katherine ein. »Aber wart mal, ich zieh mir etwas Wärmeres an.«

Sie holte aus ihrem Auto einen kleinen Koffer.

»Ich kann doch bei dir übernachten?«, fragte sie Lauri.

»Du kannst das Gästezimmer im Erdgeschoss nehmen, die erste Tür links da im Gang.«

»Danke.«

Kurz darauf kam Katherine zurück. Jetzt trug sie einen weißen Pullover mit Rollkragen und ausgebleichte Bluejeans, deren Hosenbeine zerschlissen waren. An den Füßen hatte sie einfache schwarze Mokassins, die so aussahen, als hätte sie sie

schon oft getragen. Lauri fand, dass Katherine sehr häuslich aussah. Einen Augenblick lang überlegte er, ob es irgendwelche Kleider gäbe, die an Katherine Henshaw nicht gut aussähen. Er kam zu dem Ergebnis, dass das wahrscheinlich nicht der Fall war.

Als sie am Platz für das Lagerfeuer angekommen waren, sah Katherine, dass Lauri nicht übertrieben hatte. Es dauerte keine Minute, da hatte er das Feuer schon angezündet, und die ersten Flammen leckten an den Holzscheiten und kletterten an ihnen hoch.

Eine halbe Stunde später fand Lauri, dass es am Grund des Feuers genug heiße Glut gab.

»Warte mal kurz«, sagte er.

»Wo gehst du hin?«, fragte Katherine.

»Ich habe versprochen, uns was zu essen zu machen. Du hast doch hoffentlich keine Angst, ein Weilchen im Dunkeln allein zu sein? Keine Sorge, das Feuer hält die Wölfe fern. Meistens. Wenn sie nicht sehr hungrig sind.«

»Wenn du nur nicht irgendwo einschläfst und an deinem eigenen Erbrochenen erstickst.«

Lauri torkelte ins Haus. Wenig später kam er mit einer Tüte voller großer Zwiebeln und zwei Gabeln zurück.

»Ich kann mich heute nicht mit einem dieser komplizierten Gourmet-Rezepte abgeben«, murmelte er und schüttete die Zwiebeln so aus der Tüte, dass sie in die heiße Glut kullerten.

»Hey, sollte man die nicht in Folie wickeln?«

»Na ja, wenn man unbedingt Strom und andere natürliche Ressourcen verschwenden will.«

»Aber die Zwiebeln verbrennen doch!«

»Nur ein bisschen von außen. Die bestehen aus vielen Schichten. So wie auch alle anderen Dinge. Oder so wie die Wahrheit.«

Katherine sah Lauri gelangweilt an.

»Weißt du, die Wahrheit ist dasselbe wie all die verschiedenen Schichten der Wahrheit, die man leicht abschält, wenn man nur eine einzige Wahrheit sucht«, predigte Lauri. »Wenn du nur einen einzigen Kern suchst, bleibst du mit leeren Händen sitzen. Ein bisschen so wie bei der Zwiebel. Oder wie bei jeder anderen Sache.«

Sie warteten etwa eine halbe Stunde. Dann spießte Lauri eine große Zwiebel auf seine Gabel und reichte sie Katherine.

»Die ist ja ganz schwarz«, sagte Katherine. »Völlig verkohlt.«

»Schäl den verkohlten Teil ab.«

Katherine befolgte den Rat und kostete dann den übrig gebliebenen Teil der Zwiebel.

»Delikat«, sagte Katherine überrascht. »Wirklich saftig. Sie zergeht einem auf der Zunge. Wow. Besser als in der Folie gebacken.«

»Was habe ich gesagt? Allerdings macht dieses Rezept leider viel Arbeit. Man muss Zwiebeln holen und sie ins Feuer kippen. Bist du eigentlich eine gute Köchin?«

Katherine lachte laut heraus.

»Eine jämmerliche. Ich habe keine Lust, für mich allein zu kochen. Wenn ich nicht essen gehe, mache ich mir meistens in der Mikrowelle ein Fertiggericht warm oder bestelle per Telefon eine Pizza oder etwas beim Chinesen an der Ecke. Dein Zwiebelrezept hier werde ich mir merken. Hat es einen Namen?«

»In New York kannst du keine Lagerfeuerzwiebeln machen. Selbst wenn du einen Balkon hättest.«

»Ich kann es versuchen. Wenn ich irgendwann mal eine Dachwohnung habe.«

»Da kriegst du eine Geldstrafe.«

»Wenn ich mir irgendwann eine Dachwohnung leisten kann, dann kann ich auch eine Geldstrafe bezahlen«, sagte Katherine vernünftig.

Sie legte die Gabel aus der Hand und wischte sich die Hände an den Jeans ab. Träumerisch schaute sie in die Flammen.

»Besser als ein Fernseher, nicht wahr?«, bemerkte Lauri.

Katherine lachte. Lauri dachte, dass Katherine zumindest in diesem Moment zufrieden klang, wenn nicht sogar glücklich.

Das Feuer brannte herunter. Die Glut zeigte sich in grandioser Weise lebendig, mattes Glühen und Schatten wanderten über ihre Oberfläche hin. Lauri holte zwei neue Scheite. Wieder begann das Feuer, lebhafter zu brennen, und Funken wurden gen Himmel geschleudert. Sie zeichneten dünne rote Striche in die Dunkelheit, die fast sofort erloschen, aber vorher auf der Netzhaut eine Spur der Erinnerung zurückließen, die sich einen Augenblick hielt.

Katherine betrachtete die Glut mit ihren lautlosen Flammen und den Schatten dazwischen, die einander auf jedem brennenden Holzscheit jagten.

»Vielen Dank übrigens noch dafür, dass du mich verteidigt hast, damals in eurem Büro«, sagte Katherine.

»Keine Ursache.«

»Hattest du deshalb Unannehmlichkeiten?«

Lauri zuckte die Achseln.

»Meine Fingerspitzen waren zwei Tage lang etwas empfindlich, und das äußerste Gelenk des Mittelfingers schmerzte. Ich hab deswegen zwei Tage lang Schmerzmittel genommen. Aber es war nichts gebrochen.«

»Ich meinte eigentlich etwas anderes.«

»Ich habe noch am selben Tag bei Andrews meine Entlassung beantragt. Er ist nicht darauf eingegangen. Aber er wird dir nicht mehr zusetzen, das verspreche ich dir. Ich habe ihm gesagt, dass ich ihn ordentlich verprügeln werde, wenn er dich nicht in Ruhe lässt.«

»Du lügst.«

Lauri lächelte.

»Ich lüge nicht. Er dachte natürlich, dass ich bluffe, aber er war sich nicht ganz sicher, sodass ich glaube, er geht auf Nummer sicher.«

»Hast du geblufft?«

»Ehrlich gesagt weiß ich es nicht. Ich hatte in letzter Zeit leicht selbstzerstörerische Neigungen.«

»Du bist zu aggressiv. Wenn du dich so verhältst, bist du nicht besser als Washburn oder Andrews. Oder jedenfalls nicht viel besser.«

Lauri antwortete nicht.

»Du möchtest sicherlich, dass ich danke sage«, fuhr Katherine fort. »Aber eigentlich mag ich es überhaupt nicht, wenn man mich auf diese Weise verteidigt. Mit Gewalt. Wenn mir das gefallen würde, hätte ich schon einen breitschultrigen Gangster als Zuhälter engagiert. Ich mag keine Gewalt. Ich verabscheue gewalttätige Männer.«

»Ich verstehe, was du meinst. Was soll ich dazu sagen? Du hast sicherlich vollkommen recht.«

»Aber trotzdem, danke«, sagte Katherine.

Am nächsten Morgen erwachte Lauri Nurmi neben Katherine Henshaw, in Kleidern. In seinem Hinterkopf und in seinen Schläfen hämmerte und pochte es, und er hatte einen scheußlichen Geschmack im Mund.

»Sei unbesorgt, es ist nichts passiert«, versicherte ihm Katherine. »Du hast deine Jungfernschaft bewahrt.«

»Ich brauche jetzt etwas, bevor mir der Kopf platzt«, sagte Lauri.

Taumelnd stand er auf, ging ins Badezimmer und schluckte drei Tabletten Ibuprofen. Das Wasser erzeugte in ihm eine schnelle Welle von Übelkeit, und einen Augenblick lang fürchtete er, sein Magen könnte sich umdrehen. Dann ließ die Übelkeit nach.

»Möchtest du?«, fragte er Katherine und zeigte ihr die Tablettenpackung.

Katherine schüttelte den Kopf.

»Ich brauche keine. Ich habe nicht so viel getrunken wie du.«

Katherines Blick richtete sich auf die Glock, die auf dem Tisch lag.

»Was hattest du eigentlich damit vor? Wolltest du mich erschießen? Oder dich selbst? Oder jemand anders?«

»In erster Linie mich selbst«, antwortete Lauri wahrheitsgemäß.

»So, so. Das hatte ich mir schon fast gedacht. Gedenkst du übrigens immer noch, so etwas zu tun, quasi um meinen Tag etwas aufzumuntern, einfach nur als kleines Dankeschön dafür, dass ich hergekommen bin, um nachzusehen, wie es dir geht?«

Katherines Worte waren schneidend wie eine Peitsche. Lauri rieb sich das Kinn, plötzlich sehr verlegen, und sagte nichts.

»Gut, dann können wir uns von der hier trennen.«

Katherine fasste die Glock mit zwei Fingern. Ihre Miene verriet ihren Abscheu.

Lauri fand, dass sie die Glock hielt, als wäre es eine verweste Ratte. Katherine ging in die Küche zum Komposteimer und warf die Pistole hinein, zu altem Kaffeesatz, Eierschalen und Fischabfällen.

Lauri stürzte ihr nach.

»Hey, das kannst du nun nicht tun«, protestierte er. »Schusswaffen kann man nicht einfach so ...«

Katherine ließen Lauris Proteste völlig kalt, sie öffnete den Schrank, nahm Kaffee heraus und tat davon nach Lauris Geschmack viel zu viel in die Filtertüte der Kaffeemaschine.

»Von so einem Kaffee kriegt man Magenschmerzen«, beschwerte sich Lauri.

»Ich denke, die kommen bei dir von etwas ganz anderem als Kaffee.«

»Aber ...«

»Kaffee ist dann stark, wenn der Löffel darin steht. Wenn du Blümchenkaffee willst, dann koch zwei Eimer Modderwasser und verdünn ihn damit. Ich will anständiges Gift, sonst komme ich morgens nicht auf Touren.«

»Und wenn ich Herzrhythmusstörungen kriege?«

»Wäre das so schlimm? Wenn du so weitermachst, wirst du sowieso nicht sehr alt.«

Die Empathie der Frauen wird wahrlich überbewertet, dachte Lauri säuerlich, sagte es aber nicht laut.

Nach dem Frühstück gingen sie zu Orinoco auf die Weide. Katherine zog ihre Schuhe aus.

»Auf dem Boden könnten Stacheln von Dornbüschen liegen«, warnte Lauri.

»Das werden meine Füße schon aushalten«, versetzte Katherine.

»Wie du willst. Aber das kann üble Entzündungen verursachen.«

»Ich gehe barfuß, wann immer ich kann«, erklärte Katherine. »Ich genieße wohl dieses Gefühl von Freiheit. Mein Leben ist sonst eher von Klaustrophobie geprägt.«

Genau wie Alice, dachte Lauri, und er hatte das Gefühl, als sei in seinem Leib eine kleine Kreissäge angesprungen. Katherine sah ihn mit gerunzelter Stirn an.

»Ich bin ganz okay«, versicherte Lauri.

Als sie sich dem Zaun näherten, kam Orinoco ihnen entgegengetrabt. Misstrauisch sah er Katherine an. Lauri nahm ein paar Zuckerstücke aus der Tasche und gab sie Katherine.

»Das ist wirklich eine Unsitte und nicht gut für die Zähne, aber diesmal machen wir eine Ausnahme. Gib ihm die.«

Katherine hielt Orinoco die Zuckerstücke hin. Der zögerte nur einen Moment, dann streckte er das Maul vor und klaubte die Zuckerwürfel von Katherines Hand.

»Na bitte. Vielleicht hast du einen neuen Freund gewonnen«, bemerkte Lauri.

Katherine ließ den Blick über das Anwesen Sierra Vera, das große Hauptgebäude und die Ställe und sonstigen Nebengebäude schweifen, die in einem Halbkreis darum herumstanden.

»Anscheinend bist du vermögend«, sagte Katherine. »Und diesen Tesla Roadster hat es vermutlich auch nicht umsonst gegeben.«

»Weniger als ein Drittel von dem, was ein Lamborghini kostet«, verteidigte sich Lauri. »Obwohl er in vier Sekunden auf hundert beschleunigt. Drei Sekunden schneller als ein Lamborghini.«

»Du hast es offenbar sehr eilig, irgendwo hinzukommen?«

»Eigentlich gehört der Wagen Alice. Oder er gehörte ihr. Eigentlich weiß ich nicht, wem er im Augenblick gehört.«

Katherine streichelte Orinoco den Hals, und der große Hengst wieherte erfreut.

»Er mag dich«, sagte Lauri. »Na ja, ich hab wohl auch etwas Vermögen angesammelt, Zulagen für gefährliche Arbeit. Ich wäre froh, wenn ich sagen könnte, dass es durch ehrliche Arbeit verdient ist, so wie dein Geld. Meines hier dürfte ziemlich blutiges Geld sein. Ich bin meiner Herkunft nach nicht Amerikaner, sodass ich als Söldner zu definieren wäre. Ein Merc. Ein Kriegshund. Eine

Kriegshure, wie manche sagen.«

»Aber du bist doch immer auf der Seite der Guten und gegen die Bösewichte gewesen, nicht wahr?«

»Das habe ich früher auch gedacht. Aber heute ... Ich weiß es nicht mehr. Heute ist alles ziemlich unübersichtlich. Irgendwie chaotisch.«

Katherine sah Lauri nachdenklich an.

»Wir sind Kämpfer einer zusammenbrechenden Weltmacht«, sagte Lauri. »Jemand könnte denken, daran sei etwas Romantisches. Aber das ist nicht der Fall. Die Macht eines großen Imperiums ist wie ein ins Wasser gezeichnetes Bild. Aber sein Zusammenbruch hat keinen Glamour. Das ist nur Scheiße. Nichts anderes.«

»Wenn doch alle Entscheidungen leicht und einfach wären«, sagte Katherine.  
»Aber die Lithium-Diebstähle und Washburn ... Habt ihr das Lithium schon zurückbekommen?«

Lauri schüttelte den Kopf.

»Ein Terrorist, den wir verhört haben, sagte, sie hätten sowohl Lithium als auch Plutoniumzündler. Und wir haben das Foto von einer sehr großen Wasserstoff-Uranbombe gefunden, die in einen Schiffsrumpf eingebaut ist. Aber das ist alles. Wir sind weder dem Lithium noch der Bombe und auch nicht dem Plutonium auf die Spur gekommen.«

»Seid ihr wenigstens vorangekommen?«

»Wir drehen uns im Kreis. Wir sind zum Ausgangspunkt zurückgekehrt. Im Grunde sind alle schon ein wenig verzweifelt.«

»Und was habt ihr vor?«

»Es gibt wenig Wahlmöglichkeiten. Und ich weiß nicht, wie lange wir es noch wagen werden abzuwarten. Sicherlich müssen wir auch bald Washburn und all seine Kumpane festnehmen und verhören. Vielleicht wissen sie, wo das Lithium ist.«

»Und wenn sie es nicht wissen?«

»Dann haben wir nichts mehr.«

»Und was passiert dann?«

»Eine gute Frage«, überlegte Lauri laut. »Wie reagieren die Menschen, wenn eine Atombombe zum ersten Mal eine ganze Großstadt zu Asche verbrennt? Ich meine, die Einwohner der anderen großen Städte? Auch wenn so etwas niemals passiert: Was tun die Menschen, wenn jemand die Information über eine Gefahr an die Medien weitergibt?«

Im Grunde könnte es sein, dass wir gerade die Todesstunde der modernen urbanen Kultur erleben, dachte Lauri. Ihre letzten Wochen. Im schlimmsten Fall die letzten Tage.

»Ich würde jetzt vielleicht nicht alle meine Ersparnisse in Wohnungsaktien investieren«, erklärte Lauri.

»Na, dann kaufe ich die Dachwohnung erst im nächsten Jahr«, sagte Katherine.

Am Nachmittag kam Wind auf, und über den Himmel von Sierra Vera wanderten graue Wolkenfetzen wie traurige, dichter werdende Geschwader. Die Luft wurde kühl, und es roch nach näher kommendem Regen.

Katherine und Lauri hatten den Hang des nächsten Berges erklommen. Vor ihnen öffnete sich ein weiter Blick über Sierra Vera und die Ebenen ringsum. Sie sahen Orinoco als kleinen schwarzen Fleck im entferntesten Winkel der Weide. Neben ihm war ein anderer, etwas kleinerer brauner Fleck zu sehen: Ayenwatha.

Der Hang war von einem dünnen, aber weichen Teppich aus frischem grünem und goldgelbem vertrocknetem Gras bedeckt. In dem niedrigen Gras gab es hier und da Stellen, die von Salbeistauden mit glänzenden Blättern bewachsen waren, dornigen Mesquitebäumen und Kakteen. Hinter ihnen lag eine Kette grauer und roter Sandsteinhänge, niedrige Berge, die einige Hundert Meter hoch aufragten. An vielen Stellen waren die Hänge völlig kahl, nichts als Stein und Sand.

»Du hast letztlich überhaupt nichts von dir erzählt, als ich dich danach gefragt habe«, kritisierte Katherine.

»Wann denn? Was möchtest du wissen?«

»Nur das, was du mir erzählen willst.«

Sie ließen sich am Hang nieder. Lauri ließ den Blick über die Landschaft schweifen.

»Ich stamme ursprünglich aus Finnland«, sagte er schließlich. »Das ist ein Land zwischen Schweden und Russland.«

»Ich weiß, wo Finnland liegt«, protestierte Katherine. »Das Land von Lordi, dem Weihnachtsmann und den Mumins. Ich wusste nur nicht, dass dort auch Menschen leben.«

»Sehr witzig«, sagte Lauri aufgebracht.

»Wie bist du hierhergekommen?«

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte Lauri.

»Das ist das letzte Mal, dass ihr mich hetzt und verprügelt«, erinnerte sich Lauri an den Klang seiner eigenen Stimme, an seine eigene Entschlossenheit. »Jetzt ist Schluss damit, so oder so.«

»Okay, dann eben nicht«, sagte Katherine.

Lauri betrachtete die Wolken, die jetzt schon ziemlich schnell über den Himmel eilten.

»Vielleicht hab ich eine ganz ähnliche Vergangenheit wie du«, sagte Lauri plötzlich.

»Wie meinst du das?«

»Ich hab in unseren Akten gelesen, dass deine Großmutter aus der Ukraine stammte. Ich weiß, was mit ihr passiert ist.«

»Ihr seid aber gut informiert.«

»Mein Großvater stammte aus Ostpreußen. Das war möglicherweise das einzige Gebiet, das im Krieg noch schlimmer gelitten hat als die Ukraine.«

»So, so«, sagte Katherine trocken, aber Lauri spürte hinter ihrer Stimme auch neues Interesse, das Katherine nur halbherzig zu bemänteln versuchte.

Der Krieg ist niemals dann zu Ende, wenn die Kämpfe aufhören, dachte Lauri. Jeder Krieg hinterlässt eine große Menge Treibgut, das mit den Wellen hierhin und dorthin getrieben wird und sich da und dort zu Haufen auftürmt. Menschen, deren Körper weiterleben, die aber dennoch nie mehr richtig lebendig werden. Ein großer Krieg war auch dann noch nicht zu Ende, wenn diejenigen, die ihn mitgemacht und überlebt hatten, starben. Die Menschen verstanden es, die eigenen Wunden und Narben an ihre Kinder weiterzugeben. Sie verkapselten ihr unverarbeitetes Trauma zu einem großen, starren, Stille atmenden Kloß, dessen Stummheit ihn für ihre Kinder zu etwas noch viel Schrecklicherem machte. Denn welche Möglichkeiten hatte ein Kind oder ein Jugendlicher, etwas zu verstehen oder zu bewältigen, für das es nicht einmal einen Namen gab? Zumal wenn man nicht einmal ungefähr wusste, worum es ging?

Katherine wartete darauf, dass Lauri fortfuhr. Sie spürte, dass er ihr etwas

Wichtiges erzählen wollte.

»Als meine Mutter noch jung war ...«

Lauri brach den Satz ab.

»Das hier wirst du nicht überleben.« Wieder erinnerte sich Lauri an die Stimme des größten Jungen. Wieder sah er alles vor sich. Den hohen, strahlend blauen, wolkenlosen Himmel. Ein Junge, der viel größer und viele Jahre älter als er selbst war und wie ein hoher Berg wirkte, kam direkt auf ihn zu. »Jetzt musst du sterben, das hättest du nicht tun dürfen!« Die vier anderen Jungen, ebenfalls seine Peiniger, sahen erschüttert dem ersten zu, dessen Nase Lauri mit seinem ersten Stein gebrochen hatte und der sich nun auf ihn stürzte. Über sein schmerzverzerrtes Gesicht lief das Blut. Der Berg näherte sich, und Lauris Hände handelten wie von selbst, so als wären sie gar kein Teil von ihm. Irgendwo in der Ferne hörte er einen dumpfen Schlag, als der Stein den Burschen direkt an der Stirn traf, und plötzlich blieb der Berg stehen und fiel schwer auf die Knie.

Und dann, etwas später, der allerschrecklichste Moment, als er begriff, dass ...

Lauri erwachte aus seinen Erinnerungen.

»Lass mich raten«, sagte Katherine leise. »Deine Mutter hat auf ähnlichem Gebiet gearbeitet wie ich jetzt?«

Lauri nickte wortlos.

»Hast du mich deshalb verteidigt?«

»Ich weiß es nicht.«

Lauri überlegte. Katherine wartete.

»Vielleicht. Kann sein. Möglicherweise.«

Es kamen immer mehr Wolken. Sie trieben in dichten und großen, einander in kurzen Abständen folgenden Geschwadern über sie hin.

»Lebt deine Mutter noch?«, fragte Katherine.

»Ja. Aber ich hab sie lange nicht gesehen.«

»Warum nicht?«, fragte Katherine.

Ihre Stimme war leise, aber die Intensität der Frage war mit den Händen greifbar.

»Ich ... weiß es nicht.«

»Ja, sicherlich nicht«, sagte Katherine trocken.

»Das ist nicht so leicht ... Aber, ach, du hast recht. Ich sollte ... bevor es zu spät ist.«

»Hast du Geschwister?«, fragte Katherine.

»Nein.«

Sie saßen eine Weile schweigend da. Fast der ganze Himmel war jetzt mit Wolken bedeckt, und sie waren nicht mehr weiß, sondern von einem schweren Grau. Dicke, berghohe zusammenhängende Wolkenmassen wälzten sich hinter dem Horizont hervor. Sie waren auf bedrohliche Weise finster, und als Lauri sie eine Weile genauer betrachtete, meinte er in der Ferne schwaches Wetterleuchten zu sehen. Die Front war jedoch noch so weit weg, dass das Donnern des Gewitters nicht bis zu ihnen drang. In schwindelnder Höhe über ihren Köpfen kreisten zwei Truthahngeier vor der sich nähernden Wolkenmauer.

»Anscheinend kommt ein Sturm auf«, bemerkte Lauri. »Wir werden nass, wenn wir hier noch lange sitzen bleiben.«

Katherine nickte zerstreut.

»Eines wollte ich dich noch fragen«, sagte sie.

»Lass hören.«

»Du hast gesagt, man müsse die Dinge bis zum Schluss denken. Man dürfe die Gedankenkette nicht beim ersten Glied unterbrechen. Nicht einmal beim zweiten. Man müsse vielmehr die Kette der logischen Schlussfolgerungen immer bis zu ihrem Ende führen.«

»Ja, das ist meine Meinung.«

»Sollten wir dann die eine Sache nicht auch zu Ende denken? Also ... ganz bis zum Schluss?«

Lauri sah Katherine erstaunt an. Worauf wollte sie hinaus?

Lauri spürte, wie ihm ein einzelner, vom Himmel gefallener Regentropfen auf die Stirn platschte. Gleich würde es anfangen zu regnen. Lauri stand auf, und Katherine folgte seinem Beispiel. Sie machten sich den Hang hinunter auf den Weg in Richtung des Haupthauses von Sierra Vera.

»Mein Bruder hat mich gebeten, dich zu fragen, was geschehen würde, wenn die Terroristen das Lithium zum Sprengen von Kernkraftwerken nutzen würden«, sagte Katherine. »Wenn jemand zum Beispiel eine Granate mit Lithiumdeuterid in einen Kernreaktor schießen würde?«

»Ich glaube nicht, dass die Explosion besonders heftig wäre«, antwortete Lauri ausweichend.

Aber eine kleine Stimme im Grenzland seines Bewusstseins versuchte, ihm etwas zu sagen.

Katherine nickte. Ein stärkerer Windhauch ließ ihre Haare flattern und brachte einige dünne dunkle Haarsträhnen auf ihrem Gesicht und ihren Lippen zum Tanzen.

»Das hat auch Michael vermutet«, sagte Katherine und strich sich die Haare aus dem Gesicht. »Aber hast du nicht mal gesagt, dass es praktisch Schnelle Brüter oder Fusionsreaktoren bedeutet, wenn man den Klimaveränderungen mit Energie aus Kernkraft begegnet.«

Lauri nickte.

»Ja. Allerdings reicht der Brennstoff für die Kernkraftwerke nur noch für einige Jahre.«

Sie blieben einen Augenblick stehen, als Katherine ihre vom Wind zerzausten Haare zu einem üppigen Pferdeschwanz band.

Lauri wusste, dass man die gesamte Energie, die die Menschheit in hundert Jahren brauchen würde, theoretisch mit dreißigtausend großen Kernkraftwerken erzeugen konnte, denn man könnte die Brennstoffvorräte des Erdballs mit Hilfe von Schnellen Brütern, die mit hoher Effizienz neues Plutonium produzieren,

vertausendfachen. Aber fünf von sechs Reaktoren müssten als Schnelle Brüter gebaut werden. Erfahrungsgemäß konnten nämlich nur fünf Schnelle Brüter zusätzlich zu dem Plutonium, das sie selbst verbrauchten, noch Brennstoff für ein gewöhnliches Kernkraftwerk produzieren.

Katherine hatte ihre Haare unter Kontrolle bekommen, und sie liefen weiter den Hang hinab. Die Kanten der Steine schienen Katherines Fußsohlen nichts anzuhaben. Sie ist offenbar wirklich viel barfuß gelaufen, dachte Lauri.

»Die Schnellen Brüter verwenden als Kühlmittel entweder flüssiges Natrium oder Lithium,«, stellte Katherine fest.

»Richtig«, bestätigte Lauri. »Wasser eignet sich nicht, es verlangsamt die Neutronen zu sehr. Langsame Neutronen spalten zwar leicht die Atome, aber wenn man viel Uran in Plutonium umwandeln will, braucht man schnelle Neutronen. Die müssen wirklich mit hoher Geschwindigkeit daherkommen, sodass sie tief in den Atomkern eindringen und darin gefangen bleiben.«

Wieder fielen einige Wassertropfen vom Himmel. Einer fiel Lauri auf die Lippen, ein anderer auf die Nase. Er sah, dass auch in Katharines dunklen Haaren kleine Tropfen schimmerten. Niels Bohr hatte die Atomkerne mit Wassertropfen verglichen und die Kräfte, die den Kern zusammenhielten, mit der Oberflächenspannung von Tropfen, erinnerte sich Lauri.

Jetzt war der ganze Himmel von einer dunklen, schnell dahinjagenden Wolkenmasse bedeckt, am Horizont zuckten Blitze. Der Wind nahm rasch zu.

»Michael hat gesagt, dass der Brennstoff eines Schnellen Brütters stärker sein muss als in gewöhnlichen Kernkraftwerken. Mindestens fünfzehn-, aber am besten dreißigprozentiges Plutonium 239 oder Uran 235.«

»Das stimmt«, bestätigte Lauri. »Die schnellen Brüter der Rapid-Serie, aus denen zum Beispiel die leichteren Rapid L entwickelt wurden, brauchen in den Randgebieten des Reaktors sogar sechzigprozentiges Uran 235. In den inneren Teilen des Reaktors befindet sich zweiundfünfzigprozentiges Material.«

»Nähert sich das nicht schon allzu sehr den Stärken von Nuklearwaffenuran?«

»Allerdings«, bestätigte Lauri. »Übrigens weiß ich, was du als Nächstes fragen wirst, und die Antwort ist ja. Aus dem Brennstoff eines Schnellen Brütters kann man auch die erste Phase einer Uranbombe herstellen. Aber nur, wenn die Bombe

sehr groß sein darf.«

»Michael hat gesagt, ich solle fragen, was geschieht, wenn jemand Lithiumdeuterid in einen mit Natrium gekühlten Schnellen Brüter füllt«, sagte Katherine.

Direkt zur Sache, dachte Lauri.

»Gott bewahre!«, entfuhr es ihm. Er war von dem Gedanken, den Katherine vorgebracht hatte, aufrichtig erschüttert.

»Was genau bedeutet ›Gott bewahre‹ in diesem Fall?«, fragte Katherine.

»Das weiß niemand. Ich glaube nicht, dass jemand je eine solche Möglichkeit untersucht hat. Niemand hat an so etwas denken wollen.«

Eis neun, dachte Lauri.

Ein noch stärkerer Wind schlug ihnen entgegen. Vom Himmel regnete es große Wassertropfen. Sie verschwanden in dem knochentrockenen Staub des Bodens, ohne ihn auch nur befeuchten zu können.

»Ungefähr«, beharrte Katherine.

»Ich kann es nicht sagen ohne Computeranfrage.«

»Versuch es wenigstens. Schätz mal.«

»Der Reaktor würde explodieren wie eine große Atombombe«, sagte Lauri langsam und nachdenklich. »Zehn Bomben vom Typ Zar-Bombe, mindestens. Vielleicht hundert. Selbst wenn es ein gewöhnlicher Schneller Brüter wäre und keiner aus der Serie Rapid L. Die Kraft der Explosion würde von der Menge des Lithiumdeuterids abhängen.«

»Aber die Explosion würde auf jeden Fall sehr stark sein?«

»Je mehr spaltbares Material vorhanden ist, umso mehr wird im Allgemeinen gespalten. Das ist die Faustregel. Die größeren Atombomben sind im Verhältnis immer effizienter als die kleineren. Je größer eine Atombombe, desto einfacher ist es, sie zu bauen. Bei sehr kleinen Nuklearwaffen muss man sehr genau sein, damit die Bombe kein Rohrkrepierer wird. Aber bei wirklich massiven Bomben ist es ziemlich egal, was man macht. Das Material explodiert auf jeden Fall.«

»Würde die Explosion den Reaktor nicht so zerstören, dass keine Kettenreaktion entstehen kann?«, fragte Katherine verwundert.

Lauri schüttelte den Kopf.

»Das ist ein weit verbreiteter Irrtum. Ein großer Teil der Neutronen kommt mit relativistischen Geschwindigkeiten, mit Millionen Stundenkilometern, mindestens einige Tausend Mal schneller als die Druckwelle. Die Druckwelle hat nur dann eine Bedeutung, wenn die Bombe sehr klein ist, so groß wie eine Erbse oder die Faust eines Menschen. Wenn sie größer ist, erzeugt auch der Druck der Strahlung nur so etwas wie Verdichtungen in der Explosionswolke, auf die dann die Neutronen stoßen. Es ist also ein bisschen so wie bei einer Supernovaexplosion.«

»Was würde dabei für ein Fallout entstehen?«

Lauri machte sich nicht die Mühe zu antworten.

»Aha«, sagte Katherine. »So ist das also.«

Der ständig zunehmende Wind heulte immer lauter, und sie hörten das ferne Donnerrollen. Der Abhang war mit losem Sand bedeckt und stellenweise so steil, dass sie den Sandwall hinabrutschten und damit kleine Erdrutsche von Kies und Geröll bewirkten.

»Und wenn nun der Schnelle Brüter mit Lithium gekühlt wird?«, fragte Katherine unschuldig.

Eis neun, dachte Lauri. Zugleich hatte er ein seltsam absurdes und unwirkliches Gefühl, weil er und Katherine plötzlich auf merkwürdige und überraschende Weise die Rollen getauscht, im Vergleich zum ersten Mal, als sie über dieselben Dinge gesprochen hatten.

»Ich nehme an, dein Bruder hat vorgeschlagen, dass du danach fragst«, knurrte Lauri.

»Er hat Zeit, über vieles nachzudenken«, gab Katherine zu. »Aber du hast noch nicht geantwortet.«

Lauri seufzte.

»Wenn der Reaktor von einigen Tausend Tonnen Lithium 6 umgeben wäre ...«

Lauri beendete den Satz nicht.

»Ich wage hier nicht einmal, eine Mutmaßung anzustellen, so ohne Computer.«

Ein heftiger Windstoß fegte über sie hinweg und hätte sie beinahe umgeworfen. Das Brausen des Windes schien für einen Moment die ganze Welt zu erfüllen. Zugleich begann es heftig zu gießen.

Auf Katherines Gesicht lag ein harter Ausdruck, in dem sich Hass und Verachtung mischten.

»Michael hat gesagt, dass im französischen La Hague zum Beispiel rund siebentausendfünfhundert Tonnen abgenutzte Brennstäbe in vier nahe beieinandergelegenen Abklingbecken liegen«, fuhr sie unbarmherzig fort.  
»Praktisch unter freiem Himmel.«

»Das stimmt, aber ich hab sie dort nicht zusammengetragen.«

»Das hab ich auch nicht behauptet.«

Die Regentropfen prasselten ihnen auf den Rücken, und die Kleider klebten ihnen am Körper. Vom Boden stieg kein Staub mehr auf, denn die obere Schicht war schon nass. Ihre Schritte ließen darunter hellen, trockenen Sand sichtbar werden, aber auch der wurde dunkel und schnell nass.

»Wenn wir den Klimawandel mit Schnellen Brütern verhindern wollen, dann wird es in deren Nachbarschaft sicherlich ähnliche Abklingbecken geben?«

»Das ist unvermeidlich.« EIS NEUN, dachte Lauri.

»All diese Schnellen Brüter und Abklingbecken würden sicherlich hier und da konzentriert und in großen, dichten Ansammlungen gebaut werden?«

»Das nehme ich an. Ich glaube nicht, dass den Menschen die Variante gefallen würde, bei der es überall Kraftwerke gäbe, im Abstand von nur wenigen Kilometern.«

Der Regen lief ihnen in Strömen über Rücken, Kopf und Haare.

»Das heißt, in einem solchen Komplex könnten gleichzeitig noch viel mehr abgebrannte Brennstäbe abkühlen als gegenwärtig in La Hague?«, fuhr Katherine fort.

»Auf jeden Fall.«

EIS NEUN.

Sie waren jetzt völlig durchnässt. Die gewaltigen Regentropfen trommelten auf den Boden wie winzige Granaten und wirbelten kleine Schlammartikel auf. Ihre Hosenbeine waren bis zu den Waden mit Schlamm bedeckt. Das Donnern wurde stärker, und kleine braune Bäche flossen den Abhang hinab.

»Wie viel mehr als in La Hague? Zehn-, zwanzigmal mehr?«

EIS NEUN.

»Vielleicht. Das klingt glaubhaft. So viele wären es in etwa. Mindestens so viele, wenn zum Beispiel in der Zukunft ein Fünftel aller Energie mit Kernkraft erzeugt werden sollte.«

»Michael bat mich, dich zu fragen, was mit all diesen Brennstäben passieren würde ...«

EIS NEUN.

»... wenn ein mit Lithium gekühlter Schneller Brüter dazwischen explodieren würde?«, vervollständigte Katherine ihren Satz.

Lauris Miene genügte als Antwort.

»Die abgebrannten Brennstäbe in den Abklingbecken würden also explodieren? So wie die dritte Phase einer Wasserstoff-Uranbombe?«

»Ja, wenn sehr viele Neutronen kommen«, bestätigte Lauri widerstrebend.

»Und wenn es sich nun um einen Fusionsreaktor handelte?«

EIS NEUN.

»Oder um einen Hybridreaktor, ein Fusionskraftwerk, das zugleich als Schneller

Brüter fungiert?«

EIS NEUN EIS NEUN EIS NEUN

»Michael hat gesagt, dass es wirtschaftlich am rentabelsten wäre, solche Reaktoren zu bauen.«

Lauri antwortete nicht.

»Eine Explosion würde sicherlich ein riesiges Gebiet in Brand stecken?«

»Ja«, bestätigte Lauri. »Das würde sie.«

»Ein wie großes?«

Ein greller Blitz zuckte über den Himmel, fast genau über ihrem Kopf, und einen Augenblick darauf erfüllte ein ohrenbetäubendes Krachen die Welt, sodass sie sich instinktiv zusammenkauerten.

»Das war ganz in der Nähe«, schnaufte Lauri.

»Du hast mir nicht geantwortet«, sagte Katherine streng, ohne sich aus dem Konzept bringen zu lassen. »Bitte schätz das mal, so gut du kannst.«

»Das kann ich nicht ... Aber es sind bestimmt ziemlich viele Faktoren, die das Endergebnis beeinflussen würden. Wie zum Beispiel, ob Wolken am Himmel sind oder nicht. Wolken könnten die Strahlung reflektieren, sodass auch weit jenseits des Horizonts gelegene Gebiete anfangen würden zu brennen.«

Katherine blieb stehen. Der Regen lief in Strömen an ihr herab, sie war so nass wie eine durchweichte Zeitung. Aber sie sah Lauri herausfordernd an.

Ein neuer Blitz spaltete den Himmel.

»Dann gibt es noch die Möglichkeit, dass ...«

Ein krachender Donner übertönte Lauris Worte.

Die Blitze flammten jetzt in kurzen Abständen auf, und der Donner krachte pausenlos und so laut, dass Lauri schreien musste, damit Katherine seine Worte verstehen konnte.

»... dass die Explosion eines Schnellen Brüters ähnlich wie eine riesige Cabasa-Haubitze funktionieren würde«, ergänzte Lauri.

Das Gewitterdonnern und die hämmernde Stimme in seinem Kopf - EISNEUNEISNEUNEISNEUN - vermischten sich in seinen Ohren zu einem fürchterlichen, albtraumhaften Trommeln.

»Wie bitte?«, fragte Katherine.

»Eine Plasmakanone. Eine gelenkte Kernexplosion.«

»Ich bin mir nicht mehr sicher, ob ich das noch hören will.« Katherines Gesicht verzog sich vor Abscheu. »Vielleicht hast du recht, und ich will nun nicht mehr wissen.«

Ungläubig schüttelte sie den Kopf.

»Wenn ich dir noch ein paar Tage zuhöre, fühl ich mich bald wie der Primus der Sonntagsschule oder wie Mutter Theresa«, sagte Katherine.

Der ganze Abhang war jetzt ein einziger Strom aus Schlamm und Wasser, und sie rutschten damit den Hang hinab. Beide waren von oben bis unten mit Morast bedeckt, als sie im Hof von Sierra Vera ankamen.

Grelle, vielfach verzweigte Blitze spalteten pausenlos den von blauschwarzen Wolken bedeckten Himmel, und die Bäume im Garten beugten sich im Wind zu einem straffen Bogen. Es war fast finster.

Lauri öffnete Katherine die Tür und hielt sie gegen den Wind offen, sodass sie hineinschlüpfen konnte. Der Wind ließ die Tür hinter ihnen zuknallen. Die Geräusche des Sturms wurden matter, aber das Krachen des Donners ließ das Haus erbeben, und die aufflammenden Blitze brannten scharfe Linien in die Netzhaut.

Im Licht der Blitze sah Lauri, dass Katherine vor Kälte zitterte. Er holte aus dem Badezimmer einen dicken türkisfarbenen Bademantel und ein großes Handtuch.

»Nimm das für den Anfang. Damit du dich nicht erkältest.«

»Danke.«

Katherine zögerte und sah Lauri fragend an.

»Stört es dich, wenn ich mich hier umziehe?«, fragte sie.

»Nein. Ich gehe und mach uns einen Grog.«

»Bestimmt ist der Strom weg.«

Lauri ging in die Küche. Er schaltete die Induktionsplatte ein, und das rote Signallicht des Herdes leuchtete sofort auf.

Katherine zerrte sich die nassen Kleider vom Leib, ließ sie zu Boden fallen und wickelte sich in den Bademantel. Sie ging zu Lauri in die Küche und betrachtete erstaunt den Herd. Die Platte wurde schon heiß, und die Feuchtigkeit unter dem Wassertopf zischte und knallte, wenn sie als Dampf unter dem Topf hervor entwich. Lauri betätigte den Schalter an der Wand, und zu Katherines Erstaunen ging auch das Licht an.

»Ich hätte gedacht, dass ein solcher Sturm den Strom unterbricht«, sagte sie.

»Ich verwende keinen Netzstrom. Stromleitungen sind hässlich.«

»Woher kommt denn dann dein Strom? Ich meine, gerade jetzt? Gibt es hier große Akkus?«

»Das Kühlsystem der fotoelektrischen Zellen speichert die überschüssige Wärme tief im Felsen«, erklärte Lauri. »Wenn die Sonne nicht scheint, wandeln thermoelektrische Zellen die im Stein gespeicherte Wärme in Strom um.«

»Das klingt vernünftig«, fand Katherine. »Aber sind thermoelektrische Zellen nicht sehr teuer?«

»Nicht mehr. Aus den Zellen vom neuesten Typ gewinnt man die zehnfache Wattmenge.«

»Aha, interessant. Aber solltest du dich nicht auch umziehen, damit du dich nicht erkältest?«

»Das wird sicherlich das Klügste sein.«

»Ich kann den Kochtopf bewachen«, sagte Katherine.

Lauri hängte seine Sachen zum Trocknen auf, zog sich einen Bademantel an und kam zurück. Als das Wasser kochte, gab er Zucker, Rum und heißes Wasser in zwei Becher.

»Danke«, sagte Katherine, als Lauri ihr den Rumgrog reichte.

Katherine setzte sich aufs Sofa, entspannte sich und kostete den Grog. Dann erstarrte ihr Körper plötzlich.

»Nein, lass uns das jetzt doch noch bis zu Ende durchgehen«, sagte sie entschlossen. »So haben wir es abgemacht, und davon wollen wir nicht abgehen.«

Sie sah Lauri herausfordernd an.

»Na?«, sagte sie herausfordernd.

»Was na?«, erwiderte Lauri ausweichend.

»Du hast gesagt, man dürfe die Kette von Schlussfolgerungen, die sich auf die neuen Technologien beziehen, nicht abbrechen. Hier also der nächste Punkt: Sag mir doch, was diese verdammte, wie hast du doch gesagt ... Cabasa-Haubitze? Was bedeutet Cabasa-Haubitze? Eine zielgerichtete Kernexplosion? Was ist das? Davon hab ich noch nie etwas gelesen.«

Lauri rieb sich das Kinn und wirkte leidend. Er dachte daran, dass Freeman Dyson und die anderen Wissenschaftler des Orion-Projekts zu der gleichen Zeit, als sie TRIGAs und andere zivile Forschungsreaktoren sowie Raumschiffe, die sich mit Hilfe von Atombomben bewegten, planten auch eine Nuklearwaffe ganz neuen Typs erfanden. Die Cabasa-Haubitze hätte Millionen Grad heißes Plasma, das durch eine Kernexplosion entstanden war, auf den Feind geschossen.

Nach der von Dyson entworfenen Hauptregel würde sich die anfangs zigarrenförmige Kernexplosion in Form eines Pfannkuchens ausbreiten, die pfannkuchenförmige Kernexplosion jedoch würde wiederum einen an eine Zigarre erinnernden schmalen Plasmastrahl erzeugen.

»Diese Erfindung gehört vielleicht nicht zu den vernünftigsten Momenten der Menschheit«, sagte Lauri.

»Aber was hat sie mit den Schnellen Brütern zu tun?«, fragte Katherine verwundert.

»Ich weiß gar nicht, ob sie überhaupt etwas damit zu tun hat. Das ist nie untersucht worden.«

»Ich finde, du sagst ziemlich oft, dass etwas nicht untersucht worden ist.«

»Das ist nicht nur mein Fehler.«

Wieder flammte draußen ein neuer, greller Blitz auf. Das Haus erbebte von der Kraft des Donners, und im Geschirrschrank klirrten die Gläser.

»Wenn das mal wieder niemand untersucht hat, dann musst du es wohl einfach nach Gutdünken schätzen«, forderte Katherine.

»Die Explosion eines lithiumgekühlten Schnellen Brüters oder Hybridreaktors wäre wohl eher mit Dysons Pfannkuchen als mit seiner Zigarre zu vergleichen«, überlegte Lauri laut.

Das Licht der Blitze flackerte draußen wie ein eingeschalteter Fernseher in einem dunklen Zimmer.

»Wie weit könnten die Plasmabögen reichen?«, fragte Katherine.

»Bei den Atomtests sind nur kugelförmige Explosionen erzeugt worden.

Symmetrische Plasmakugeln. Aber die könnten in ihrer Wirkung sicherlich ziemlich weit reichen. Alles, womit sie in Berührung kommen, würde in Flammen aufgehen. Es würden gewaltige Feuerstürme entstehen.«

»Und wenn nun andere Kernkraftwerke in diese Feuerstürme gerieten? Oder wenn ein Plasmabogen auf einen anderen Schnellen Brüter träfe?«

Lauri machte sich nicht die Mühe zu antworten.

»Aha«, konstatierte Katherine. »Du willst mir also praktisch sagen, dass eine Art Kettenreaktion eine ganz realistische Möglichkeit wäre, wenn unsere Regierung das ganze Land mit Komplexen von Schnellen Brütern vollbauen ließe?«

»Ich versuche, nichts Derartiges zu sagen«, protestierte Lauri.

»Genau das sagst du, wenn man die Dinge bis zum Ende durchdenkt.«

Lauri schaute aus dem Fenster. Die Blitze flackerten nicht mehr ununterbrochen. Das Zentrum des Sturms war vorübergezogen.

»Und wenn wir nun in der Zukunft große Reaktorkomplexe haben, in denen es Hybridreaktoren und parallel dazu Schnelle Brüter und deren Abklingbecken sowie Fusionskraftwerke samt den dazugehörigen Brennstofftanks gibt?«, fuhr Katherine fort. »Und wenn nun ein Tsunami auf einen Schnellen Brüter trifft, der an der Küste liegt? Oder wenn eine Geschützbatterie, die ein Kernkraftwerk gegen Terroristen verteidigen soll, versehentlich losgeht? Soldaten machen doch immer Fehler, jeden Tag, das ist ihre Arbeit, sie werden dafür bezahlt, dass sie nach Kräften Mist bauen.«

»Na, ich weiß nicht, ob das wirklich so ist, aber ...«

Katherines Gesicht glühte vor unterdrücktem Widerwillen.

»Wenn wir also Schnelle Brüter haben, brauchen wir die Terroristen eigentlich zu nichts mehr?«, fragte Katherine herausfordernd. »Na super. Echt klasse.«

Lauri beobachtete Katherines lebhaften Gesichtsausdruck, der gemischte Gefühle widerspiegelte. Katherine stellte ihren leeren Grogbecher auf den Tisch und trat ans Fenster. Minutenlang stand sie dort, wortlos und fast unbeweglich, und betrachtete die sturmgezausten Bäume, das Zucken der Blitze am Himmel und den vom Regen gepeitschten Hof. Ihr Körper war gespannt wie die Sehne eines Bogens. Dann

seufzte sie tief auf, und ihre Muskeln entspannten sich wieder. Sie drehte sich um. Lauri fürchtete sich vor dem, was sie gleich sagen würde.

»Dyson, der Assistent von Washburn, hat mich wieder angerufen«, sagte Katherine. »Ich war nicht bereit hinzugehen. Aber ... ich weiß nicht. Vielleicht könnte ich diesmal etwas herausbekommen. Letztes Mal habe ich es ehrlich gesagt gar nicht versucht. Ich war nicht recht motiviert.«

»Ich weiß nicht, ob das wirklich eine gute Idee wäre«, sagte Lauri abwehrend.

Katherine runzelte die Stirn.

»Jetzt machst du aber auf Softie.«

»Ich kann mir einfach nichts Zusätzliches mehr aufs Gewissen laden«, sagte Lauri und atmete tief durch.

Katherine sah ihn vorwurfsvoll an.

»Du kannst in Selbstmitleid schwelgen, wenn du willst. Aber du bist sicherlich nicht der Einzige, der solche Probleme hat.«

Lauri wirkte unglücklich und alles andere als zufrieden.

»Ich kann auch mit Andrews sprechen«, sagte Katherine.

Lauri sah Katherine an und begriff, dass sie ihren Entschluss schon gefasst hatte. Resigniert schüttelte er den Kopf.

»Du bist ebenso eigensinnig wie Alice«, tadelte Lauri. »Also gut, aber dann gehe ich auch dahin. Wir haben die Kreise sozusagen unterwandert, zumindest ein klein wenig. Washburn hat einen unserer Agenten zu seiner nächsten Party eingeladen, und der darf auch ein paar Kumpels mitbringen. Das sollten David Farley und Gus Taylor sein, aber anstelle von Gus könnte auch ich mitkommen.«

Katherines Stirn legte sich in tiefe Falten. Der Gedanke missfiel ihr offensichtlich.

»Ich will dabei sein für den Fall, dass die Sache zu gefährlich wird«, erklärte Lauri. »Aber du brauchst es nicht zu tun, wir kommen auch so klar.«

»Ich finde, ihr kommt überhaupt nicht klar. Entschuldige bitte.«

»Na dann ... Lass mich dir wenigstens ein paar Dinge beibringen.«

»Ein paar Dinge? Wie zum Beispiel was?«

Katherine wirkte plötzlich sehr misstrauisch.

Katherine und Lauri standen am Schießstand im Keller des Hauptgebäudes von Sierra Vera. Lauri zeigte Katherine, wie die aus dem Kompostbehälter gerettete Neun-Millimeter-Glock funktionierte, wie sie geladen wurde und wo die Sicherung war. Dann reichte er Katherine die Waffe mit dem Kolben voran.

»Bitte«, sagte er.

Katherine sah die Waffe mit Abscheu an.

»Nimm, nimm«, forderte Lauri sie auf.

Widerwillig griff Katherine nach der Pistole.

»Dies soll das einzige und letzte Mal sein. Wenn diese Geschichte vorbei ist, werde ich so ein Ding nie wieder anrühren.«

»Wir haben einen Vertrag.«

»Ich weiß. Aber ich bereue es schon.«

»Na, nun schieß auf die Scheibe und versuch, irgendetwas zu treffen. Aber setz erst die Gehörschützer auf, der Knall ist ziemlich laut hier im Keller, obwohl diese Platten da einen Teil davon schlucken.«

»Jawohl, Vater.«

»Denk daran, dass der Rückstoß ziemlich stark ist.«

Katherine setzte die Gehörschützer auf, richtete die Glock auf die Schießscheibe und drückte ab. Nichts geschah. Die Pistole war gesichert. Katherine seufzte und entfernte die Sicherung. Dann zielte sie erneut und schoss so lange auf die Scheibe, bis das Magazin leer war.

Die Schüsse krachten in dem geschlossenen Kellerraum wie Donner, und der nach Kordit riechende Rauch stach ihr in die Nase. Katherine nahm die Gehörschützer ab, klickte die Sicherung an ihren Platz und reichte die Pistole Lauri.

»Okay, kann ich jetzt gehen?«, fragte sie.

»Du musst noch ein bisschen mehr üben«, protestierte Lauri.

»So schlecht hab ich ja wohl nicht geschossen.«

Lauri ging sich die Zielscheibe ansehen. Die Einschusslöcher lagen sehr nahe am innersten Ring, alle waren Achter oder Neuner. Vor allem bildeten die Treffer eine kleine, dichte Anhäufung, sehr nahe beieinander.

»Du hast noch nie geschossen?«, fragte Lauri verwundert.

»Nein, das hab ich doch schon gesagt. Bist du taub? Ich mag keine Waffen.«

»Aber ... du schießt unvergleichlich gut! Für einen Anfänger, meine ich. Du bist ein Naturtalent.«

»Was hab ich gesagt? Wir können also Schluss machen.«

»Nun sei doch nicht so ungeduldig. Das kann Zufall gewesen sein. Machen wir es noch einmal.«

Katherine seufzte noch tiefer als vor der ersten Runde, fügte sich aber. Unter Lauris Anleitung entnahm sie einer Schachtel neue Patronen und steckte sie ins Magazin. Dann schob sie das Magazin an seinen Platz, wandte sich der Schießscheibe zu und begann sofort zu schießen.

Wieder lagen alle Löcher ganz eng beieinander, aber jetzt noch näher am Zentrum der Scheibe. Es waren auch zwei volle Zehner darunter.

»Na so was ... Du bist also keine heimliche KGB-Agentin oder so was Ähnliches?«, fragte Lauri.

»Lass uns gehen, ich will hier weg.«

Lauri schüttelte den Kopf.

»Noch nicht. Du musst noch ein paar andere Sachen lernen.«

»Na, was denn noch?«

»Ich hoffe wirklich, dass du sie nicht einsetzen musst, aber ... wenn die Sache außer Kontrolle gerät, dann ist es gut, wenn ... Na ja, du weißt schon, was ich meine.«

Lauri nahm ein kleines, durchsichtiges Plastikröhrchen aus der Tasche. Darin befand sich etwa ein Dutzend weißer Pillen.

»Nimm mal eine.«

»Das werde ich garantiert nicht tun. Jedenfalls nicht, bevor du mir erzählt hast, was die enthalten.«

»Das ist ... eine Art Kampfdroge. Battle drugs. Diese Tabletten sind heute streng verboten.«

»Klingt toll. Und damit willst du mich füttern?«

»Die wurden früher häufig eingesetzt, unter anderem in Vietnam. In gewisser Weise funktionieren sie ganz gut, aber sie wurden verboten, weil ... na ja, es gab zu viele zivile Opfer. Offiziell verwenden wir sie also nicht mehr, aber in der Praxis ...«

»Nein, verdammt! Ich denke gar nicht daran, so etwas einzunehmen. Entschuldige bitte. Wie wirken die?«

»Das Zeitgefühl verändert sich. Die Zeit verlangsamt sich quasi. Außerdem wirken sie so, dass du dein Unterbewusstsein und deine Körperreflexe stärker nutzt und weniger dein Bewusstsein. Das ist schneller. Dasselbe kann man auch ohne Drogen, nur durch Training, erreichen. Aber das ist schwieriger und erfordert viel Arbeit. Ich hab das Reitbogenschießen benutzt, um es zu erlernen.«

»Ich könnte zum Beispiel Joga machen. Drogen, nein danke.«

»Die bauen auch ... Hemmungen ab, sodass du bei Be darf fähig bist, einem anderen Menschen Schaden zuzufügen.«

»Und mit so was willst du mich füttern? Schönsten Dank!«

»Die wirken nicht lange. Vielleicht einen Tag.«

»Einen Tag zu lange.«

»Ohne die kannst du überhaupt nichts machen, egal, wie schlimm die Lage wird. Mit klarem Kopf kann der Mensch keinen anderen Menschen umbringen, wenn er nicht ernstlich emotional gestört ist. Es sei denn aus Versehen.«

Lauri wusste, dass die meisten amerikanischen Soldaten, die in Vietnam Menschen getötet hatten, später am posttraumatischen Stresssyndrom erkrankt waren. Ihre durch Herzkrankheiten verursachte Sterblichkeitsrate hatte sich verdoppelt, und viele waren an Drogen und Alkoholismus gestorben oder hatten Selbstmord begangen.

Der Widerwille des Menschen, andere zu töten oder zu verletzen, war immer das größte Problem der Armeen gewesen. Die beste Lösung für dieses Problem waren die Kampfdrogen. Früher verabreichte man den Kriegstruppen vor dem Kampf viel Alkohol, einesteils, um den Männern ihre Angst zu nehmen, andererseits aber mindestens ebenso sehr, um sie in die Lage zu versetzen, dem Feind in den Kopf zu schießen oder ihm das Bajonett in den Leib zu rammen.

Lauri hoffte, dass Katherine sich weigern würde, sodass er den ganzen Plan abblasen konnte.

»Nimm doch mal eine, dann siehst du, wie sie wirkt«, sagte er dennoch zu Katherine. »Und wenn du das nächste Mal zu Washburn gehst, nimmst du vorher eine. Ein, zwei Stunden vorher.«

»Ich will nicht.«

Lauri deutete auf die Modellpuppen im hinteren Teil des Raumes.

»Außerdem will ich dir noch einen Stich zeigen, mit dem du im Bedarfsfall einen Menschen sehr schnell und leicht töten kannst, egal, mit welcher Stichwaffe - ob Messer oder Schere oder Stricknadel oder sonst was. Ich meine, wenn du es unbedingt tun musst.«

»Einen Stich? Nein, nein. Nichts dergleichen. Das Schießen ist schon schlimm genug.«

»Du kannst dort nicht mit einer Waffe herumlaufen. Wenn also etwas passiert, musst du dir eine Waffe beschaffen, und die bekommst du nur, wenn du sie einem von Washburns Männern abnimmst. Da sie dir die Waffe vermutlich nicht freiwillig geben werden ...«

»Du bist schon ein Witzbold.«

»... musst du einem von ihnen etwas tun. Es gibt dort in der Küche bestimmt verschiedene Messer, die du benutzen kannst. Ich meine, wenn du musst.«

»Lauri, nein, nein.«

»Na, dann nicht. Dann vergessen wir das Ganze. Wir kommen auch ohne dich klar.«

Katherine sah, dass Lauri erleichtert war, und in ihren Augen funkelte Ärger. Sie entriss Lauri das Pillenröhrchen und nahm eine Pille in die Hand. Lauri spürte, wie seine Stimmung wieder sank, als Katherine die Pille zwischen den Fingern drehte und sie angewidert betrachtete.

Sie steckte sie in den Mund und schluckte hörbar.

»Okay, bist du jetzt zufrieden?«, fuhr sie ihn an. »Was hattest du noch als Nächstes in deiner schmutzigen kleinen Fantasie Schönes geplant?«

Drei Tage später erschrak Julia Noruz, als sie Lauri Nurmi ins Büro der N. T. U. kommen sah. Das Herz schlug ihr bis zum Halse, und ihr Puls beschleunigte sich.

»Hallo, Julia«, sagte Lauri leise.

Julia sah ihn an. Er hatte zehn bis fünfzehn Kilo abgenommen. Sein Gesicht wirkte welk, unter den Augen hatte er schwarze Ränder und an den Schläfen die ersten grauen Haare, zehn Jahre zu früh. Aber immerhin lebt er, dachte Julia erleichtert.

»Ich hab mir schon ein bisschen Sorgen gemacht«, sagte Julia.

»Ganz unnötigerweise«, versicherte Lauri.

Ich komme nicht in den Himmel, wenn ich so viel lüge, dachte er.

»War sie bei dir ... Katherine?«, fragte Julia plötzlich.

Lauri nickte.

»Ja. Ich danke dir.«

Julia schluckte. Sie wirkte traurig.

»Ich hab mir gedacht, sie könnte dein Typ sein. Trotz dem, was sie in letzter Zeit beruflich gemacht hat. Ich dachte, du würdest sie vielleicht an dich heranlassen.«

Lauri erwiderte nichts.

»Seid ihr jetzt ... Ich meine ...« Julia verschluckte ihre Frage.

Lauri bemerkte, dass sie feuchte Augen hatte.

»Nein«, bestritt Lauri schnell und schüttelte den Kopf. »Wirklich nicht. Nichts dergleichen. Ich empfinde nichts. Überhaupt nichts. Für niemanden. Wie sollte ich das jetzt auch?«

Julia schluckte ein paarmal. Lauri hatte selbst einen Kloß im Hals. O Gott, dachte

er, die arme Julia. O Scheiße, Scheiße, Scheiße, was soll ich jetzt machen?

»Es tut mir leid«, sagte Lauri.

»Das ist nicht nötig«, seufzte Julia. »Es ist nicht deine Schuld.«

»Ich weiß nicht. In gewisser Weise doch.«

»Du kannst es nicht ändern«, sagte Julia und trocknete sich die Augen. »Reden wir von etwas anderem.«

»Seid ihr vorangekommen?«, fragte Lauri hoffnungsvoll. »Habt ihr das Lithium gefunden?«

Julia schüttelte den Kopf.

»Wir suchen eine Nadel im Heuhaufen«, sagte sie.

Lauri betrachtete die Weltkarte an der Wand.

»Die Bombe kann überall sein«, sagte Julia. »Jedes große Kernkraftwerk produziert jährlich fünfhundert Tonnen abgereichertes Uran. Wir haben unsere Geschosse mit Uransprengköpfen fast überall hin verkauft. In zig Länder.«

Ja, das ist zweifellos ärgerlich, dachte Lauri.

»Die Regierung möchte alle Schiffe, die in unsere Häfen kommen, schon dann durchsuchen, wenn sie noch tausend Kilometer vom Ufer entfernt sind«, erzählte Julia.

Lauri pfiß durch die Zähne.

»Das wird eine gewaltige Operation.«

»Wir werden alle gegen uns aufbringen. Europa und Russland und China und alle. Das wird ein Fest für alle, die uns hassen.«

»Wann wollen sie damit anfangen?«, fragte Lauri.

Julia zuckte die Achseln.

»Das weiß ich nicht. Das ist kein leichter Beschluss. Aber bestimmt ziemlich bald. Die Präsidentin ist angeblich sehr besorgt.«

»Eine Schutzzone von tausend Kilometern genügt nicht, wenn sie sechs Tonnen Lithium 6 haben«, sagte Lauri. »Wir müssen etwas anderes versuchen. Wir können nicht abwarten, bis sie ihren Schachzug tun und uns alle töten.«

Lauri Nurmi schaute auf die Uhr. Es war zwanzig nach vier. Er wandte sich an David Farley.

»Sollen wir losgehen?«, fragte Farley.

»Das können wir machen«, bestätigte Lauri.

»Na, dann«, sagte Farley und stand auf.

Andrews und Julia begleiteten sie zur Tür.

»Wir sind innerhalb einer halben Minute drin«, versicherte Andrews. »Sobald ihr uns das Zeichen gebt.«

Es war Lauri bekannt, dass für die Operation mehr als zweihundert Soldaten einer Spezialeinheit zusammengezogen worden waren. Etwas ganz anderes war es, ob diese Tatsache auch wirklich von Nutzen war.

Julia sah Lauri traurig an.

»Seid vorsichtig«, sagte sie. »Ich hab bei dieser Aktion ein ungutes Gefühl.«

»Das hast du doch immer«, lachte Lauri munter.

Als das Taxi in Richtung von Timothy Washburns Wohnung fuhr, fiel Lauri wieder das Manhattan-Projekt ein, mit dem seinerzeit alles begonnen hatte. Welch schreckliche Ironie dieser harmlos klingende Namen doch heute gewonnen hatte. Denn jetzt fürchten wir doch nichts so sehr wie die Möglichkeit, dass das Manhattan-Projekt eines Tages nach Hause zurückkehren könnte. All diese Monster, die ihn in seinen Träumen plagten, waren ja ursprünglich der Asche des Zweiten Weltkriegs entsprungen.

Schon mindestens zehntausend Jahre lang waren die Menschen daran gewöhnt, am meisten fürchten zu müssen, dass ihr Kamerad ihnen das Messer in den Rücken rammt oder ihnen mit der Steinaxt den Hinterkopf zertrümmerte.

Rührt unsere tiefe Neigung zu Misstrauen und Verfolgungswahn gerade von dieser

Steinaxt her, die dem Höhlenmenschen den Schädel gespalten hat, überlegte Lauri. Die Neigung, bösen Willen und Verschwörungen auch da zu sehen, wo nichts als Angst ist. Der Wunsch, die Menschen in solche einzuteilen, die zu uns gehören, und in die anderen, die anders, etwas anderes sind. Fast eine andere Spezies. Vielleicht Wesen, deren Vorväter zig Millionen Jahre in kleinen Jagd- und Sammlergemeinschaften gelebt hatten und zu nichts Besserem imstande waren.

Da aber die Menschen angstbestimmt handelten und so die Ängste der Menschen, die eine andere Sprache sprachen, begründet erscheinen ließen, gaben sie damit auch ihren eigenen Ängsten einen realen Hintergrund.

Das Taxi bog in den Riverside Drive ein. Hier war Oppenheimer groß geworden, am Riverside Drive in New York, erinnerte sich Lauri. Er betrachtete die stahlgraue Oberfläche des Hudson. »Oppy« war in seinen letzten Lebensjahren blass gewesen, ein fast durchsichtiges Gespenst. Seine Seele war zerbrochen. In demselben Maße wie ihm klar geworden war, was sie tatsächlich getan hatten, war er zu einem bloßen blassen Schemen seines früheren, grenzenloses Selbstvertrauen ausstrahlenden Selbst geworden. Ihn hatten wohl nicht einmal die berühmten Bhagavadgita-Zitate trösten können, dachte Lauri. Vor sich sah er in Gedanken das berühmteste Foto von Oppenheimer. Das leidende Gesicht. In den Augen ein angstvoller, verzweifelter Blick.

Szilard, Teller und Wigner hatten Einstein überredet, an Roosevelt zu schreiben, weil sie Angst hatten, dachte Lauri. Einstein hasste die Idee der Atombombe, und Szilard fürchtete sie mehr als irgendetwas sonst. Dennoch hatten sie den entscheidenden Schritt getan und das Manhattan-Projekt auf den Weg gebracht. Weil sie Angst hatten.

Und in gewisser Weise hatten sie auch Grund zur Sorge, überlegte Lauri. Walther Bothe hatte als erster Neutronen erzeugt. Otto Hahn und Fritz Strassmann hatten als Erste damit Urkerne gespalten. Ida Noddack und Lise Meitner hatten als Erste verstanden, worum es eigentlich ging. Klaus Clusius hatte herausgefunden, wie man Uranisotope voneinander trennen konnte, und Carl-Friedrich von Weizsäcker hatte als Erster erkannt, dass Plutonium der leichteste Weg zur Bombe war, weil man es chemisch vom Uran trennen konnte. Sie alle waren Deutsche oder Österreicher. Lise Meitner zum Beispiel war damals natürlich schon in Schweden in der Emigration, deprimiert und arbeitsunfähig - und sie wollte ohnehin nichts mit der Planung irgendeiner Bombe zu tun haben. Auch Einstein war wegen Hitlers Verfolgungen schon aus seiner Heimat geflohen. Aber die Deutschen hatten noch ein anderes Supergenie, den glänzenden Werner Heisenberg, und gerade Heisenberg war aus seinem Versteck in den bayerischen Bergen herbeigeholt

worden, um Hitlers Kernwaffenprogramm zu leiten.

Nur wollte Heisenberg für Hitler keine Atombombe bauen. Er hatte für das Kernwaffenprogramm von Groß-Deutschland ein Budget in Höhe von dreihundertfünfzigtausend Reichsmark, das sind zweiundachtzigtausend Dollar, aufgestellt, so als hätte er nicht verstanden, dass die Herstellung einer Atombombe eine große industrielle Anstrengung erforderte. Für das Manhattan-Projekt arbeiteten wenig später insgesamt sechshunderttausend Menschen, und die Jahresgehälter der einzelnen Forscher waren auf über zehntausend Dollar gestiegen. So hat Heisenberg vielleicht allein das Endergebnis des ganzen verdamnten Weltkriegs entschieden, dachte Lauri. Heisenberg hatte versucht, Niels Bohr die Sache zu erklären, als sie sich in Kopenhagen trafen. Aber Bohr hatte niemals als guter Zuhörer gegolten. Er war aufgebraust, lief auf Hochtouren und hatte aus Heisenbergs Worten selektiv nur die Information herausgefiltert, dass Deutschland ein Kernwaffenprogramm hatte.

Die Straßen wurden voller, und der Verkehr staute sich. Das Taxi kroch nur noch langsam dahin. Der Bürgersteig war voller Menschen, Männer und Frauen. Kinder, Jugendliche, Greise. Darunter Weiße und solche, die wie Afrikaner oder Asiaten aussahen. Hier gibt es Menschen aus der ganzen Welt, dachte Lauri. Am Flussufer hielten einige Hoffnungsvolle ihre Angelschnur ins Wasser.

Warum muss die Weltgeschichte immer so verworren, unklar und chaotisch voranschreiten, sinnierte Lauri. Warum kann es darin keine großen und klaren Bögen und leuchtend rote Richtschnüre geben, ein bisschen so wie in der altmodischen, schamlos nationalistischen Geschichtsschreibung, bei Grimberg oder Herodot? Es wäre schön, wieder zu wissen, wer die wirklich Guten und wer die wirklich Bösen sind! Was haben wir nur damals gemacht, als wir Hiroshima und Nagasaki zerstörten? Das könnte das Einzige sein, wegen dem man sich auch in zweitausend Jahren noch an uns erinnert. So wie man sich in alle Ewigkeit an die Mongolen erinnern wird wegen dem, was sie seinerzeit in Bagdad getan haben. Natürlich ging es darum, den Russen einen Schreck einzujagen. Und sie haben ja auch einen Schreck bekommen. Sie sind nur etwas zu sehr erschrocken, und wir wissen, was alles darauf folgte. Es kann sein, dass wir alle einige Male kurz davor waren zu sterben, weil sie zu sehr erschrocken waren. Und Perimetr existiert immer noch, dachte Lauri, bis auf den heutigen Tag. Der Totmannschalter von Doktor Seltsam.

»Wie habe ich aufgehört zu trauern und gelernt, die Bombe zu lieben«, sagte Lauri laut.

»Wie bitte?«, fragte Farley verwundert.

»Hast du *Dr. Seltsam* gesehen?«

»Den Film? Wer hätte das nicht. Was ist damit?«

»Na, darin haben die Russen doch so eine Bombe, die die ganze Welt vernichten kann und die automatisch explodieren würde, wenn auf die Sowjetunion Atomraketen abgeschossen würden. Die erinnerte ja durchaus ein bisschen an das richtige Perimetr, also das System, das die Russen in Betrieb nahmen, als die Nato Anfang der 1980er-Jahre taktische atomare Sprengköpfe in Europa stationierte, trotz der Proteste der Friedensbewegung. Wenn die Sowjetunion danach mit Nuklearwaffen angegriffen worden wäre, hätten die Computer des Perimetr automatisch die eigenen Raketen abgeschossen, selbst wenn alle Kommandozentralen zerstört gewesen wären.«

»Na und?«

»Ich hab nur gedacht, dass das ganze Perimetr vielleicht überflüssig war«, überlegte Lauri. »Dass die Russen es umsonst gebaut haben. Denn etwas Entsprechendes gab es in gewisser Weise schon. Das hat nur niemand begriffen. Denk nur an den Bericht von Stafford, Medlin und Nicholson.«

»Heute bist du aber philosophischer Laune«, schnaubte Farley verächtlich.

Es ist so vieles passiert, weil wir zu große Angst hatten, dachte Lauri, teilweise sogar ganz unnötigerweise. Aber diesmal dürften unsere Ängste nicht unbegründet sein, diesmal ist es ernst. Noch realer als diesmal kann eine Bedrohung nicht mehr werden.

Vor Akiko Naburo, Kenzaburo Niori und ihren Kollegen stand ein großer Tisch, der von Satellitenbildern übersät war. Es waren Tausende, und sie alle stellten dasselbe Objekt dar. Auf allen war dasselbe gedeckte Motorboot zu sehen. Auch die Wände des Direktionsraums waren mit diesen Bildern bedeckt.

»Die von Donovan getöteten oder verletzten Yakuza sind identifiziert«, sagte Niori. »Die Überlebenden sind verhört worden, desgleichen alle Mitglieder derselben Organisation, die wir gefasst haben. Die Verhöre haben, zumindest bisher, nichts Weiterführendes ergeben.«

Akiko hatte gehört, dass Alice Donovan tot war. Das betrückte sie sehr, denn sie hatte Alice aufrichtig gerngehabt.

»Dann haben wir den Lithiumtransport aus Osaka«, fuhr Niori fort.

Akiko warf einen Blick auf die Satellitenbilder an der Wand und auf dem Tisch. Das Problem bestand darin, dass auf keinem einzigen der Fotos außer dem Motorboot ein anderes, größeres Schiff zu sehen war.

»Meines Erachtens können wir es als erwiesen ansehen, dass die Module genau mit diesem Boot transportiert worden sind«, sagte Niori. »Alle Fachleute sind der Ansicht, dass die Strahlenspuren das unbestreitbar bestätigen.«

Sie waren auch alle anderen nur irgend in Frage kommenden größeren und kleineren Schiffe durchgegangen, die zu der entsprechenden Zeit den Hafen von Osaka verlassen hatten. In ihren Laderäumen hatte sich keine geeignete Menge radioaktiver Strahlung gefunden. Es war also praktisch klar, dass die Module nicht darin transportiert worden waren. Selbst wenn die Module im Hafen in Container verpackt worden wären, die mit einer dicken Bleischicht ausgekleidet waren, hätten die Spuren von Strahlung doch stärker sein müssen.

»Nachdem das Motorboot den Hafen von Osaka verlassen hat, steuert es direkt aufs offene Meer hinaus«, fasste Niori zusammen. »Ungefähr bei der tiefsten Stelle des Japanischen Grabens biegt es nach Nordosten ab. Es fährt weiter über dem Japanischen Graben bis auf die Höhe von Tokio und dann nach Norden, sein Weg verläuft im Wesentlichen in derselben Richtung wie die Senke. Bei der Südspitze von Hokkaido ändert es wieder seinen Kurs nach Nordost. Schließlich macht es

eine Kehrtwende auf die Nordostspitze von Hokkaido zu und landet in einem kleinen Fischerdorf.«

Akiko Nobura hatte ihren Chef noch niemals so müde gesehen. Niori tat ihr leid. Der Erwartungsdruck, der in den letzten Wochen auf ihm gelastet hatte, musste erdrückend gewesen sein.

»Wiederholen wir jetzt alles noch einmal«, sagte Niori erschöpft. »In der Hoffnung dass es uns weiterbringt.«

Alle sahen, dass er seinen eigenen Worten nicht glaubte.

Niori trat zu der an der Wand hängenden Karte und fuhr mit dem Finger darüber.

»Mit Hilfe der Satellitenbilder, die uns verschiedene Länder überlassen haben, konnten wir die Fahrt des Motorboots rekonstruieren, von hier, von Osaka, hierher, zur Nordostspitze von Hokkaido.«

Akiko betrachtete die Bildkollage an der Wand. Es gab keine Lücken. Keine einzige Unterbrechung. Das Motorboot hatte keine Begegnung mit anderen Schiffen gehabt.

»Auf den Satellitenfotos ist die von uns gesuchte Begegnung nicht zu sehen«, resümierte Niori. Er klopfte mit dem Finger auf das schwarze Kreuz, das mit Filzstift auf die Nordostspitze von Hokkaido gemalt worden war.

»Als das Motorboot in diesem Fischerdorf auf Hokkaido ankommt, hat es die Module nicht mehr an Bord.«

Sie hatten in dem Dorf Hunderte von Interviews gemacht. Mindestens zwanzig Augenzeugen hatten denselben Bericht bestätigt. Nach der Landung des Boots waren vier Männer von Bord gegangen. Sie hatten das große Motorboot am Kai vertäut. Dann waren sie einfach losgegangen und rasch zu den Autos gelaufen, von denen sie in einiger Entfernung erwartet wurden.

»Sie gingen mit leeren Händen«, setzte Niori seine Zusammenfassung fort.

Zumindest hatten sie keine sechs Tonnen Lithium bei sich, dachte Akiko.

»Was bleibt also übrig?«, fragte Niori.

Sie müssen die Module im Meer versenkt haben, dachte Akiko. Höchstwahrscheinlich durch irgendwelche Bodenluken. Das wäre nicht sehr schwierig.

»Es könnte sich um ein U-Boot handeln«, sagte Niori. »Die andere und vielleicht wahrscheinlichste Alternative ist, dass man die Module mit der Meeresströmung in eine Richtung hat treiben lassen, wo ein Schiff sie letztlich aufgelesen hat. In einer bestimmten Weise konstruierte Schwimmkörper hätten dann die Module am Untergehen gehindert, jedoch unter der Oberfläche gehalten.«

Es gibt auch noch eine dritte Möglichkeit, dachte Akiko, und ich glaube daran, weil ich, wäre ich an der Stelle der Terroristen gewesen, es genau so gemacht hätte. Das würde auch erklären, warum sie mich und Alice töten wollten, wofür übrigens niemand eine vernünftige Erklärung gefunden hat. Ich glaube, dass ich recht habe, aber ich weiß nicht, ob mir jemand glaubt, dachte Akiko. Hier in Japan glaubt mir vermutlich niemand. Außer vielleicht Niori.

Was wiederum die Amerikaner betraf, war die Situation viel klarer. Akiko war sich hundertprozentig sicher, dass in den Vereinigten Staaten niemand auf ihre Theorie hören würde.

Lauri schrak aus seinen Gedanken hoch, als David Farley ihn an der Schulter rüttelte.

»Wir sind gleich da.«

»Gut«, sagte Lauri. »Ich war einen Augenblick mit meinen Gedanken woanders.«

»So kam es mir auch vor«, bestätigte Farley. »Aber wir haben wohl auch nichts weiter zu besprechen im Moment.«

Als sie kurz darauf auf den Haupteingang von Timothy Washburns riesigem Haus zuingen, regten sich in Lauris Kopf böse Ahnungen.

»Bist du okay?«, fragte Farley.

Sieht man mir meine Besorgnis tatsächlich an, fragte sich Lauri.

»Alles im grünen Bereich«, versicherte er. »Gehen wir.«

Abgesehen davon, dass Alice starb, als ich das letzte Mal dieses Gefühl hatte, dachte Lauri finster. Vielleicht sollte ich nicht hier sein. Und vor allem sollte Katherine nicht hier sein. Sie hat mir geholfen, mir vielleicht sogar das Leben gerettet. Ich hätte sie nicht mehr hierherlassen dürfen.

Washburn stand an der Tür und begrüßte seine Gäste mit Handschlag. Lauri erkannte ihn sofort nach den Fotos, die er gesehen hatte. Ein dunkelhaariger, fast satanisch gut aussehender Mann, in dessen Augen und Mundwinkeln jedoch eine feine, bittere Nuance lag, die er nicht verhehlen konnte oder die er trotz seines schmeichlerischen Lächelns gar nicht verbergen wollte.

Jedenfalls wirkt Mister Washburn nicht wie ein sehr glücklicher Mensch, dachte Lauri. Andererseits, warum sollte er einer sein, wir haben mit einem einzigen Schlag alle Menschen getötet, die er geliebt hat.

»Tim, dies ist John Mitchell«, sagte einer der bei der Tür stehenden Männer zu Washburn. »Du weißt doch noch, was ich dir von ihm erzählt habe?«

»Ja, natürlich, nett, Sie kennenzulernen, Mister Mitchell«, sagte Washburn und reichte Farley die Hand. »Treten Sie näher, und genießen Sie, was das Haus zu bieten hat. Bitte fühlen Sie sich wie daheim.«

»Danke, Mister Washburn«, sagte Farley. »Ich freue mich sehr über die Einladung. Dies hier ist mein Geschäftspartner Arthur Hall.«

Farley deutete auf Lauri. Der nickte Washburn zu.

»Er sieht aus wie ein sehr kompetenter Mensch«, sagte Washburn sofort.

»Das ist er«, bestätigte Farley.

David Farley alias John Mitchell und Lauri Nurmi alias Arthur Hall gingen ins Haus, vorbei an den beiden von Washburn an die Tür beorderten Wachleuten. Drinnen erklang laute Rockmusik. Lauri stellte fest, dass sie aus großen Lautsprechern kam, die unter der Decke hingen. Die Trommeln und die Bässe der Gitarren konnte er im Unterleib spüren. Sie holten sich von dem üppig bestückten Büfett etwas zu trinken und zu essen. Auf dem Tisch gab es alles nur Erdenkliche, angefangen bei verschiedenem Aufschnitt über Shrimps bis hin zu Austern und Kaviar. Der Nachbartisch bog sich unter alkoholischen Getränken.

Lauri schaute sich um und versuchte zu zählen, wie viele Männer von Timothy Washburn anwesend waren. Eine Viertelstunde später war er überzeugt, dass mindestens zwanzig höchstwahrscheinlich bewaffnete Typen im Haus waren. Sie waren vermutlich Sicherheitsleute, die auf Washburns Lohnlisten standen, oder obskure Geschäftspartner von ihm. Bei vielen war es sehr schwer zu sagen, zu welcher Kategorie sie gehörten, denn ein Teil der Sicherheitsleute hatte sicherlich die Anweisung bekommen, sich unter die Gäste zu mischen.

Gäste, die unbewaffnet wirkten, gab es weit über hundert, und es war unmöglich zu sagen, was für Leute das waren. Alle waren Männer. Die einzigen Frauen waren Prostituierte, die von Washburns Männern angeheuert worden waren. Es mussten etwa dreißig sein, einige davon nur sehr leicht bekleidet. Von Zeit zu Zeit verschwand eine von ihnen mit einem von Washburns Gästen über die Treppe im Obergeschoss. Lauri bemühte sich, unter ihnen nicht nach Katherine Ausschau zu halten. Er hatte sie zuletzt am Abend vorher gesehen, und da hatte sie versprochen, zwei von Lauris Kampfdrogen zu schlucken. Zur Sicherheit.

Lauri trank seinen Weißwein aus und ging sich ein weiteres Glas holen. Er dachte, er würde Aufmerksamkeit erregen, wenn er nicht so wie die anderen trank. Farley

sah er nirgendwo. Wo war David geblieben?

»Möchtest du mit mir nach oben gehen, Honey?«, fragte Katherines Stimme neben ihm.

Lauri erschrak und wandte sich Katherine zu. Zuerst sah er nur ihre Augen, die durch die Schminke gewaltig vergrößert wirkten.

Dann sah er, dass Katherine nur sehr spärlich bekleidet war, aber dafür umso mehr schnörkelige, rote und schwarze Hennatattoos hatte, die ihren Körper von den Zehen bis zum Hals bedeckten.

»Oh Himmel, Katherine«, sagte Lauri atemlos.

»Keine Überreaktion«, sagte Katherine. »Wir erregen nur Aufmerksamkeit, wenn du zu stark auf mich reagierst. Ich soll die Gäste ansprechen und sie nach oben bitten.«

»Aber dein Outfit. Oder besser ... dessen Fehlen.«

»So wollten sie mich hier haben«, sagte Katherine, und in ihrer Stimme schwang plötzlich eine Prise Bitterkeit. »Tu nur nicht scheinheilig, das ertrage ich jetzt nicht. Ihr habt mich doch selbst hierhergeschickt.«

»Ich habe versucht, dich nicht zu bemerken«, murmelte Lauri.

»Das habe ich gesehen. Deshalb habe ich gedacht, ich spreche dich selbst an. Wenn du mich überraschenderweise am falschen Ort erblickt hättest, dann wärest du vielleicht so erschrocken, dass Washburn und seine Männer sich gewundert hätten.«

»Ich weiß nicht, ob ich dich überhaupt in diesem Outfit sehen will. Das heißt, hier, in diesem Outfit.«

»Das war jetzt wohl ein freudscher Versprecher«, bemerkte Katherine trocken und vielleicht ein bisschen enttäuscht. »Aber darauf können wir später zurückkommen. Aber denk daran, dass ich ziemlich teuer bin.«

»Nun überinterpretiere meine Versprecher mal nicht.«

»Bedenke, das Schlimmste ist immer das, was du dir nur vorstellen musst«, sagte

Katherine. »Und kümmere dich nicht zu viel um mich, ich mache das seit vielen Jahren. Ich bin so gefragt, dass ich morgen ganz krank sein werde, aber ich werde nicht daran sterben. Darum musst du dir keine Sorgen machen. Ich habe vermutlich auch deine Pillen ganz umsonst eingenommen.«

Lauri wirkte nicht besonders glücklich, trotz Katherines Worten.

»Okay, jetzt glaube ich dir allmählich, dass du nicht mit hinaufkommen willst, weil du zu tun hast, und so lasse ich dich hier. Moment, nur noch ein kleiner Kuss auf die Wange ...«

Katherine drückte Lauri einen leichten Kuss auf die Wange und ging weiter. Lauri bemerkte, dass seine Handflächen schwitzten und dass sich auch seine Stirn nass anfühlte. Teufel noch eins, das hätte Katherine sich sparen sollen, dachte er. Ein unnötiges Risiko. Davon abgesehen ... Alles, was sie gesagt hatte, war natürlich wahr gewesen.

Lauri bemerkte, dass Washburn ihn von der Tür aus beobachtete. Lauri hob die Hand mit dem Weinglas zum Gruß, und Washburn kam auf ihn zu.

»Mister Hall«, begrüßte ihn Washburn.

»Eine schöne Party«, kommentierte Lauri. »Prachtvolle Mädels und gutes Essen.«

Washburn nickte, leicht zerstreut.

»Wir beide dürften wohl ziemlich viel gemeinsam haben«, sagte Washburn überraschend. »Ich meine, im Licht Ihrer jüngsten Errungenschaften.«

»Entschuldigung, jetzt bin ich nicht sicher, ob ich Sie richtig verstanden habe. Was meinen Sie?«

Washburn setzte ein wissendes Lächeln auf. Oh verdammt, weiß er, wer ich bin, überlegte Lauri. Spricht er von Arthur Hall oder von mir selbst? Das, was er gerade gesagt hat, könnte ... irgendwie ... auf mich selbst zutreffen. Aber wie passt es zu der Legende von Arthur Hall?

»Sehen Sie, Mister Hall, wenn Sie Ihre Kinder und Ihre Frau und Ihre Mutter schreien hören, weil sie gerade verbrennen, dann brennen Sie auch selbst«, fuhr Washburn fort. »Dann bleibt von Ihnen nur Asche übrig. Aber das ist seltsame Asche, denn sie erkaltet nie. Sie schwelt ewig. Ein bisschen so wie radioaktive

Asche.«

Warum erzählt Washburn mir das alles, fragte sich Lauri verwundert.

Gleichzeitig musste er sich eingestehen, dass Washburn in gewisser Weise ganz recht hatte, wenn er sagte, dass er und Lauri viel Gemeinsames hatten. Sie hatten beide alles verloren, was ihnen einmal etwas bedeutet hatte. Sie beide hatten nichts mehr, keine geliebten Menschen, kein Vaterland, keine Ideale, von Zielen oder Träumen ganz zu schweigen. Sie waren beide, mit Washburns Worten, nichts als heiße, ewig schwelende Asche. Asche, aus der sicherlich die in der Hölle schneidenden Flocken bestanden. Sie beide waren wandelnde Leichname. Lebende Tote, die gleichsam nur pro forma beschlossen hatten, sich noch eine Weile zu bewegen und zu atmen, um etwas Wichtiges zum Abschluss zu bringen.

»Wissen Sie, was das ureigenste Spezialgebiet dieses unseres großen und feinen Landes ist?«, fragte Washburn.

»Ja, da gibt es ja so einiges«, antwortete Lauri unbestimmt.

»Richtig, aber eines übertrifft doch alles: Wir sind besonders gut darin, Menschen bei lebendigem Leib zu verbrennen«, sagte Washburn, und seine Stimme klang eisig. »Sogar die Nazis haben sich die Mühe gemacht, die Juden zu vergasen, bevor sie sie verbrannten. Die Inquisition erwürgte ihre Brandopfer, bevor der Scheiterhaufen angezündet wurde. Aber für uns ist es Ehrensache, die Menschen lebend zu verbrennen. Darauf verstehen wir uns wirklich. Denken Sie mal an die Thermitbrandbomben des Zweiten Weltkriegs. Den weißen Phosphor. An Napalm. An Nuklearwaffen, Hiroshima und Nagasaki. Die Benzin-Luftgemisch-Sprengkörper. Die thermobarischen Bomben. Die Urangeschosse. Großartig! Eine super Pyrotechnik! Kein unnötiges Geheul oder Gewimmer. Keine unnötigen Fragen. Selbst die Inquisition hat die Frauen pro forma immer gefragt, ob sie sich mit dem Teufel vereinigt hatten, bevor sie verbrannt wurden. Aber wir brauchen unsere Zeit nicht mehr mit Formalien zu verschwenden. Da wir die Demokratie verteidigen, können unsere Bomben keinen Schaden anrichten. Es sind immer, per definitionem, demokratische und gerechte Bomben. Mit uns ist alles einfacher. Ein Augenblick nur, und du bist Asche. Falls du zufällig im Weg stehst, bist du automatisch ein Kämpfer der Gegenseite oder zumindest eine Art Terrorist. Du bist also selbst schuld.«

Lauri lachte, ziemlich hart, denn Washburns Worte zeugten von einer Weltsicht, die schwarz war wie die Hölle.

»Man könnte Ihre Sichtweise durchaus als leicht zynisch bezeichnen«, sagte er.

»Wie auch immer«, sagte Washburn. »Aber ist es nicht trotzdem wahr?«

Lauri sah, dass einer von Washburns Männern diesem von der nach oben führenden Treppe ein Zeichen gab.

»Entschuldigen Sie mich, ich muss mich jetzt um das Wohl der anderen Gäste kümmern«, bedauerte Washburn. »Aber es war sehr angenehm und interessant, Sie kennenzulernen, Mister Hall. Ich hoffe, dass wir Ihre Gesellschaft bald wieder genießen können.«

Washburn stieg die Treppe zum ersten Stock des Hauses hinauf. Lauri sah ihm verwundert nach. Hatte er durch dieses Gespräch etwas Neues erfahren? Eigentlich nicht. Außer, dass es ihm so vorkam, als wüsste Washburn sehr genau über alles Bescheid, was sie geplant hatten. Aber wie hatte er ihre Pläne herausbekommen können, wenn nicht ein Mitarbeiter der N.T.U. ein Verräter war? Lauri glaubte nicht an diese Möglichkeit. Vielleicht hatte er nur Washburns Äußerungen überinterpretiert. Oder vielleicht standen in Arthur Halls Legende Details, die er selbst nicht kannte. Vielleicht hatte er aus Versehen irgendein Memorandum übersehen. Er musste in Zukunft sorgfältiger sein!

Lauri wollte Farley danach fragen, aber er sah ihn nirgends. Seltsam, dachte er. Er wanderte durch das ganze Erdgeschoss und schaute auch in den Garten, sah Farley aber nicht. Sollte er Gefallen an den von Washburn engagierten Prostituierten gefunden haben und ins Obergeschoss hinaufgegangen sein?

Das konnte Lauri kaum glauben. Aber wo war er dann?

In diesem Moment hörte er hinter sich ein leichtes Hüsteln. Lauri drehte sich um und begegnete dem Blick eines von Washburns Sicherheitsleuten. Der Mann hatte auf der Brust ein kleines, mit einer Sicherheitsnadel befestigtes Plastikschildchen, auf dem nur ein Familienname stand. Collins.

»Sie suchen wohl Ihren Freund?«, fragte Collins. »Er möchte mit Ihnen etwas besprechen. Er sagt, es sei wichtig.«

»John?«, fragte Lauri verwundert.

In seinem Kopf ging eine rote Alarmleuchte an.

»Ja, genau«, bestätigte Collins. »Mister Mitchell.«

»Wo ist er?«

»Oben. Ich kann Ihnen den Weg zeigen.«

Was zum Teufel hat Farley gemacht, fragte sich Lauri. Hier stimmt jetzt etwas nicht.

Lauri folgte Collins die Treppe hinauf. Sein Puls klopfte heftig. Oben öffnete Collins die erste Tür im Gang und bedeutete Lauri einzutreten.

Lauri folgte Collins' Aufforderung und betrat einen drei oder vier Meter langen Korridor. Der Korridor endete in einem großen Wohnzimmer, und dort angekommen, bemerkte Lauri sofort zwei Einzelheiten.

David Farley lag auf dem Fußboden mit gespreizten Beinen. Er rührte sich nicht, und seine Augen hatten einen glasigen Blick. Er lag in einer großen Blutlache, und seine Kehle war durchschnitten. Neben seiner Leiche lag ein Messer, das wie ein Fischfiletmesser aussah. Die dünne, lange Klinge war dick mit geronnenem Blut bedeckt.

Der zweite, Lauris Aufmerksamkeit fesselnde Umstand waren Tim Washburn und zwei seiner Männer. Alle drei hatten eine Pistole in der Hand, und alle drei waren auf Lauri gerichtet. O Scheiße, fuhr es ihm durch den Kopf. Er hörte auch hinter sich ein schwaches Klicken, als Collins seine Waffe entsicherte.

»Tritt näher, bitte«, sagte Washburn und lächelte liebenswürdig.

Lauri wandte den Kopf ein paar Grad nach links, sodass er genau sah, wo Collins stand. Keine Chance, dachte er. Collins stand in der Tür, zu weit weg, mindestens drei Meter entfernt. Lauri war unbewaffnet, und er hätte es nicht geschafft, seine Waffe zu ziehen, selbst wenn er eine gehabt hätte.

Sie waren direkt in die Falle getappt. Aber er und Farley hatten nicht im Traum damit gerechnet, dass Washburns Männer sie in dessen Haus angreifen könnten. Das war vollkommener Wahnsinn. Hatten sie keine Angst, gefasst zu werden? Wussten sie nicht, dass ihr Haus beobachtet wurde?

»Setz dich dort auf den Stuhl«, forderte Washburn ihn auf.

»Wenn ihr mit John irgendeinen Streit hattet, geht mich das nichts an«, versuchte es Lauri, obwohl er wirklich nicht glaubte, dass Trickserei ihm irgendetwas bringen würde. »Ich hab mit ihm Geschäfte gemacht, aber ich werde nicht ausflippen, auch wenn ihr ihn umgelegt habt. Nur zu, ihr hattet bestimmt einen Grund dafür.«

»Wir sollten uns unnützes Gelaber jetzt vielleicht doch sparen, Mister Nurmi«, sagte Washburn. »Ich weiß, wer Sie sind und wer der unglücklicherweise gerade verschiedene Mister Farley war. Wenn du also jetzt das tun würdest, was ich vorgeschlagen habe, dann würden wir in der Sache vorankommen.«

Lauri öffnete den Mund, um zu protestieren, aber Washburn schüttelte den Kopf.

»Du könntest mir einen langweiligen Auftritt ersparen und mir glauben, dass ich alles weiß, was ihr in letzter Zeit getrieben habt.«

Lauris Miene ließ seine Ungläubigkeit offen erkennen. Washburn lachte.

»Rat mal, wem die Firma gehört, die eure besten Abhöreranlagen produziert«, lächelte Washburn. »Aber könntest du dich setzen, damit ich dir kein Loch in den Bauch schießen muss?«

Lauri setzte sich auf den Platz, den man ihm angewiesen hatte. Washburn und seine Männer hielten ihre Waffen die ganze Zeit fest auf ihn gerichtet. Immer noch keine Chance, dachte Lauri. Washburn besaß also ein Unternehmen, das moderne Abhöreranlagen herstellte. Verfluchte Scheiße! Wieso hatten sie das nicht gewusst?

Vielleicht waren die tatsächlichen Besitzverhältnisse einfach zu gut hinter allzu vielen nachrangigen Tochterunternehmen und Portfolioverwaltungsfirmen versteckt? Und Katherine? War sie in Gefahr? Lauri versuchte zu überlegen, was Washburn über Katherine wusste, wenn er Mikrofone in ihrem Büro installiert hatte. Was hatten sie im Büro gesprochen und was nur in Sierra Vera und bei Katherine zu Hause?

»Und dann könntest du langsam anfangen, dich auszuziehen«, sagte Washburn.

»Was?«, fragte Lauri verwundert.

»Ich will kein Risiko eingehen. Du könntest Mikrofone oder etwas anderes bei dir haben. Zieh alles aus.«

»Aber ...«

»Würde es helfen, wenn ich dir eine Kugel in den Fuß schieße?«

Lauri verstand, dass er besser gehorchen sollte. Er zog sein Jackett, die Schuhe und Strümpfe aus.

Dann knöpfte er sein Hemd auf und ließ es zu Boden fallen.

»Steh auf, und zieh die Hose aus«, kommandierte Washburn. »Aber keine jähen Bewegungen.«

Lauri stand auf und zog die Hose aus.

»Auch die Unterhose«, forderte Washburn ihn auf.

Lauri gehorchte.

»Und jetzt?«, fragte Lauri, der jetzt so nackt vor den Männern stand, wie Gott ihn geschaffen hatte.

»Jetzt bringst du das Kleiderbündel hierher und kehrst zu deinem Stuhl zurück«, kommandierte Washburn. »Versuch nur, mir die Kleider ins Gesicht zu werfen, wenn du willst. Aber wir zielen jetzt auf dein Bäuchlein, sodass das dann ziemlich weh tut.«

Lauri brachte seine Kleider an die Stelle, die Washburn ihm bezeichnet hatte.

»Stopp, nicht weiter«, kommandierte Washburn.

Lauri kehrte zurück und setzte sich wieder auf den Stuhl.

Collins, der in der Tür gestanden hatte, untersuchte Lauris Kleider mit einem Metalldetektor und mit einem anderen Gerät, das Lauri nicht erkennen konnte. Dann warf er den Kleiderhaufen Lauri zu Füßen.

»Du kannst dich wieder anziehen, wenn du willst«, sagte Washburn.

Lauri zog sich wieder an. Zwei Männer holten Farleys Leiche, während Collins das Filettiermesser, das neben Farley gelegen hatte, vom Fußboden aufhob. Er ging damit hinaus und schloss die Tür hinter sich.

»Ich hab mich schon ein bisschen gewundert, dass ihr gar nicht aufgetaucht seid«, schmunzelte Washburn. »Ich bin eigentlich nicht überrascht darüber, dass keiner unserer Gäste, die alle Geschäftsleute sind, euch etwas erzählt hat. Ich bin anscheinend so vermögend, dass sie wohl beschlossen haben, mit ihren Taschenrechnern und nicht mit ihrem Gehirn zu denken und alles Verdächtige mit irgendeiner Ausrede wegzuerklären. Aber ich habe mich gefragt, ob euer berühmter Echelon tatsächlich nichts findet und ob nicht eine von den Nutten, die wir hierhergekarrt haben, irgendwann zur Polizei geht und singt. Wir haben doch einige davon ziemlich hart angefasst. Weiß der Teufel, wir waren mit unseren Reden so nachlässig, wie wir es nur sein konnten, ohne dass das Ganze wie eine Inszenierung gewirkt hätte.«

Lauri hatte das schreckliche, schwindelerregende Gefühl, dass die Dinge wieder einmal nicht so waren, wie sie sein sollten, dass sie wieder einmal auf dem Holzweg waren, und diesmal vielleicht schlimmer als damals, als sie die *MS Bristol* attackiert hatten. So als hätte er Schach gespielt gegen einen Weltmeister, der seine Sache beherrschte, und wäre sich immer deutlicher der Tatsache bewusst geworden, dass sein Gegner ihm bei seinen Berechnungen viele Züge voraus war und auch ihm jeden seiner eigenen Züge diktierte.



